This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

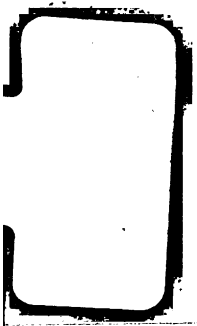
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

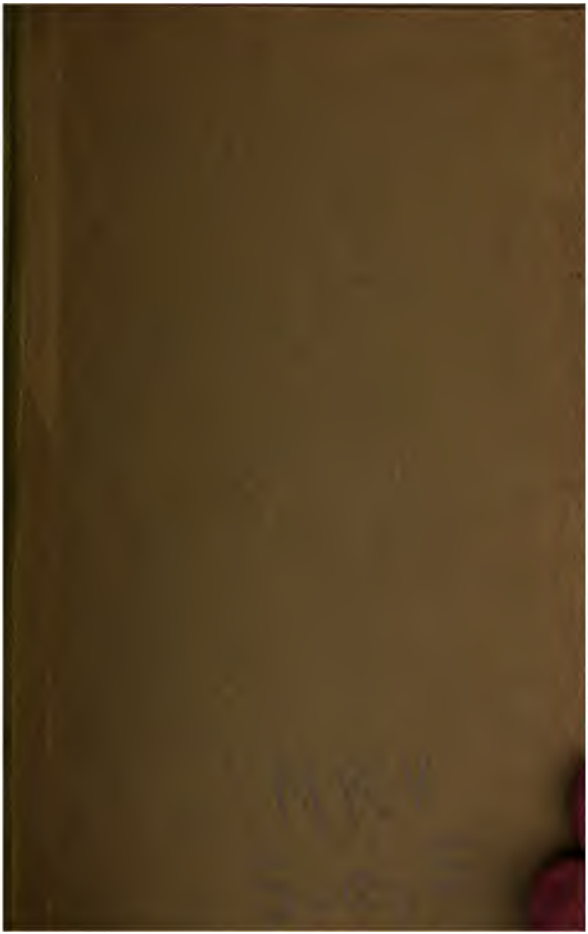
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

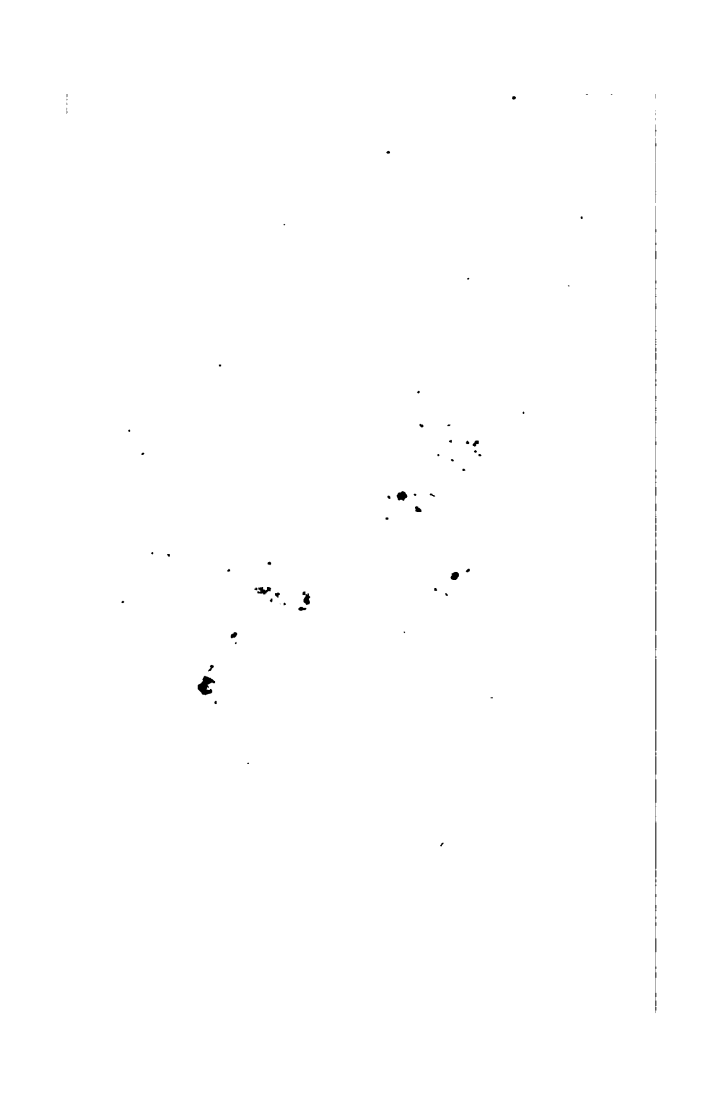
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07584324 7







Gilbert und Gilberte

von

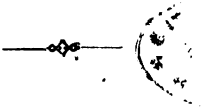
Eugène Sue.

Aus dem Französischen

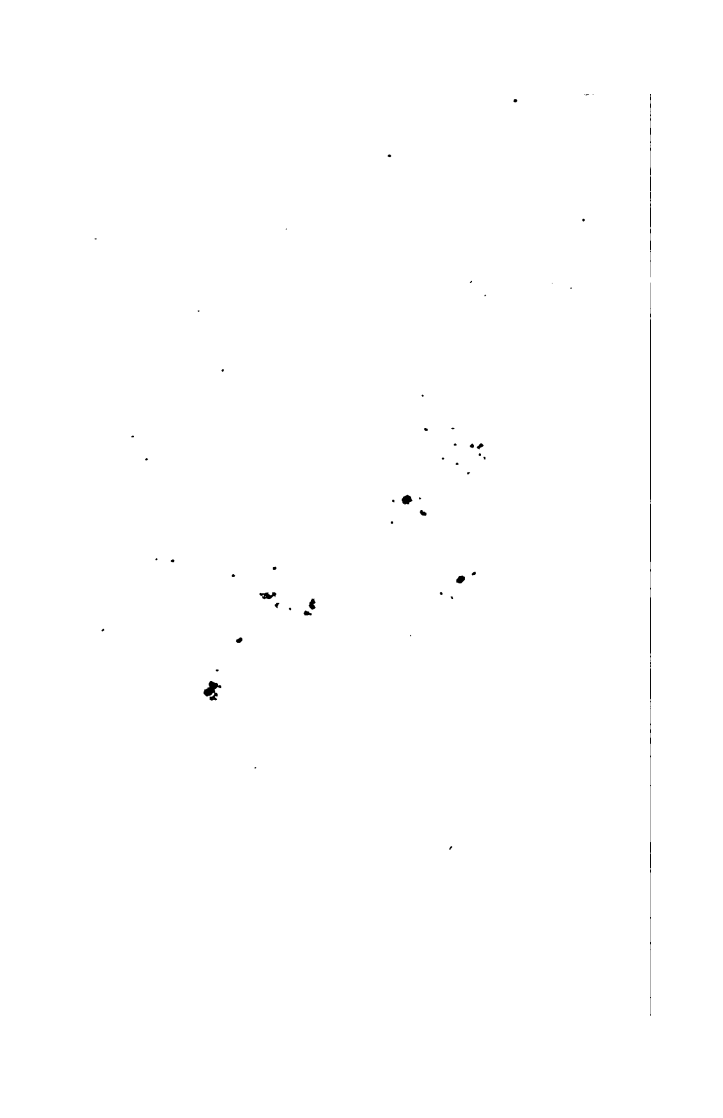
von

Dr. August Zoller.

1stes bis 5tes Bändchen.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1853.



Gilbert und Gilberte

von

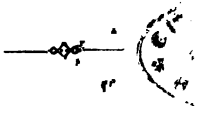
Eugène Sue.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

1stes bis 5tes Bändchen.



Stuttgart.
Franckh'sche Verlagshandlung.
1853.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
764627 A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1935 L

MAR 1935

I.

Gilbert und Gilberte (wahrhaft prädeſtenirte Namen!) Gilbert und Gilberte, obgleich ſeit achtzehn Monaten verheirathet, ſchienen noch unter dem ſüßen Einfluſſe des Honigmonds zu leben.

Sie zählten mit einander höchſtens vierzig Jahre. Beide waren beinahe Künſtler, er in ſeiner Eigenſchaft als Zeichner-Lithograph, ſie als Arbeiterin in künſtlichen Blumen. Man konnte nichts zarter Nuancirtes ſehen, als die immer nach der Natur copirten Blumen von Gilberte; in ihrem Ausſehen, in ihrer Friſche, in ihrem Glanze würden ſich die Bienen getäuſcht haben; nichts Markigeres, Correcteres, als den Stift von Gilbert, wenn er auf dem Steine irgend einen Kupferſtich oder ein Portrait für Rechnung der Bilderhändler wiedergab. Unſere zwei jungen Leute, welche von einem mäßigen, precären Lohne lebten, hatten ſich, war es Zufall oder Glück, ſeit ihrer Verbindung nicht über einen Augenblick des Feierns zu beklagen gehabt. Gilbert konnte auch an einem ſchönen Tage ſeiner Frau ein ſeidenes Kleid und einen hübſchen Hut als Sonntagsputz bieten, und Gilberte war im Stande, ihrem Manne einen Rock von feinem Tuche (nicht im Temple gekauft, ſondern ganz neu), eine ſchottiſche Weſte, gefirnißte Stiefel, ſtrohgelbe Handſchuhe und ein Stöckchen, womit ihr Gilbert wie ſie ſagte, ganz das Anſehen eines Löwen hatte zum Geſchenke zu machen.

Gott weiß, wie groß die Freude des jungen Paares war, wenn der Sonntag kam, ein schöner, himmelblauer, durch die Sonne wohl vergoldeter Sonntag, und wenn dann, nachdem der Unterhalt für die nächste Woche gesichert war, diesen Kindern die Mittel blieben, um den beglückten Tag des Herrn heiter zuzubringen! Kehrten sie am Abend nach einer Lustpartie in ihr Stübchen zurück, so war der König, wie man zu sagen pflegt, nicht ihr Herr, besonders wenn zu ihren Ohren die Worte gelangten (und sie gelangten oft dahin:)

„Das ist ein sehr artiges Liebespaar."

Da drückte Gilberte an ihren Busen den Arm ihres Gilbert und sagte strahlend zu ihm:

„Welch' ein Glück! Hast Du gehört, Bibi? (Sie nannte ihn Bibi.) Wie müssen wir uns lieben! Wir sehen noch nicht einmal aus, als wären wir verheirathet!"

„Ich hoffe, beim Henker, wir werden nie so aussehen," erwiederte Gilbert, seine Gilberte mit den Augen verschlingend. „Haben wir indessen neunundneunzig Jahre und sechs Monate zurückgelegt, so können wir uns wohl eine etwas eheliche Miene erlauben."

An einem schönen Frühlingssonntag nun, nachdem sie ein paar Stunden im Museum zugebracht, wo Gilbert die großen Meister und seine Frau die seltenen, aber trefflichen Blumengemälde der flämischen Schule bewunderte, durchschritten unsere beiden Leute die große Allee der Tuilerien, deren Bäume zu grünen anfingen, und wandten sich nach der Rue de la Paix. Nie war der Gang von Gilberte behender, munterer unter ihrem schillernden, zeitfarbigen, wie das alte Feenmährchen sagt, Taffetkleide gewesen; nie hatte ihr frisches, hübsches Gesicht lächelnder unter ihrem, wie ihre Atlaßwangen, rosenfarbigen Crepehute geglänzt; nie hatten ihre kleine Füße mit dem Ende ihrer Stiefelchen leichter

die Platten des Trottoir gestreift, zu leicht sogar, denn von Zeit zu Zeit hüpfte die junge Frau am Arme ihres Gilbert hängend, der, ernster und nachlässig mit seinem Stöckchen spielend, sich die Miene eines Löwen geben wollte und lächelnd zu seiner Gefährtin sagte:

„Du hast, bei Gott! nicht das Ansehen einer verheiratheten Frau!“

„Siehst Du, die Füße brennen mich auch! Ach! ich möchte schon dort sein, in dem stürmischen Café de Paris! Wir werden also endlich die wundervolle Flasche Champagner in Eis trinken!“

Da diese wundervolle Flasche Champagner eine ziemlich wichtige Rolle im Leben unserer jungen Leute spielen sollte, so sehen wir uns verpflichtet, einige Erklärungen hierüber zu geben . . . Seit langer Zeit waren sie besessen von dem ungeheuren Ehrgeize, an einem Sonntag im Café de Paris zu Mittag zu speisen und dieses Mahl mit einer Flasche Champagner als wahre Epikuräer zu begießen.

Diejenigen, welche täglich dreißig bis vierzig Franken für ihr Mittagsbrod in den besten Restaurants von Paris ausgeben, werden lächeln über diesen naiven Ehrgeiz und über die Freude des artigen Paares in dem Augenblick, wo sie ihre Hoffnungen nach langem ungeduldigem Warten verwirklicht sahen. Mehrere Monate hindurch hatte die kleine vom Wochenlohn erhobene und den Sonntagsvergnügungen geweihte Summe nie die für diesen Lucullus-Schmaus streng unerläßliche Größe erreicht. Ein verdrießlicher Rechner würde sagen: wenn Gilbert und Gilberte einige Sonntage nichts ausgaben, so konnten sie genug zusammenbringen, um ihr Laune zu befriedigen. Wir erwiedern: die Befriedigung dieser Laune hätte ihnen durch das Verzichten auf ihre Sonntagspartie, so bescheiden sie war, zu theuer erkauft geschienen. Man muß sich eine Woche lang vom Frühroth bis zum Abend einer unabläßigen Arbeit gewidm-

haben, um das gebieterische, unbesiegbare Vergnügensbedürfniß zu begreifen, das man mit zwanzig Jahren fühlt, wenn dieser selige Tag der Erholung glänzt.

Sagen uns die Physiologen nicht, das Vergnügen werde unter vielen Umständen eine Frage der Gesundheit? Befehlen sie nicht unter Androhung ernster Unfälle den Menschen, welche mit allem Fleiße sitzende Gewerbe treiben, ihren Geist dadurch abzuspannen, daß sie ihn häufig durch die Musik, durch das Schauspiel erfrischen? Ohne große Aerzte zu sein, hatten Gilbert und Gilberte diese Physiologie errathen, und sie verwandten gewissenhaft ihre Ersparnisse auf die Sonntagsfeier, indem sie für ihr großes Mahl im Café de Paris auf eine gute Woche rechneten.

Dieser Zufall kam zur rechten Zeit; eine von den durch die Mode von Paris im Augenblick am meisten gefeierten Frauen, die Frau Marquise von Montlaur, gab einen Ball; viele eleganten Damen verlangten ihren Kopfputz von der berühmten Madame Batton, bei welcher Gilberte ihre Beschäftigung hatte, obgleich sie im Zimmer arbeitete, und da sie sich in der Verfertigung des Putzes von natürlichen und künstlichen Blumen auszeichnete, so beauftragte man sie mit mehreren dringenden Bestellungen. Nach drei Nachtwachen, für welche sie durch eine Erhöhung ihres Lohnes entschädigt wurde, konnte Gilberte ihrem Gilbert das feine Mittagsmahl im Café de Paris, d. h. an dem Orte bieten, den diese Kinder als das Rendez-vous der schönen Welt betrachteten. Die Leckerhaftigkeit hatte viel weniger als eine unschuldige Eitelkeit Antheil an dem Vergnügen, das sie sich versprachen, und das aus dem Gesichtspunkte ihrer einfachen Gewohnheiten eine Art von Ereigniß werden sollte. Die Stunde dieses Ereignisses erwartete Gilbert mit einer zurückgehaltenen Glückseligkeit, die ihm seine Manneswürde gebot. Gilberte dagegen suchte ihre brausende Ungeduld nicht zu bändigen. Die

junge Frau hüpfte auch, wie wir erwähnt haben, zuweilen vor Freude unter den Arcaden der Rue de Rivoli. Während eines dieser Augenblicke des Ueberſprudelns ihres Glückes fuhr raſch auf der Chauſſee eine leichte Equipage vorüber: eine vierſpännige Caleche, geführt en Daumont von zwei kleinen Poſtillons von gleichem Wuchſe, mit apfelgrünen ſeidenen Ueberweſten, ſchwarzen Sammetkappen, weißen hirſchledernen Beinkleidern und Stulpenſtiefeln; ihre Kleidung war nicht minder tadellos als die der zwei großen, gepuderten Lackeien, welche auf dem Hinterſitze des Wagens ſaßen. Die gleich großen vier Pferde, voll Race, von einem Goldbraun, das in der Sonne wie Atlaß glänzte, feurig, in ihrem Gange abgemeſſen, wundervoll geſpannt, eine Roſe an jedem Ohr tragend, zogen mit Geſchwindigkeit den mit Wappen geſchmückten Wagen. Rechts ſah man nachläſſig ausgeſtreckt, mit einer zerſtreuten, träumeriſchen Miene, eine ſehr junge und ſehr hübſche, mit einer eleganten Einfachheit gekleidete Frau; links ſaß ein ſchöner junger Mann, der, aus Artigkeit den Kopf abwendend, um von ſeiner Gefährtin nicht geſehen zu werden, ungeheuer in dem Augenblick gähnte, wo der Wagen an Gilbert und Gilberte vorbeifuhr, welche, wie andere Spaziergänger, betroffen von der Schönheit dieſer Equipage ſtehen geblieben waren.

„Ich erkenne dieſe Dame . . . es iſt die Marquiſe von Montlaur, unſere Nachbarin, welche heute Abend die große Feſte gibt," ſagte Gilberte zu Gilbert. „Haſt Du, als wir ausgingen, die großen Eiben geſehen, die man dieſen Morgen vor der Thüre des Hotels für die Beleuchtung aufpflanzte?"

„Das wird für uns ein herrliches Schauſpiel ſein, und nicht theuer; heute Abend, wenn wir nach Hauſe kommen, ſehen wir die Wagen anfahren und betrachten durch die Fenſter den Putz der ſchönen Damen."

„Haſt Du den Gemahl der Marquiſe bemerkt, w'

er gähnte? Gähnen an der Seite einer so hübschen Frau! gähnen in einem so schönen Wagen! gähnen, wenn man am Abend eine Fête geben will! Sage, Bibi, wir würden an ihrer Stelle nicht gähnen!"

„Bei Gott! da wir an unserer nicht gähnen! Höre, Minette, siehst Du uns in dieser Equipage? und heute Abend, wie wir in unserem Hotel die vornehmste Welt von Paris empfangen?"

„Ah! ich würde mir für den Ball einen hübschen Kopfputz machen!" versetzte treuherzig Gilberte. „Oh! ja, er wäre hübsch und zierlich und neu!"

„Wie drollig bist Du! Würdest Du, wenn Du Marquise wärest, Dir Deinen Kopfputz selbst machen?"

„Ah! das ist wahr," erwiederte Gilberte; und sich selbst unterbrechend, drückte sie lebhaft den Arm ihres Mannes und rief, indem sie diesmal nicht mehr hüpfte, sondern völlig wirbelte: „Siehst Du es? dort ist es, das herrliche Café de Paris!"

Plaudernd, waren die zwei jungen Leute an die Ecke des Boulevard und der Rue de la Paix gekommen; von hier erblickte man das beseligende Gasthaus.

„Ah!" sagte Gilbert, „recapituliren wir ein wenig, damit uns keine Schmach widerfährt; wir haben acht Franken."

„Du hast sie?"

„Höre," sprach Gilbert, während er stolz an seine Westentasche schlug, die einen silbernen Klang von sich gab; „wir haben acht Franken: machen wir unsere Rechnung."

„Vor Allem die wundervolle Flasche Champagner."

„Fünf Franken. . . . Ich kenne die Preise dieser Dinge, denn ich habe mich bei einem Praktiker erkundigt, der im Café de Paris von dem Liebhaber-Bildhauer, welcher ihn benützt, bewirthet worden ist; dieser schöne Herr gibt sich das Ansehen eines Künstlers, und der Praktiker macht die Statuen. Wir sagen

also: der Champagner fünf Franken; zwei kleine Brode zehn Sous. . . ."

„Fünf Franken zehn Sous."

„Gedämpftes Ochsenfleisch zwanzig Sous."

„Sechs Franken zehn Sous."

„Eine Meringue mit Rahm für Minette, fünfzehn Sous."

„Sieben Franken fünf Sous," sagte lüstern gemacht Minette, indem sie mit dem Ende ihrer rosigen Zunge über ihre frischrothen Lippen strich.

„Endlich fünf Sous für den Kellner; Du begreifst, wenn man Champagner trinkt . . ."

„Muß man die Dinge großartig machen."

„Wir sagen also: sieben Franken zehn Sous. Es bleiben fünfzig Centimes; mit diesen gehen wir, wenn das Deine Ansicht ist. . . ."

„Es ist zum Voraus meine Ansicht."

„Wir gehen bis zum Boulevard du Temple spazieren, trinken im Café Turc eine gute Flasche Bier und hören singen."

„Wonach wir, da der Mond herrlich scheint, ganz die Boulevards entlang, bis zur Rue de Richelieu zurückkehren, um wieder in unsern Faubourg Saint-Germain zu gelangen, wenn dies die Ansicht von Bibi ist?"

„Das ist die Ansicht von Bibi, — und wir haben zum Schlusse den Anblick der großen Reihe von Wagen, welche zum Balle der Marquise, unserer Nachbarin, fahren werden."

„Du willst die schönen Damen anschauen, Ungeheuer, ungeheuerstes Ungeheuer!"

„Ich glaube wohl . . . um mir sagen zu können: Nun! trotz ihrer Diamanten und trotz ihres Staates ist nicht eine von diesen schönen Damen so hübsch als Minette!"

„Seht den Schelm!"

„Haben wir ſodann dieſes prächtige und nicht theuere Schauſpiel genoſſen, ſo klingeln wir an unſerer Thüre.“

„Sehr ſachte, damit Frau Badureau, die Concierge, welche viel Unglück ausgeſtanden hat, uns nicht beſchuldigt, wir mißbrauchen ihre grauſame Lage, ein Vorwurf, den ſie immer den Leuten zuſchleudert, klingelt man zu ſtark oder ſagt man nicht: die Schnur, wenn's beliebt.“

„Oder auch, wenn man ſich beklagt, daß ſie ſich die ſchönſten Scheiter von unſerem Holze zueignet, immer im Namen des Unglücks, das ſie ausgeſtanden hat! Wir werden alſo ſehr beſcheiden in unſer Neſt hinaufſteigen, und dann . . .“

„Und dann, Herr Bibi . . . wir ſind vor dem Café de Paris. Schau' geſchwinde, ohne daß man es bemerkt, ob meine Echarpe nicht ſchief ſitzt, und ob mein Kleid auf dem Rücken keine Falten macht.“

„Die Echarpe von Minette iſt gerade und ihr Kleid macht keine Falten auf dem Rücken . . . ich ſchwöre es bei den weißen Haaren, die einſt meine ehrwürdige Stirne bekränzen werden . . . Oh! das war ſchön geſagt!“

„Höre, Gilbert, ſprich keine Albernheiten im Gaſthauſe; es iſt nur vornehme Welt da; wiſche doch Deine Stiefel vorne ab; ſie ſind ſo beſtaubt, daß man den Lack nicht mehr ſieht.“

„Wie ſoll ich das machen?“

„Mein Gott! reibe Deine Füße einen nach dem andern hinter Deinen Beinen unten an Deiner Hoſe ab.“

„Das iſt eine Idee . . . doch um ſie auszuführen, müßte ich eine Balancirſtange haben.“

So ſprechend, lenkte Gilbert geſchickt ſeinen linken Fuß hinter ſein rechtes Bein, um das Ende ſeines Stiefels am inneren Theile ſeiner Hoſe abzuwiſchen, — eine gymnaſtiſche Uebung, die er nicht vollführen konnte, ohne das Uebergewicht zu bekommen und einen von den Stühlen des Boulevard umzuwerfen.

„Mache doch keine Tollheiten, man wird uns bemer-

ken," ſagte die junge Frau, ungeduldig den Mund verziehend. „Gut, nun iſt es genug . . . endige doch, man ſieht jetzt den Firniß an Deinen Stiefeln . . . gib mir den Arm und laß uns die Freitreppe hinauf gehen."

Geſagt, gethan. Das artige Paar ſtieg die Stufen hinauf, welche zum Boulevard hinab gehen.

„Sage doch, Bibi," flüſterte die junge Frau verlegen Gilbert zu, „wenn nur nicht zu viel Leute da ſind! . . ."

„Bah!" erwiederte Gilbert mit einer dreiſten Miene, „unſer Eintritt wird um ſo mehr Effect machen;" und nachdem er dieſe anmaßlichen Worte geſprochen, drehte er, jedoch in verkehrter Richtung, den Knopf der Glas-Thüre, welche in den erſten Salon Eingang gewährte. die Thüre öffnete ſich natürlich nicht. Gilbert entwickelte eine heldenmüthige Hartnäckigkeit, rüttelte an der Thüre und erſchütterte die Glasſcheiben, während Gilberte erröthend zu ihm ſagte:

„Nimm Dich in Acht, Du wirſt Alles zerbrechen; wenn Du ſo fortfährſt, glaube ich wohl, daß unſer Eintritt Effect machen wird."

Zum Glück eilte ein Kellner der Unerfahrenheit von Gilbert zu Hülfe, und dieſer Kellner öffnete, geſchah es nun aus Zufall oder aus Bosheit, beide Flügel der Glasthüre. Der Kampf von Gilbert mit dem Knopfe des Schloſſes hatte ſchon die Aufmerkſamkeit der Gäſte erregt, und ſie verdoppelte ſich, als ſich die beiden Flügel geräuſchvoll vor den zwei jungen Leuten aus einander thaten; ſobald dieſe, bis über die Ohren roth, den Fuß in den erſten Salon ſetzten, ſahen ſie auch, daß ſich alle Köpfe der zu Mittag Speiſenden gegen ſie erhoben und Aller Augen auf ſie gerichtet waren.

Das war für Gilbert und Gilberte ein Augenblick voller Bangigkeit, ja Bangigkeit. Ich habe ſehr entſchloſſene, ſehr geiſtreiche, mit den Gewohnheiten einer vortrefflichen Geſellſchaft, in der ſie vollkommen gut e-

ſtellt waren, ſehr vertraute Männer ſagen hören, ſie haben immer eine Art von Bangigkeit empfunden, wenn ſie in einen der drei bis vier Eliteſalons eingetreten, welche zur Zeit meiner Jugend jeden Abend die feine Blüthe der beſten und größten Geſellſchaft vereinigten. Man wird begreifen, wie gewaltig vergleichungsweiſe die Bangigkeit von Gilbert und Gilberte beim Anblick aller dieſer neugierig gegen ſie erhobenen Geſichter ſein mußte. Sie wären, wie man zu ſagen pflegt, gern hundert Fuß unter der Erde geweſen. Die junge Frau preßte krampfhaft den Arm ihres Mannes; dieſer fing an große Tropfen zu ſchwitzen, ſchlug maſchinenmäßig mit ſeinem Stöckchen an ſein rechtes Bein, um ſich eine Haltung zu geben, und ſchaute vor ſich hin, ohne etwas zu ſehen. Mit welchen Segnungen würde er auch, wenn er es gewagt hätte, einen menſchenfreundlichen Kellner überſchüttet haben, der auf einen ein paar Schritte von ihm entfernten Tiſch deutete und zu ihm ſagte:

„Dort iſt ein unbeſetzter Tiſch; wenn ihn der Herr und Madame nehmen wollen, ſo wird man ſie bedienen.“

Um eine drückende Verlegenheit erleichtert, ſetzten ſich Gilbert und Gilberte mit einer unausſprechlichen Glückſeligkeit einander gegenüber, während der Kellner Brode und Gedecke holte, ſammelten ihre Lebensgeiſter wieder und wechſelten einen Blick und ein Lächeln, wodurch ſie einander zu ſagen ſchienen:

„Endlich ſind wir da! Das iſt nicht ohne Mühe abgegangen.“

Und nun erſt ließen ſie verſtohlen einen Blick umherlaufen. Ihre Unruhe hatte die Zahl der Gäſte in ihren Augen ſeltſam vergrößert.

Es war höchſtens halb ſechs Uhr, und unſere jungen Leute wußten nicht, daß dieſe Salons früheſtens eine Stunde ſpäter ganz von dem gefüllt ſind, was man die elegante Welt zu nennen übereingekommen iſt. Um ſo mehr beruhigt, je weniger ihre Verlegenheit Zeugen gehabt

hatte, erlangten ſie auch bald wieder ihr Selbſtvertrauen, und Gilbert ſagte halblaut:

„Minette, wenn Du Deine Echarpe und Deinen Hut ablegen würdeſt . . . es iſt hier neben uns eine junge Dame, die das gethan hat.“

„Du würdeſt auch nicht übel daran thun, wenn Du Deinen Hut abnähmteſt und Deinen Stock und Deine Handſchuhe niederlegteſt,“ erwiederte lächelnd Gilberte. Dann ſtand ſie muthig auf, befreite ihre ſchöne Taille von der Echarpe, die ſie halb verbarg, nahm ihren Hut ab und übergab dieſe Gegenſtände Gilbert. Verlegen, wie er ſie auf eine ſchickliche Art aufbewahren ſollte, ſuchte dieſer mit den Augen einen geeigneten Ort, ein Hängebrett oder dergleichen, als ein junger Mann, welcher an einem nahen Tiſche mit der ſchon von Gilbert bemerkten jungen Frau ſaß, freundlich zu ihm ſagte:

„Geben Sie, geben Sie, mein Herr; es iſt über uns ein zweites Hängebrett, an welchem noch nichts hängt.“

„Ich danke, mein Herr, Sie ſind zu gütig, und es thut mir leid, daß ich Ihnen Mühe mache,“ erwiederte Gilbert, während er die Echarpe und den Hut ſeinem Nachbar gab, deſſen zuvorkommende Höflichkeit ihm in dieſem Augenblick ein doppeltes Vergnügen bereitete. Gilberte, die ſein Gefühl theilte, richtete eine artige Geberde des Dankes an den freundlichen jungen Mann; dann ſetzte ſich Jeder wieder zu Tiſche.

Dieſe zwei Perſonen waren ungefähr vom Alter von Gilbert und Gilberte und ſchienen ſehr heiter, ſehr in ihrem Behagen zu ſein; eine kleine ſilberne Schüſſel, welche, bis auf den Glanz des Metalles rein geleert, vor ihnen ſtand, zeugte, wenn nicht von dem, was ein Raffinirter ihre Lebensart nennen würde, doch wenigſtens von ihrem vortrefflichen Appetit, und Gilbert hörte den jungen Mann zu ſeiner Gefährtin ſagen:

„Bei meiner Treue, ich verlange noch einmal Brod! Das iſt das vierte Mal, doch gleichviel.“

Und er griff mit der Hand nach dem Halſe einer bei ihm ſtehenden und ungefähr bis zur Hälfte geleerten Flaſche, doch die junge Frau kam der Bewegung ihres Tiſchgenoſſen zuvor, bemächtigte ſich der Flaſche und goß, nachdem ſie dieſelbe bis zur Höhe ihrer Augen erhoben hatte, um nach der Durchſichtigkeit zu beurtheilen, was ſie noch enthielt, langſam und mit Vorſicht ungefähr zwei Fingerhut voll Wein in das Glas des jungen Mannes; dann warf ſie ihm einen bezeichnenden Blick zu und ſtellte die Flaſche wieder auf den Tiſch.

Schon zu Gunſten ihrer Nachbarn geſtimmt, verloren Gilbert und Gilberte nicht eine von den Einzelnheiten der kleinen Scene.

Dieſes junge Paar, das muthig dreimal Brod verlangte, den Grund der Schüſſeln herrlich glänzend ließ und es nicht wagte, die für den beſcheidenen Conſumenten, der ſich darauf beſchränken muß, eine halbe Flaſche Wein zu trinken, geheiligte Grenze zu überſchreiten, gehörte ebenſo wenig zu der Claſſe der prunkvollen Stammgäſte dieſer Salons, als ſie ſelbſt dachten Gilbert und Gilberte, und ſie fühlten ſich wieder geſtärkt durch die Aehnlichkeit ihrer Lage mit der ihrer Nachbarn, welche für ſie Landsleute in der Fremde geworden; und dann ſchienen dieſe jungen Leute ſo glücklich, ihre Phyſiognomie war ſo ſanft, ſo zuvorkommend, daß Gilberte leiſe zu ihrem Manne ſagte:

„Ich bin überzeugt, daß dieſe kleine Dame und dieſer junge Mann wie wir zum erſten Male in das berühmte Café de Paris kommen.“

„Minette hat Recht,“ erwiederte Gilbert, der ſich nun ganz behaglich fühlte; „doch ich bezweifle, daß der Eintritt unſerer Nachbarn ſo viel Effect gemacht hat, als der unſere . . . Ah! der Kellner vergißt uns ganz.“

„Rufe ihn, aber nicht ſo ſtark.“

Gilbert nickte ſeiner Frau beruhigend zu und rief: „Kellner!“ mit einem dünnen, ganz ſonderbaren erſtickten Stimmchen. Dieſer Ton machte, daß ungeſtüm ein dicker Mann aufſchaute, der in einiger Entfernung von unſerem Paare bei Tiſche ſaß und, mit der Naſe auf dem Teller, gierig aß; ſeine freche, brutale Phyſiognomie, ſeine weißen, bürſtenartig geſchnittenen Haare, ſein dicker grauer Schnurrbart, ſeine hervorſtehenden, wie die eines für den Kampf beſtimmten Moloſſes halb mit Blut unterlaufenen Augen, ſein dreiſter, herausfordernder Blick gaben ihm ein furchtbares Ausſehen, und er fing an laut zu lachen, als ſein Nachbar dem Kellner mit einer Falſetſtimme rief.

Der arme Gilbert, der ſich über die unglückliche Intonation, welche das ſpöttiſche Gelächter des Prahlers, ſeines Tiſchnachbars, hervorgerufen, ärgerte, wiederholte ſogleich mit einer verſtärkten Baßſtimme: „Kellner! Kellner!“

„Mein Gott!“ ſagte Gilberte, „wie ſonderbar rufſt Du dem Kellner?“

„Es iſt bei meiner Treue wahr, und ich frage mich, woher des Teufels ich die zwei Stimmen, welche ich ſo eben hören ließ, habe nehmen können.“

Der Kellner folgte dem Rufe unſerer jungen Leute, wurde aber auf ſeinem Wege von dem dicken Eſſer mit dem grauen Schnurrbarte aufgehalten, der, obgleich er den Mund noch voll hatte, ſehr laut und mit der Entſchiedenheit eines Stammgaſtes zu ihm ſagte:

„Pierre, laſſen Sie für mich ein Dutzend ſchöne Trüffel in Schnittchen um ein Filet von Poularde legen.“

„Ja, mein General,“ antwortete der Kellner, während er eine Bewegung machte, um ſich zu entfernen.

„Warten Sie doch, Pierre,“ rief der General, mit einem ſtolzen Blicke umherſchauend, denn er wollte ohne Zweifel den andern Gäſten eine hohe Meinung von ſe'

nem Geſchmacke geben und ſie durch ſeinen culinariſchen Aufwand niederſchmettern. „Sie werden mir ſodann noch meine Champignons à la provençale und Brockelerbſen in Zucker bringen.“

„Mein General, was wir haben, ſind die erſten Brockelerbſen von dieſem Jahre.“

„Ich weiß es wohl, alle Wetter! Würde ich ſonſt Ihre Brockelerbſen eſſen!“

Es gibt in Allem eine Art von Schamhaftigkeit oder, wenn man will, von Zurückhaltung, von der viele Leute, und häufig die am höchſten Geſtellten, nie die geringſte Einſicht haben. Der Herr, welcher ſo laut ſprach, damit ſeine Nachbarn erführen, er eſſe ſehr theure Gerichte, ſchien in ihrem Geſchmacke beſcheidenere Eſſer zu bemitleiden.

Dieſen vollkommenen Tact, der von der Seele kommt, und den die Erziehung, der Geiſt oder das Vermögen nicht zu geben im Stande ſind, dieſen Tact, der dem Manne mit dem Schnurrbart völlig fehlte, beſaßen Gilbert und Gilberte in einem hohen Grade. Sie waren, weniger in einer Rückkehr zu ihrer demüthigen Lage, als durch ein natürliches Zartgefühl verletzt von der gaſtronomiſchen Frechheit des Stammgaſtes. Als der Kellner endlich zum Tiſche unſerer jungen Leute kam, ſich mit ſeiner Serviette unter dem Arme vor ihnen aufpflanzte und ſie fragte: „Was ſoll ich dem Herrn und Madame bringen?“ da fühlte ſich Gilbert abermals unbehaglich für ſich und ſeine Frau, denn er dachte an die Vergleichung, welche der Kellner zwiſchen ihrem Aufwande und dem des verſchwenderiſchen Eſſers in ihrer Nähe machen würde; doch plötzlich veränderte er ſein Geſicht, richtete den Kopf auf, fuhr mit der Hand durch ſeine Haare und artikulirte mit lauter Stimme die Worte:

„Vor Allem, Kellner, geben Sie uns eine Flaſche Champagner!“

Und er warf auf den General, welcher wieder zu

ſpeiſen und zu kauen angefangen hatte, einen Blick, der zu ſagen ſchien: „Ah! Du verlangſt Trüffeln! Nun denn! ich, ich verlange Champagner. Da haſt Du es!“

„Und ſodann?“ fragte der Kellner, „was ſoll ich dem Herrn und Madame ſodann ſerviren?“

„Sodann?“ verſetzte Gilbert, die Speiſekarte durchblätternd; „wir werden Ihnen ſogleich ſagen, was wir zu uns nehmen wollen, und einer Bewegung der Neugierde nachgebend, fragte er den Kellner: „Wer iſt denn der dicke Herr mit dem grauen Schnurrbart, der die Trüffeln und die Brockelerbſen ſo ſehr liebt?“

„Mein Herr, es iſt der berühmte General Baron Pouſſard,“ erwiederte halblaut der Kellner mit einem gewiſſen Stolze darauf, daß er einen ſolchen Mann unter den Stammgäſten des Hauſes anführen konnte. „Der Herr muß ihn dem Rufe nach kennen.“

„Wahrlich, nein.“ erwiederte Gilbert. „Was hat er denn ſo Schönes gethan?“

„Es iſt mir nicht bekannt... doch er hat im Duell, man weiß nicht wie viel Perſonen getödtet; er iſt von erſter Stärke, ſowohl auf die Piſtole als auf den Degen; ich rathe dem Herrn nicht, auf ſeine Seite zu ſchauen, der Herr General liebt das nicht.“

„Ei! ſieh doch!“ ſagte Gilberte beherzt, „ein Hund ſchaut wohl den Biſchof an.“

„Ich danke, Kellner,“ erwiederte Gilbert, während er den Kopf ſchüttelte und einen ſchiefen Seitenblick nach dem erſchrecklichen Raufer wagte.

Der Kellner entfernte ſich und ſagte zu einem Aufwärter: „Holen Sie eine Flaſche Champagner.“

„Und zwar in Eis!“ rief heldenmüthig Gilbert, indem er ohne Furcht von der Seite den erſchrecklichen General Baron Pouſſard anſchaute, der, geſtehen wir es, in dieſem Augenblick den jungen Mann nicht ſehen konnte. „In Eis, den Champagner!“

„Ja, in Eis,“ fügte entſchloſſen Gilberte, die de-

Gedanken ihres Mannes begriff, bei. Und sie wandte sich gegen das andere junge Paar, ihre Landsleute an diesem fremden Orte, ihres Gleichen hinsichtlich des bescheidenen Mahles, als hätten sie dieselben durch diese gegen den General gerichtete Erwiederung rächen wollen, wobei sie leider vergaß, daß eine Erwiederung ebenso gut ein Schlag als ein Angriff ist, und daß sie, ehe sie zu ihrem Ziele gelangte, diejenigen traf, welche sie rächen sollte, denn Gilberte hörte den jungen Mann mit einer Miene demüthiger Resignation sagen:

„Sie verlangen Champagner!“ Und mit einem Seufzer des Bedauerns fügte er bei: „Ah! meine arme Juliette.“

Er war dann im Begriff, sich, ohne Zweifel in Form eines Trostes, maschinenmäßig ein paar Tropfen Wein einzuschenken, als seine Gefährtin, welche ängstlich über der nun gerade bis zur Hälfte leeren Flasche wachte, lebhaft zu ihm sagte:

„Auguſt! Auguſt! was fällt Dir denn ein?“

„Du haſt Recht,“ verſetzte Auguſt, während er raſch den Hals der Flaſche losließ, und ſeufzend wiederholte er: „Ah! meine arme Juliette . . . Champagner!“

Indeß ſich Gilbert mit dem Auge auf der Karte von der Höhe der Preiſe überzeugte, mit denen ihn ſein Freund, der Praktiker, bekannt gemacht, hatte Gilberte nicht ein Wort, nicht ein Zeichen, nicht eine Geberde ihrer Nachbarn verloren. Vortrefflich bedient durch ihre Herzensgüte, durch die Zartheit ihres Inſtinctes, und auch, ſagen wir es, durch jene Art von anſchauender Erkenntniß, welche die Gewohnheit, in einer Mitte der ähnlich zu leben, in der die Leute leben, die man beobachtet, dem Menſchen verleiht, ſagte ſich Gilberte ebenſo richtig als ſcharfſinnig:

„Dieſer General, indem er ganz laut und abſichtlich ſeine Trüffeln und ſeine Brockelerbſen verlangte, hat uns, mich und Gilbert, verletzt, wie wir, jedoch ohne

es zu wollen, unsere Nachbarn dadurch verletzt haben, daß wir Champagner verlangten. Das ist bei ihnen keine widrige Empfindung, die vom Neide oder der Lüsternheit herrührt; nein, nein, ich habe es an dem Blicke dieses jungen Mannes errathen, als er sagte: „„Ah! meine arme Juliette, Champagner!““ Nein, er bedauerte es, seiner Gefährtin nicht diesen Wein bieten zu können, der zu theuer für ihre Börse, da sie nur die Hälfte von der Flasche tranken, welche die kleine Dame mit den Augen nicht verließ. Ist sie nun die Geliebte dieses jungen Mannes, wie sehr muß er für sie gedemüthigt sein, wenn er ein anderes Liebespaar (da Gilbert und, ich nicht das Ansehen haben, als wären wir verheirathet) wenn er ein anderes Liebespaar, das wie sie von der kleinen Welt ist, sich Champagner bezahlen sieht! Die Frauen sind so sonderbar; diese kleine Dame ist im Stande, wenn sie von hier weggeht, dem armen Jungen eine gräßliche Scene zu machen und zu ihm zu sagen: „„Ich kenne unter diesen kleinen Leuten wie wir Männer, welche wenigstens so viel Mittel haben, daß sie ihrer Geliebten Champagner anbieten können.““ Solche Scenen sind einfältig, doch es braucht nicht mehr, um einem damit einen schönen Sonntag zu verderben. Oh! mein Gott! Und wenn dabei, um die Sache noch schlimmer zu machen, dieser junge Mensch schwachen Charakters ist, kann er sich nicht zu einer schlechten Handlung verleiten lassen und die Ehrlichkeit vergessen, angetrieben durch die verfluchte Eitelkeit, zu seiner Geliebten sagen zu können: „„Nun! sieh, hier ist auch Champagner!““ Und nachdem sie einen Augenblick nachgedacht, machte Gilberte eine kleine Bewegung mit dem Kopfe und sagte ganz laut zu sich selbst:

„So ist es.“

„Ja, es ist so,“ sprach Gilbert, indem er die Karte wieder auf den Tisch legte. „Ich habe die Rechnung

gemacht, es ſind ſieben Franken fünf Sous und fünf Sous für den Kellner.“ Dann, als er den Kellner mit der Flaſche Champagner kommen ſah, deren mit Pech überzogener Hals das in dem Kühlungsgefäſſe aufgehäufte Eis überragte, ſagte Gilbert heiter zu ſeiner Gefährtin:

„Wir werden ihn endlich trinken, den Wundervollen . . .“

Doch er wurde unterbrochen von Gilberte, welche entſchloſſen dem Kellner zurief:

„Mein Herr, wir haben uns geirrt, wir werden keinen Champagner trinken.“

„Aber, Madame, er iſt entpfropft!“

„Wohl, ſo pfropfen Sie ihn wieder zu!“

„Aber, Madame, er iſt in Eis abgekühlt!“

„Das ſchadet nichts!“

„Aber, Madame . . .“

„Aber, mein Herr, wir glaubten mehr Geld zu haben, als wir haben; es kann Jedem begegnen, daß er ſich täuſcht, nicht wahr? Armuth iſt kein Verbrechen! Bringen Sie uns eine halbe Flaſche vom wohlfeilſten Wein, den Sie haben, eine Meringue mit Vanille, gedämpftes Ochſenfleiſch für eine Perſon und . . . keine Suppe.“

„Ha! ha! ha!“ machte der General, der der Heiterkeit, welche in ihm das ſeltſame Mittagsmahl unſerer zwei jungen Leute erregte, freien Lauf ließ, denn Gilberte hatte abſichtlich laut geſprochen, um von ihren zwei Nachbarn gehört zu werden. Zum Glücke ſchenkte Gilbert, erſtaunt über den Entſchluß ſeiner Frau, dem wenig liebreichen Gelächter des Baron Pouſſard keine Aufmerkſamkeit und ſchaute maſchinenmäßig dem Kellner zu, welcher ungeſtüm die ſchon auf dem Tiſche ſtehende Flaſche wieder wegnahm.

„Ah! Minette,“ ſagte Gilbert, als ihm ſein Erſtaunen zu ſprechen erlaubte, „was fällt Dir denn ein, ich habe die acht Franken . . . hier ſind ſie,“ — und

er zeigte das Geld — „warum ſchickſt Du dieſen Wein wieder weg?“

„Mein Lieber . . . weil . . .“

„Weil . . . was?“

„Aber mein Gott, weil!!! . . .“

„Ah! ſehr gut, das iſt etwas Anderes,“ ſprach der junge Mann, indem er ſich vor der geheimnißvollen Allmacht des Weil verbeugte. „Sehr gut! nur begreife ich nichts von Allem dem.“

Das offenherzige Geſtändniß von Gilberte, welche ganz entſchloſſen zum Kellner ſagte: „Armuth iſt kein Verbrechen,“ war mit inniger Theilnahme von ihren zwei Nachbarn gehört worden, und dennoch (ſo geht es mit der menſchlichen Natur), fühlten ſie ſich ziemlich behaglich bei dem, was vorgefallen, ohne jedoch jene boshafte Freude zu empfinden, welche das Mißgeſchick Anderer gewiſſen Geiſtern einflößt, denn der junge Mann, nachdem er den Betrag ſeiner Rechnung bezahlt und vier Franken von zehn herausbekommen hatte, näherte ſich Gilbert und ſprach herzlich zu ihm:

„Mein Herr, unter wackeren Leuten iſt es ein Vergnügen, ſich gefällig zu ſein; ich habe Ihre Dame ſagen hören, es fehle Ihnen an Geld . . . Wollen Sie ohne Umſtände theilen? Sie werden mir das zurückgeben, wann Sie wollen. Ich heiße Auguſt Meunier, und bin Commis in der Barbe d'or in der Rue du Faubourg Saint Martin, beim Boulevard.“

„Sie ſind zu gut, und ich würde es mit Vergnügen annehmen,“ erwiederte Gilbert, „doch wir haben hinreichend Geld, um unſere Rechnung zu bezahlen. Ich bin Ihnen darum nicht minder dankbar, mein Herr. Ich heiße Gilbert, bin Zeichner-Lithograph, wohne in der Rue de Lille No. 22 und werde Ihre Gefälligkeit nie vergeſſen.“

Nach dieſem Austauſche freundlicher Worte ſahen Gilbert und Gilberte ihre Nachbarn in dem Augenblick

„Gerade, weil Du so einfach nach Deinem Herzen gehandelt hast, bin ich gerührt . . . Eine Andere als Du, welche auch die kleine Demüthigung unserer Nachbarn bemerkt hätte, würde zu ihnen gesagt haben: „„Theilen Sie ohne Umstände unseren Schmaus.““ Dieses Anerbieten hätte von einem guten Gefühle ausgehen können, und dennoch wäre man dabei Gefahr gelaufen, sie abermals zu demüthigen. Du, im Gegentheil, Du hast . . . Du hast . . .“ Und in seiner Gemüthsbewegung unterbrach er sich abermals und fügte bei:

„Siehst Du, Gilberte, es gibt reiche Leute, welche den Armen viel geben, nicht wahr? Nun wohl! ich, ich behaupte, daß Dein Benehmen bei dieser Sache hundertmal rührender ist, als wenn Du Almosen gespendet hättest. Ja, man brauchte nicht mehr, um Dich richtig zu beurtheilen und zu sagen: Dies ist das beste Frauenherz der Welt!“

„Das ist wahr,“ murmelte ein Stimmchen von einem zugleich so milden und so zart sonoren Klange, daß die zwei jungen Leute bebten und sich rasch umwandten, denn sie glaubten, ein schlechter Spaßmacher, der ihnen gefolgt und ihr Gespräch gehört, habe diese Worte an ihr Ohr geworfen.

Gilbert und Gilberte blieben ganz erstaunt stehen.

Sie sahen Niemand in ihrer Nähe, durchaus Niemand, obgleich sehr viele Spaziergänger auf dem Boulevard Saint-Denis waren, wo sie sich nun befanden.

II.

Gilbert und Gilberte waren in dem Augenblick, wo dieses wunderbar sanfte Stimmchen an ihr Ohr traf und sie in Erstaunen setzte, auf dem Abhange des Boulevard, unfern von der Porte Saint-Denis, stehen geblieben. An der Ecke dieser Straße, unter dem dunklen

Gewölbe eines alten Thorwegs, ſah man eine von jenen Auslagen, wie man ſie ziemlich häufig nach dem Verkaufe von Mobiliaren findet, Auslagen beſtehend aus allen Arten von beſchädigten Gegenſtänden: verroſtetem Eiſen, zerſprungenen Platten, angebrochenen Taſſen, befleckten Kupferſtichen, durch den Rauch gelb gewordenen Gypsbüſten, denen die Naſe fehlt, beuligem Blechgeräthe u. ſ. w.

Ein Auvergnat präſidirte bei dieſer Ausſtellung; er rechnete für ſeinen Verkauf auf den Zuſtrom der Spaziergänger, die ein ſchöner Frühlingsſonntag auf die Boulevards führen müßte.

Unſere jungen Leute, welche in geringer Entfernung von dieſer Bude unbeweglich daſtanden, waren noch voll von Erſtaunen, daß ſie das ſo ſanfte Stimmchen gehört, welches, dem Anſcheine nach aus einem unſichtbaren Körper hervorkommend, an ihr Ohr die drei Worte: „Das iſt wahr," geſprochen, als Gilbert mit thränenfeuchten Augen ſeine Gilberte für das beſte Frauenherz der Welt erklärt hatte.

„Es iſt ganz ſeltſam," ſagte der würdige junge Mann umherſchauend. „Ich träume nicht; ich habe ganz genau ſagen hören: „Das iſt wahr."

„Ich auch," verſetzte Gilberte mit einer Miſchung von Erſtaunen und Unruhe.

„Begreifſt Du etwas hievon?"

„Durchaus nichts . . . Hätten wir die wundervolle Flaſche Champagner getrunken, ſo würde ich ſagen: das iſt eine bachiſche Illuſion . . . aber . . ."

„Ha! ha! ha!" rief die junge Frau mit einem treuherzigen Gelächter; „wie albern ſind wir! Ich errathe . . ."

„Was? was erräthſt Du?"

„Schau' jenen großen Baum an."

„Gut . . . Und dann?"

„Neben jenem Baume biſt Du ſtehen geblieben, um mir Schmeicheleien zu ſagen."

„Und hernach?“

„In Deiner Aufregung, guter Gilbert, geſticulirteſt Du, machteſt Du lange Arme.“

„Das will ich gelten laſſen . . . Aber weiter . . .“

„Ein ſchlechter Spaßmacher wird uns bemerkt und ſich geſagt haben: „„Das ſind Verliebte, die ſich zanken, man muß ſie belauſchen.““ Als er Dich ſodann meinen Arm loslaſſen, ſtehen bleiben und mir ins Geſicht ſchauen ſah, wird er ſich im Glauben: „Du macheſt mir eine Scene, hinter dem dicken Baume verborgen haben und, ein Flötenſtimmchen annehmend . . .“

„Du haſt Recht, hundertmal Recht, Minette. Nur dieſe Erklärung iſt möglich . . . Und dennoch . . . das Stimmchen, ſo ſanft . . . Haſt Du je eine ſolche Stimme gehört?“

„Eine ſchöne Geſchichte! Der Spaßmacher hatte nun einmal eine ſanfte Stimme, und dann wird ſie die Entfernung, in der er von uns war, noch geſchwächt haben.“

„So iſt es, und dennoch . . .“

„Und dennoch?“

„Nie hat ein Menſch eine ſolche Stimme gehabt.“

„Ei! das iſt ſo, weil der Spaßmacher eine Spaßmacherin war; eine Frau wird uns dieſen Schabernack angethan haben. Sprich, wenn ich mir zufällig die Mühe nehmen wollte, ſehr ſanft, ſehr artig mit dem Ende meiner Lippen zu ſagen: „„Das iſt wahr,“ wäre mir das verboten? Höre,“ fügte Gilberte bei.

Und ſie ſprach ſehr leiſe mit ihrer lieblichſten Stimme: „Das iſt wahr.“

„Es hat etwas für ſich,“ erwiederte der junge Mann, den Kopf ſchüttelnd; „doch das iſt es nicht.“

„Wie, das iſt es nicht, Ungeheuer von einem Bibi?“ verſetzte Gilberte lachend; „Du behaupteſt, eine andere Frau könne eine ſanftere Stimme haben, als Deine Minette!“

„Nein, nein, doch . . .“

„Nun, Du wirſt am Ende an Zauberei glauben? Wir haben eine Stimme gehört, folglich hat Jemand geſprochen; da wir aber Niemand geſehen, ſo war der Sprecher verborgen. Komm Du da heraus, wenn Du kannſt.“

„Das iſt augenſcheinlich,“ erwiederte Gilbert, denn keine andere Erklärung war möglich. „Ja, das iſt augenſcheinlich! Eine Frau wird uns dieſen Streich geſpielt haben; doch ſie kann ſich rühmen, ſie habe eine Stimme, eine Stimme . . . Kurz, ich behaupte, was ich geſagt, nie habe ich eine ähnliche gehört . . . und . . “

„Gilbert, ſieh doch jene Auslage unter dem Thorwege,“ ſprach die junge Frau, welche vollkommen befriedigt durch die Erklärung, die ſie ihrem Manne und ſich ſelbſt über das Phänomen gegeben, über das Beide Anfangs ſo ſehr erſtaunt geweſen waren, den Vorfall ſchon ganz vergaß. „Man findet oft ſehr gute Gelegenheiten bei dieſen Kaufleuten in freier Luft,“ fügte ſie bei, indem ſie Gilbert nach dem Thorwege fortzog. „Es bleiben uns unſere hundert Sous von der wundervollen Flaſche Champagner; wenn wir ſie anwenden würden, um etwas für unſere Haushaltung zu kaufen?“

„Das iſt eine gute Idee,“ erwiederte Gilbert, der ſchon, nicht weniger als ſeine Frau, die geheimnißvolle Stimme vergaß. Und Beide traten unter das Gewölbe des Thorweges, wo der Auvergnat in Erwartung von Käufern ſtand.

Während Gilberte mit dem Auge unter den verſchiedenen Gegenſtänden herumſtörte, ſagte Gilbert, der eine alte Gypsbüſte erblickte, welcher die Naſe und ein Theil vom Kinn fehlten, mit einer ernſt ſpöttiſchen Miene zu dem Auvergnat:

„Mein lieber Mann, dieſe Büſte, wenn ſie ähnlich iſt, muß die eines Kriegers in der Art des furchtbaren General Pouſſard ſein. Dem Helden hier hat wo-

eine Kugel die Naſe und das Kinn weggenommen, in der Schlacht . . ."

„Ach! mein Herr, ich weiß nicht," erwiederte der Auvergnat, „ich habe Alles mit einander gekauft; doch ich könnte Ihnen dieſe Büſte um dreißig Sous überlaſſen."

„Einen Helden um dreißig Sous! Man hat ſehr Recht, wenn man ſagt, der Ruhm ſei eine Sache ohne Preis!"

„Gilbert," rief plötzlich die junge Frau, indem ſie ſich, denn ſie hatte ſich gebückt, aufrichtete und ihrem Manne einen Gegenſtand zeigte, den ſie entdeckt und aus der Tiefe einer alten zerſprungenen Taſſe genommen hatte, „ſieh doch, was für ein liebliches Weibchen!"

Die Figurine, welche Gilberte ihrem Manne zeigte, war wirklich ein wunderbar niedliches Meiſterwerk. Kaum zwei Zoll hoch, ſtellte ſie eine halbnackte, mit gefalteten Händen bei einem Brunnen knieende Frau vor, welcher Brunnen durch einige grünliche Hervorragungen, die ein wie ein Spiegel glänzendes Stück Metall unregelmäßig umgaben, dargeſtellt war. Dieſe reizende kleine Frau war blond und roſenfarbig; ihre langen Haare fielen ſo ſchimmernd, ſo zart auf ihre Schultern herab, daß das dünnſte Seidenfädchen gegen ſie wie ein Kabel erſchienen wäre; eine Art von Tunica, welche ſie halb umhüllte, ſchien von jenen ungreifbaren Fäden gewoben zu ſein, die ſich, im Thau gebadet, am Morgen auf den Wieſen ausdehnen; was die Züge dieſer Figurine betrifft, ſo entgehen ſie der Analyſe. Es fehlen die Worte, um dieſe Miſchung von Liebreiz, von Zartheit und idealer Schönheit zu ſchildern, die in ſeinem Ausdrucke eines rührenden Gebetes dieſes Geſicht bot, das kaum ſo groß wie der Nagel eines Kindes. Trotz der unglaublichen Feinheit ihrer Verhältniſſe waren jedoch die kleinſten Einzelheiten der Züge nicht nur gegeben, ſondern, was unglaublich, vollkommen ſichtbar. Die Augen beſonders ſchienen lebendig; ihr durchſichtiger blauer Stern, den

der Knopf einer Nadel bedeckt hätte, ſchien das Mitleid anzuflehen.

Welcher Stoff hatte zur Verfertigung dieſer Figurine gedient? Das ließ ſich unmöglich errathen. Leichter als die Schale von einem Zaunkönigsei, war ſie beim Anrühren hart und glatt wie der Achat, und dennoch beſaß ſie beim Anſchauen die Geſchmeidigkeit, das Atlaßartige der zarteſten Haut. Wenn man ſie ſo beweglich, ſo leicht ſah, hätte man glauben ſollen, beim geringſten Hauche müſſen dieſe Haare wogen; rührte man ſie an, ſo boten ſie dem Nagel die Härte des Diamants. Ebenſo war es mit der Tunica, welche durchſichtig genug in ihrer Milchweiße, um unbeſtimmt die Umriſſe des Körperchens errathen zu laſſen, das ſie halb verſchleierte.

Gilbert, der hinreichend Künſtler, um ein Meiſterwerk in dieſer Figurine zu erkennen, deren rührende Zierlichkeit beſonders Gilberte anſprach, war von Bewunderung und Erſtaunen ergriffen; die Form verurſachte ſeine Bewunderung, der Stoff ſein Erſtaunen.

„Es iſt ſeltſam," ſagte er, während er dieſes Kleinod, das er in ſeiner hohlen Hand hielt, prüfend betrachtete, „man ſollte glauben, meine Augen haben die Eigenſchaft eines Fernrohrs, das, ohne ſie zu vergrößern, alle Gegenſtände klarer und deutlicher macht."

„Das iſt ganz einfach," fügte Gilberte mit dreiſter Miene bei, „dieſes gute Franchen iſt ſo köſtlich gearbeitet, daß man Alles mit dem Auge unterſcheidet. Höre, ohne mich, wohlverſtanden, durch eine Vergleichung rühmen zu wollen, — die letzten Roſenknoſpen, die mich drei Tage Arbeit gekoſtet haben, waren in ihrer Art ſehr vollendet. Man unterſchied ihre Staubfäden, die Zacken und die Rippen der Blätter; und Du, haſt Du nicht dieſelbe Vollendung erreicht bei der lithographirten Copie eines alten Kupferſtiches, der eine Hausfrau in ihrer Küche mitten unter Gemüſen und Früchten vorſtellt, die ſie vom Markte zurückgebracht? man hätte di-

Beeren Deiner Weintrauben und die Blätter Deiner Kohle zählen können; doch unſere Meiſterwerke ſind nur Stümpereien gegen dieſes liebliche Figürchen! Welch ein Glück, daß wir unſere hundert Sous nicht im Café de Paris ausgegeben haben! Ueberſtiege dieſes Kleinod unſere Mittel nicht, ſo würden wir es kaufen! wie, Gilbert? Wenn wir es auf unſern Kamin ſtellten, welchen Effect müßte es zwiſchen unſern zwei Orangen mit den Goldflindern hervorbringen!"

„Bei meiner Treue, eine Tollheit! doch gleichviel, machen wir ſie; laß uns zuerſt nach dem Preiſe des Gegenſtands fragen."

„Das übernehme ich, die Männer können nicht handeln," erwiederte Gilberte, indem ſie ſich dem Auvergnat näherte; und ſie nahm, zu ſpät, eine gleichgültige Miene an und fragte, auf die Figurine deutend, welche Gilbert immer noch neugierig betrachtete:

„Mein lieber Mann, was koſtet dieſer Bettel?"

„Ho! ho!" verſetzte der Auvergnat, der duckmäuſeriſch die augenſcheinliche Bewunderung der beiden jungen Leute in Betreff des Gegenſtandes, den ſie zu kaufen gedachten, beobachtet hatte, „Sie fragen nach dem, was ſich Theuerſtes in meiner Auslage findet."

„Ah! ja wohl!" verſetzte Gilbert mit einem verſtellten Erſtaunen. „Dieſes gute Weibchen von gar nichts!"

„Ein gutes Weibchen von gar nichts . . . alle Teufel! . . . wie raſch ſind Sie!" entgegnete der Kaufmann. „Das koſtet mich ein Heidengeld. Ich habe einen engliſchen Mylord, der mir zehn Franken dafür bezahlen wollte, zurückgewieſen."

„Zehn Franken," rief Gilberte, „ei! Sie ſind nicht bei Verſtande; wir würden Ihnen vier Franken geben, und das wäre noch ſchön bezahlt!"

„Vier Franken! ah! ah! ich habe den engliſchen Mylord mit zehn Franken zurückgewieſen; nein,

nein, ich will zwölf Franken für dieſen Gegenſtand . . . man kann meine kleine Dame nehmen oder liegen laſſen.“

„Vier Franken und zehn Sous alſo, und ſprechen wir kein Wort mehr,“ ſagte Gilbert, während er die Figurine ſeiner Frau zurückgab und in ſeiner Weſtentaſche ſtörte . . . „abgemacht!“

„Zwölf Franken,“ erwiederte der Auvergnat, indem er die Hand ausſtreckte, um die Figurine, welche Gilberte mit den Augen verſchlang, zurückzunehmen, zwölf Franken und keinen Sou weniger.“

„Nun denn, fünf Franken, das iſt eine runde Summe,“ ſagte die junge Frau, deren Herz vor Hoffnung und Angſt klopfte, denn ſie konnte ſich nicht entſchließen, auf ihren Schatz zu verzichten und ihn dem Auvergnat zu überlaſſen; „Gilbert, gib geſchwinde dieſem braven Manne ſeine hundert Sous.“

„Zwölf Franken,“ wiederholte hartnäckig der Handelsmann, „nicht einen rothen Liard weniger.“

„Nun denn,“ ſagte Gilberte, „wie . . .“

Doch Gilbert unterbrach ſie und warf ihr einen bezeichnenden Blick zu.

„Das iſt zu theuer für uns; komm, Minette, laß uns gehen,“ ſagte er.

„Wie Schade,“ verſetzte ſeufzend die junge Frau, indem ſie noch einen Blick des Bedauerns auf die Figurine warf, ehe ſie dieſelbe dem Handelsmann zurückgab. „Sieh doch ihr armes flehendes Geſichtchen, mein Freund, ſieh ihre gefalteten Hände! Sollte man nicht glauben, ſie ſchaue uns an und bitte uns inſtändig, ſie mitzunehmen!“

„Komm, gib das Ding dem Herrn zurück und laß uns gehen.“

„Adieu, armes kleines Weſen,“ ſprach freundlich Gilberte zu der Figurine. „Ach! es iſt nicht unſere Schuld, wenn wir nicht mehr Geld haben, ſonſt hätten wir dich mitgenommen . . . Adieu.“

Pelze den Sammetmänteln als Futter dienten. Sie sahen im Halbschatten der innen mit Seide gefutterten und durch die Strahlen der Laternen erleuchteten Wagen Sterne und Diademe von Diamanten auf der Stirne von schönen jungen Frauen blitzen, Edelsteine auf ihrem halbentblößten Busen funkeln und an ihrem Leibe blinken. Sie rochen die süßen Düfte des Heliotrops, des Jasmins, des Veilchens, des weißen Flieders, welche ungeheuren Sträußen entströmten, die diese eleganten Damen in ihren kleinen Händen mit den weißen Handschuhen hielten, — durchdringende Düfte, die sich mit den Odeurs des Patchouli, des Vetyver und des Eisenkrauts, womit die Stoffe geschwängert waren, vermengten. Kurz, sie sahen während des Zeitraums von einer Viertelstunde vor ihren geblendeten Augen alle Wunder der raffinirtesten Eleganz und des glänzendsten Luxus vorüberziehen. Unter andern bemerkten sie eine reizende Dame mit einem Kranze von zart rosenfarbigen Camelien auf ihrem Kopfe; in der Mitte von jeder dieser Blumen glänzte ein Diamant, einem Tropfen Morgenthau ähnlich. Der wahrhaft mit Edelsteinen gestickte Leib des rosa Crepekleides dieser jungen Frau verschwand halb unter den Falten ihres azurblauen, mit Hermelin gefütterten, Sammetmantels. Sie hielt in der Hand einen colossalen Strauß von Parma-Veilchen. Diese junge Frau, welche sich mit dem Kopfe aus dem mit Wappen verzierten Wagenschlag neigte, sagte zu dem Bedienten, der neben ihrem nur sehr langsam fahrenden Wagen ging:

„Aber, Joseph, stockt es denn? Diese Reihe rückt unerträglich langsam vor! Sind wir denn noch weit vom Hotel Montlaur?“

„Ja, Frau Herzogin,“ erwiederte der Lackei, indem er seinen galonirten Hut abnahm: „es sind wenigstens noch fünfzig Wagen vor dem der Frau Herzogin.“

„So befehlen Sie Williams, die Reihe zu durch-

ſchneiden," ſagte die junge Frau mit einem Ausdrucke von Ungeduld und übler Laune; „das iſt unerträglich!"

Und ſie warf ſich in ihren Wagen zurück, in welchem ſie allein ſaß.

„Williams, durchgeſchnitten!" rief der Lackei, während er ſich hinten auf den Wagen ſchwang.

Williams, ein dicker engliſcher Kutſcher mit weißer Perücke, welcher auf der mit Wappen verzierten Decke ſeines Bockes ſaß, ließ leicht die Schnur ſeiner Peitſche an den Ohren von zwei herrlichen Rappen hinpfeifen, deren Geſchirr von ſilbernen Zierathen glänzte; das Geſpann zog ungeſtüm an, ſprang unter Funken, die unter ſeinen Hufen ſtoben, die Laterne eines benachbarten Wagens zerbrechend, aus der Reihe vor, und der Wagen gewann, trotz des Geſchreis der mit Handhabung der Ordnung beauftragten Stadtſergenten in ſcharfem Trabe fortgezogen die Mitte der Straße, um früher nach dem Hotel Montlaur zu kommen.

„Das iſt eine kleine Ungeduld," ſagte Gilbert, der, wie ſeine Frau, dieſer Scene zugeſchaut hatte. „Es ſcheint, die Beine der Frau Herzogin jucken ſie wüthend nach dem Contretanz."

„Haſt Du ſie nicht erkannt?" rief Gilberte mit einem naiven Stolze; „und Du ſahſt ſie doch machen!"

„Wie, Minette, Du haſt dieſe hübſche Herzogin gemacht?"

„Ich ſpreche von ihrer Coiffure, von dem reizenden Kranze von roſenfarbigen Camelien mit einem Diamant in der Mitte jeder Blume."

„Das iſt bei meiner Treue wahr! Es ſchlug drei Uhr Morgens, als Du mit dieſem Putze fertig warſt."

„Das laſſe ich mir gefallen! Man iſt ſtolz darauf, wenn man ſein Werk gut getragen ſieht," ſprach Gilberte mit Entzücken; „wie ſchön iſt ſie, dieſe junge Her-

zogin! Ei! ei! ich habe auch Antheil an ihrer Schönheit! Der Gedanke, natürliche Blumen mit Diamanten zu beſetzen, iſt von mir."

„Der Gedanke von Minette iſt vortrefflich; nur lebe ich nicht, ſo lange Du Dich mit dieſen Arbeiten beſchäftigſt. Wenn man bedenkt, daß man für zehn- bis zwölftauſend Franken Diamanten bei ſich hat!"

„Ah! was macht das? Kennt mich Madame Batton nicht? Wenn ſie mir Diamanten anvertraut, ſo ſchläft ſie ruhig, und ich auch."

„Ich nicht, denn ginge am Ende ein Edelſtein verloren. . . ."

„Bah! iſt man ſorgfältig, ſo geht nichts verloren," erwiederte Gilberte. Dann unterbrach ſie ſich und ſagte halblaut mit einer Miene der Entrüſtung: „Ah! ah! das iſt zu ſtark! Wenn ich gewußt hätte, daß ich für ein ſolches Geſicht arbeite! Geh'! Du Abſcheuliche!" fügte ſie mit einer Grimaſſe des Vorwurfs bei; „man wird Dir hübſche Kränze von Stechpalmenblättern mit Büſcheln von Früchten ſo roth wie Koralle machen! Welch ein Entſetzen! Ob das nicht verdrießlich iſt! Eine ſo elegante, ſo ausgezeichnete Coiffure, die mich einen Tag Arbeit gekoſtet hat, trägt ſie auf der Stirne wie den Schild einer Kappe! Schau doch, oh! ſchau ſie doch an jene große Blonde! Wie häßlich iſt ſie, wie mager iſt ſie mit ihrem Storchenhalſe."

Und Gilberte zeigte ihrem Manne eine ſehr häßliche blonde Frau, die ihren Kranz beinahe auf den Augen trug, während ſie dennoch die Schöne ſpielte und von Zeit zu Zeit auf eine ganz coquette Art den Kopf aus ihrem Wagenſchlage neigte.

„Bei meiner Treue, es tröſtet, daß man zu Fuß gehen muß, wenn man ſo abſcheuliche Figuren im Wagen ſieht! Sage doch, Minette, wie hübſch müßteſt Du Dich ausnehmen mit Deinem ſo weißen Teint, mit

Deinen ſo roſigen Wangen und jenem reizenden grünen Kranze mit rothen Früchten auf Deinen kaſtanienbraunen Haaren."

„Ei!" erwiederte die junge Frau, einen leichten Seufzer unterdrückend, „das würde mir nicht ſchlechter ſtehen als einer Andern. . . ."

„Ach!" verſetzte Gilbert, der wie ſeine Gefährtin auch einen leiſen Seufzer erſtickte und fortwährend, wie ſie, das glänzende Defilé betrachtete, „das iſt das, was man glückliche, ſehr glückliche Leute nennt! nicht wahr, Minette?"

„Ah! ja, ſehr glücklich," erwiederte Gilberte.

Und die zwei jungen Leute blieben einen Augenblick ſchweigſam und träumeriſch.

Fühlten ſie Neid, hingeführt zu einer unwillkürlichen Rückkehr auf ihre dürftige, demüthige Lebenslage gerade durch den Contraſt dieſer Eleganz und dieſes Luxus?

Drang nicht eine Art von unwillkürlicher Bitterkeit in das Herz von Gilberte bei dem Gedanken ein, eine fleißige und verſtändige Arbeiterin, habe ſie gegen einen mäßigen Lohn Nächte hindurch gewacht, um die Coiffuren, Meiſterwerke des Geſchmacks und der Zierlichkeit, zu vollenden, mit denen ſie nie ihre ſiebenzehn Jahre und ihr reizendes Geſicht ſchmücken ſollte?

Gilbert betete ſeine Gilberte an; regte ſich nicht in ihm ein unbeſtimmtes Gefühl des Bedauerns, der Traurigkeit bei dem Gedanken an die unüberſteigbare Kluft, welche auf immer ſeine Frau von der glänzenden Welt trennte, deren Strahlung ihre Augen geblendet hatte?

Befanden ſich unſere jungen Leute nicht unter dem unvermeidlichen Alpdrucke, der verhängnißvoller Weiſe aus der Vergleichung des Luxus mit der Armuth entſpringt, eine Vergleichung, welche folgende Reflexionen herbeiführt:

Warum hängt, zum Beiſpiel das Brod von dieſen vor-

der Laune Jener, einer Fête beizuwohnen, ab? Denn hätten dieſe hübſche Herzogin und dieſe abſcheuliche Blonde keine Neigung in ſich gefühlt, dem Balle der Frau Marquiſe von Montlaur beizuwohnen, ſo würde es Gilberte, ſtatt daß ſie ſich eine gute Woche verdiente, und ihrem Gilbert die wundervolle Flaſche Champagner bieten konnte, vielleicht am Nothwendigen gefehlt haben!

Warum dies, warum dieſe ſo peinliche Ungleichheit, beſonders in den Städten wie Paris?

Machten ſich unſere zwei jungen Leute nicht unbeſtimmt, unwillkürlich dieſe furchtbaren Fragen?

Gewiß thaten ſie dies, denn ſie gehörten dem Menſchengeſchlechte an, und wir fordern Philoſophen, Moraliſten, Geſetzgeber auf, es zu bewirken, daß man ſich nicht nur ſolche Fragen nicht macht, ſondern daß ſie ſich nicht aufdringen: ſie entſpringen aus der Natur der Dinge ſelbſt.

Iſt damit geſagt, die Löſung dieſer Fragen faſſe ſich durch einen neidiſchen, wilden, raubſüchtigen Haß von Dieſen gegen Jene zuſammen?

Iſt damit geſagt, diejenigen, welche leiden, entbehren und arbeiten, müſſen ſich mit dem legitimen Rechte, den Platz derjenigen einzunehmen, welche alle Koſtbarkeiten des Ueberfluſſes genießen, bekleidet glauben?

Eine herrliche Logik, kraft welcher aus fleißigen Arbeitern reiche Faullenzer würden!

Wären ſolche Phantaſien nicht der höchſte Grad von Dummheit, ſo müßten ſie der höchſte Grad des Monſtruoſen ſein.

Erklären wir ſogleich, daß Gilbert und Gilberte dieſe vermeintlichen Doctrinen, chimäriſche Krankheiten erfunden von jenen großen Aerzten, die immer ſo geſchickt ſind, ihre Kunden von gräßlichen Uebeln zu heilen, welche nicht beſtehen, durchaus nicht theilen konnten

Nein, Gilbert und Gilberte hatten treuherzig, Jedes für ſich, ihre Eindrücke in dem zugleich ſo tief menſchlichen und ſo naiv gutmüthigen Gedanken zuſammengefaßt:

„Ah! das ſind glückliche Leute! Ich möchte ſein wie ſie. Armer Gilbert, wie glücklich wäre er! Arme Gilberte, wie glücklich wäre ſie!“

Und auch dieſer harmloſe und rein ſpeculative Wunſch, denn ſie wußten, daß er ſich nicht verwirklichen ließ, war bald vergeſſen von unſeren zwei jungen Leuten in Folge der Heiterkeit von Gilbert, der ſich zum großen Erſtaunen ſeiner Frau an die Oeffnung des Schlages von einem einſpännigen Wagen neigte und mit einer Gräberſtimme rief:

„Dicker Schlemmer, Du ſchläfſt, weil Du Dich mit Trüffeln und Brockelerbſen vollgeſtopft haſt.“

Gilbert wandte ſich ſo an den General Baron Pouſſard, den er erkannt hatte. Dieſer hatte alle Fenſter ſeines Wagens niedergelaſſen, um ſeine Verdauung zu befördern, und war bei dem ſanften Schaukeln ſeines Wagens, der der Reihe folgte, tief eingeſchlafen.

„Trüffeln, Brockelerbſen!“ wiederholte maſchinenmäßig der noch vom Schlafe beſchwerte Raufer.

Dann aber ſammelte der Baron wieder völlig ſeine Lebensgeiſter und rief mit einer zornigen, prahleriſchen Miene, indem er den Kopf zum Schlage hinausſtreckte:

„Tauſend Donner! wer iſt der Schlingel, der es gewagt hat, ſich dieſen Spaß zu erlauben? Ich werde ihm die Ohren abſchneiden.“

Doch der Baron ſprach zu den Sternen, und er mochte, indem er ſich zu ſeinem Wagen hinauslegte, ſeine blutigen, wüthenden Augen immer rings umher laufen laſſen: er ſah Niemand. Gilbert und Gilberte hatten ſich unter lautem Gelächter ſchon weit entfernt.

„Ah! ein trefflicher Spaß!“ rief die junge Frau;

„doch das war unvorsichtig; der Kellner im Kaffeehause hat uns gesagt, dieser Herr sei ein großer Duellant.“

„Ein großer Duellant! Nun! was weiter? Ich kümmere mich den Teufel darum! Ich hätte ihm den Vorschlag gemacht, wir wollen uns . . . auf . . . Werkstücke schlagen! Jeder nimmt einen sechstausend Pfund schweren Werkstein, und alle Donner! vorwärts! . . . Man sucht sich todt zu schmettern.“

Dieser Scherz von Gilbert verdoppelte die Heiterkeit unserer jungen Leute, und immer laufend, und immer lachend, wie Schüler, welche auf einem Frevel ertappt zu werden befürchten, kamen sie vor die Thüre ihres Hauses.

Der krampfhaften Bewegung seines Gelächters nachgebend, zog Gilbert zwei- oder dreimal an dem Knopfe, der mit der Klingel des Portier in Verbindung stand.

„Ah! gut!“ sagte Gilberte. „Frau Badureau wird uns eine schöne Scene machen! . . . Du hast geläutet, um Alles zu zerbrechen.“

„Das ist, bei meiner Treue, wahr; doch kühn vorwärts, Minette. . . . Folge mir. . . . Die alte Garde stirbt, sie ergibt sich nicht! wie jener Alte von der Alten gesagt hat.“

Der Thorweg öffnete sich, und die zwei lustigen Miethsleute erblickten Frau Badureau furchtbar auf der Schwelle ihrer Loge aufgepflanzt.

Gilbert ging beherzt auf sie zu und sagte mit seinem freundlichsten Tone zu ihr:

„Guten Abend, Frau Badureau, wollen Sie uns gefälligst die Ehre erweisen, uns unsere angezündete Ratte zu bewilligen, damit wir hinauf gehen können?“

„Hat man die Unschicklichkeit begangen, Leute, welche Unglück ausgestanden, dadurch zu beleidigen, daß man so plump wie Hunde geklingelt, so ist man nicht so frech, von ihnen auch noch seine Ratte zu verlangen.“

Nachdem sie diese Worte mit einem imposanten Zorne

geſprochen, ſchloß die Portière ungeſtüm das obere Fenſter der Thüre ihrer Loge, und ſchob den Riegel vor.

„Ah! meine gute Frau Badureau,“ ſagte Gilbert, indem er an die Scheibe klopfte, „keine ſchlechte Späſſe! Was Teufels! wir können nicht ohne Licht bis in unſern fünften Stock hinaufſteigen, ohne daß wir Gefahr laufen, den Hals zu brechen; die Treppe iſt ſchwarz wie ein Ofen . . . geben Sie uns um Gottes willen unſere Ratte!“

Vergebliche Bitten; unſere jungen Leute ſahen durch die Scheiben der Loge die ſtörrige Portière behaglich ſich auf einen Stuhl ſetzen, ihre Lieblingskatze auf den Schooß nehmen und ſie mit allem Eifer ſtreicheln.

„Altes Thier!“ rief Gilbert, die dem Alter und dem Unglück ſchuldige Achtung vergeſſend, „ich werde Deiner Katze ein Kügelchen geben!“

„Bah! laſſen wir ſie,“ verſetzte Gilberte, „wir ſteigen ſachte hinauf; Du nimmſt mich bei der Hand und gehſt voran . . .“

Geleitet durch den Mondſchein, durchſchritten Gilbert und Gilberte den Hof, in deſſen Hintergrunde ſich das hohe Haus erhob, das ſie bewohnten. Auf der Treppe herrſchte tiefe Finſterniß; doch mit Hülfe der Kenntniß der Gelegenheiten des Hauſes und mit Unterſtützung des Geländers erreichten ſie ohne Mißgeſchick ihr Stübchen.

„Ich hatte hauptſächlich bange, zu fallen, weil ich unſer liebes Frauchen zu zerbrechen befürchtete,“ ſagte Gilberte, während ihr Mann aus ſeiner Taſche den Schlüſſel der Wohnung nahm und umhertappend die Mündung des Schloſſes ſuchte, die er bald fand.

„Zündhölzchen ſind auf dem Ofen,“ fügte Gilberte bei; „zünde ein Licht an, ich erwarte Dich hier.“

Nach einem Augenblick ſprang ein Funke, und das Zimmer war erleuchtet, ein beſcheidenes, aber wunderbar reinliches Zimmer; es bildete mit einem als Küche dienenden Cabinet die Wohnung des Ehepaars; die An-

stattung beschränkte sich auf das streng Nothwendige: baumwollene Vorhänge an den Fenstern, vier Stühle von Kirschbaumholz, eine eiserne Bettstätte im Alkoven, eine sehr glänzende Commode von Nußbaumholz zwischen den zwei Mansardenfenstern; vor einem derselben der Arbeitstisch von Gilbert, beladen mit seinen lithographischen Steinen und seinen Stiften, zu seiner Rechten die Staffelei von weichem Holze, auf der er seine Modelle aufstellte; vor dem andern Fenster der Arbeitstisch von Gilberte mit ihren, das zur Verfertigung ihrer Blumen nothwendige Material enthaltenden Cartons, und in dem Gefäße, in welchem sie gekeimt, eine kleine Tulpe von Thol, gelb und purpurroth, welche sie zu copiren im Sinne hatte; ein eiserner Ofen endlich, der ihnen ein wohlfeileres Heizungsmittel bot, stand in dem Kamine, welcher, wie Gilbert gesagt hatte, mit zwei Orangen, einem freundschaftlichen, den Neujahrstag überlebenden Geschenke, geschmückt war.

Alles bezeichnete in diesem dürftigen Aufenthaltsorte Gewohnheiten der Reinlichkeit, der Ordnung und der Arbeit.

„Ich habe gerade hier eine Schachtel mit Baumwolle, in die ich die Diamanten legte, welche ich für den Kopfputz der schönen Herzogin brauchte. Diese Schachtel wird das Dodo unseres guten Frauchens sein," sagte Gilberte, während sie die Figurine aus ihrem Leibe zog, „und morgen lassen wir dem kleinen Wesen einen gläsernen Behälter machen. Wie hübsch wird das auf unserem Kamine aussehen, nicht wahr, Gilbert?"

„Ja, doch wir wollen unser kleines Meisterwerk beim Lichte betrachten."

„Laß mich es zuerst auf den Kamin setzen, damit ich die Wirkung beurtheilen kann."

Gilberte setzte die Figurine auf den Kamin zwischen die Orangen, die sie an Höhe bei Weitem überragten,

und wich dann einen Schritt zurück, um ſo, wie ſie geſagt hatte, den Effect ihres Ankaufs zu beurtheilen.

Dieſer Effect übertraf aber weit die Erwartung der beiden jungen Leute.

III.

Gilberte, nachdem ſie die Figurine mitten auf das Kaminge ſimſe, den in dieſem Augenblick am wenigſten beleuchteten Theil des Zimmers, geſetzt hatte, war wie Gilbert einen Schritt zurückgewichen.

Plötzlich erblickten ſie um die Figurine eine ſchwache azurblaue Lichtglorie, ungefähr jenem ſanften Scheine ähnlich, den gewiſſe phosphoreſcirende Thiere von ſich geben; Gilbert rief auch:

„Sage doch, Minette, wie ſeltſam! es iſt ein Glühwurm in unſerer Figurine!“

„Ah! das iſt wahr! Ohne Zweifel hat er ſich zwiſchen die Steinchen geſteckt, welche das den Brunnen nachahmende Stück Spiegel umgeben.“

„Ah! . . . ah! . . .“ ſagte Gilbert mit einer durch die Verwunderung erſtickten Stimme. „Was bedeutet das?“

„Mein Gott! mein Gott! . . .“ murmelte die junge Frau, indem ſie ihren Mann beim Arme ergriff und ſich an ihn anſchmiegte, „ich habe bange, mein Freund . . . Laß uns nicht hier bleiben, ich bitte Dich inſtändig . . . Fliehen wir, fliehen wir.“

Doch die zwei jungen Leute fühlten, einer Art von Schwindel preisgegeben, ihre Beine zittern, und es war ihnen nicht möglich, einen Schritt zu thun.

Der ſchwache azurblaue Schimmer, der Anfangs die Figurine umgeben, hatte ſich allmälig in einen kleinen Herd von ſo lebhafter Helle verwandelt, daß dieſe das ganze Zimmer erfüllte, und daß die Flamme einer auf der Commode ſtehenden Kerze dunkelroth erſchien.

Trotz ſeines Glanzes war aber das Licht, das um die kleine Figur ſtrahlte, ſo rein, ſo mild, daß es das Auge ohne Blendung anſchauen konnte, und daß man mitten in ihrem ſilbernen Kreiſe die niedliche Creatur, ſo durchſichtig als ein zwiſchen das Auge und die Sonne gelegtes Roſenblatt, ſich mit allen möglichen Artigkeiten bewegen ſah. Sie ſtand zuerſt auf, ſchüttelte ihren blonden Kopf, reckte ihre Arme wie eine Perſon, welche dadurch müde, daß ſie lange Zeit in derſelben Stellung geblieben iſt, und ſagte mit ihrem melodiſchen, wohlklingenden Stimmchen, von dem das Ohr unſerer jungen Leute ſchon berührt worden war:

„Ah! wie gut iſt es, die Beine nach einer zweitauſendjährigen Unbeweglichkeit gelenk zu machen.“

Und die gute kleine, roſenfarbige Frau lief und hüpfte leicht wie ein Kolibri auf dem Kamingeſimſe umher, ſprang von einer der Orangen, welche zweimal ſo hoch als ſie, auf die andere und trieb, immer von ihrer ſilbernen Glorie umgeben, allerlei Kurzweil.

Der Leſer mag ſich, wenn er kann, die Eindrücke von Gilbert und ſeiner Frau beim Anblicke dieſes Wunders vorſtellen; mit vorgeſtrecktem Halſe, mit ſtarren Blicken und das Herz ſchlagend, um zu zerberſten, ſtanden ſie da, von einem Erſtaunen ergriffen, das dem Schrecken nahe kam ... Schrecken, nein ... Das artige Weſen der reizenden kleinen Figur konnte keinen Schrecken einflößen; doch dieſes wunderbare Ereigniß flößte den zwei jungen Leuten jene tiefe Bangigkeit, jenen Zweifel an uns ſelbſt, an der Sicherheit unſerer Sinne und unſerer Vernunft ein, dem wir preisgegeben ſind, wenn eine übernatürliche Erſcheinung unſere Augen und unſern Geiſt betrifft.

Der Schweiß überſtrömte die Stirne von Gilbert, und Gilberte, die ſich an den Arm ihres Mannes angeklammert, athmete kaum und zitterte. Plötzlich begriffen Beide dieſes Wunder ... ſo weit es ſich begreifen ließ,

durch die unvergänglichen Erinnerungen, welche in uns jene anbetungswürdigen Feenmährchen hinterlaſſen, mit denen man unſere Kinderjahre gewiegt hat, und die uns in unſerem Jünglingsalter ſo oft köſtlich von dieſen bezaubernden Wundern träumen ließen. Dieſe Erinnerungen erwachten, gleichſam mit einem Schlage, in Menge in dem beunruhigten Geiſte von Gilbert und Gilberte.

Eſelshaut, der blaue Vogel, die Schöne im Walde, der Prinz Perſinet, Aladin und ſo viele andere klaſſiſche Phantaſiegebilde wurden für unſere jungen Leute Wirklichkeiten, hiſtoriſche Vorgänge, unbeſtreitbare, erwieſene Thatſachen.

Durch dieſe allgemein anerkannten Thatſachen erklärten ſich am Ende Gilbert und Gilberte, welche ohnedies genöthigt waren, ſich der Augenſcheinlichkeit zu ergeben, dieſes Wunder, ſo weit ſich ein übernatürliches Ereigniß erklären läßt; als allmälig eine verzehrende Neugierde an die Stelle der erſten Bangigkeit der zwei jungen Eheleute trat, wagten ſie es, ſich dem Kaminge ſimſe zu nähern, auf welchem die gute, kleine, roſenfarbige Frau ihre luſtigen Sprünge fortſetzte, beſtändig wiederholend, es ſei etwas Vortreffliches um die Bewegung nach einer zweitauſendjährigen Unbeweglichkeit.

„Es iſt wahr," ſprach leiſe Gilbert, der, immer mehr beruhigt, entſchloſſen das Abenteuer annahm, „es iſt wahr, zweitauſend Jahre dieſelbe Stellung behaupten müſſen, das kann die Beine tüchtig erſtarren machen."

„Nimm Dich in Acht, daß Du ſie nicht reizeſt," verſetzte Gilberte mit ängſtlichem Tone. „Ich habe in den Feenmährchen geleſen (die Feenmährchen wurden, ohne profane Vergleichung, das Evangelium dieſer jungen Leute), ich habe oft geleſen, es gebe nichts Reizbareres, nichts Zornſüchtigeres, als die Geiſter . . ."

„Ich erinnere mich deſſen nicht," ſprach Gilbert, während er ſich die Augen rieb; „wir ſind alſo ...

mitten in der Feerei . . . Da iſt nichts mehr zu ſagen! . . . Nein! was Teufels! wir ſehen, wir hören . . .“

„Was willſt Du! man verſichert, es ſeien Wunder geſchehen, warum ſollte es keine Feerei geben?“ . . . Und ſich unterbrechend rief die junge Frau: „Ah! mein Gott! nun iſt es etwas ganz Anderes! Sie fliegt nun wie ein Schmetterling! wenn ſie ſich an unſerem Lichte verbrennen würde!“

Die gute kleine Frau, nachdem ſie ein paar Augenblicke auf dem Kamin umhergeſprungen war, ſchwang ſich in der That in den leeren Raum, immer umgeben von der Glorie, welche von ihrem roſigen, durchſichtigen Körper auszuſtrahlen ſchien; doch dieſes Licht nahm plötzlich eine ſolche Stärke und Schärfe an, daß Gilbert und Gilberte in dem Moment, wo ſie geblendet halb die Augen ſchloßen, die gute kleine Frau gleichſam zerſchmelzen, ſich in der nunmehr wie flüſſiges Silber funkelnden Glorie auflöſen ſahen. Als dann ihre Blendung vorüber war, als ſie die Augen wieder öffneten, ſahen ſie nichts mehr, als einen roſenfarbigen Schein, der, ſeine letzten Reflexe an die Decke des Zimmers emporwerfend, immer matter wurde und dann völlig verſchwand, wonach die beſcheidene Wohnung des jungen Ehepaars nur noch ſchwach durch die zitternde Flamme des in ſeinem meſſingnen Leuchter ſtehenden Lichtes erhellt wurde.

„Ah! mein Gott!“ rief Gilbert mit einem Ausdrucke tiefen Bedauerns, „nun iſt ſie fort!“

„Ich ſagte es wohl,“ verſetzte traurig die junge Frau, denn Beide gewöhnten ſich vortrefflich an das Wunder, „Du wirſt ſie mit Deinem Scherze erzürnt haben . . . Wir ſehen ſie gewiß nicht wieder, und vielleicht hätte ſie uns Glück gebracht.“

„Ich bin da, bei Euch, meine Freunde,“ ſagte die ſanfte Stimme der kleinen Fee, „ich bin da, unſichtbar für Eure Augen, doch ich verlaſſe Euch nicht.“

„Welch ein Glück!“ rief Gilbert, „ſie verläßt uns nicht.“

„Es iſt immerhin Schade, daß wir ſie nicht ſehen,“ bemerkte ſeufzend Gilberte, „ſie war ſo artig!“

„Meine Freunde,“ ſprach die Stimme, „Ihr habt mir ſchon einen großen Dienſt geleiſtet . . . und Ihr allein konntet mir ihn leiſten, einmal weil Ihr gut ſeid, und dann aus andern Gründen, welche Ihr ſpäter erfahren ſollt; ja, Ihr allein konntet den Zauber brechen, der mich, eine arme Korrigan, ſeit zweitauſend Jahren gefeſſelt hielt; es wird von Euch abhängen, Euer Werk zu vollenden und es dahin zu bringen, daß ich dieſe Erde verlaſſen kann, um in den andern Welten mit meinen Schweſtern, Korrigans wie ich, wieder zuſammenzutreffen . . . Wollt Ihr das, meine Freunde?“ –

„Gilberte,“ fragte leiſe der junge Mann, „erinnerſt Du Dich nicht, ob man in den Mährchen die Feen duzt?“

„Ich glaube nicht; mir ſcheint, man ſagt zu ihnen, um ihnen zu ſchmeicheln: „„Guter Geiſt, was fordern Sie von uns?““

„Guter Geiſt,“ wiederholte Gilbert, „was fordern Sie von uns?“

„Nennt mich Korrigan, meine Freunde: das iſt mein Name, und ich liebe ihn.“

„Verzeihen Sie, ich wußte das nicht,“ erwiederte Gilbert eiligſt. „Korrigan, was fordern Sie von uns?“

„Daß Ihr Alles von mir verlangt, was Ihr auf dieſer Welt wünſchen könnt, meine Freunde, und daß Ihr, wenn Eure Wünſche befriedigt ſind, zu mir ſagt: Gehe, Korrigan, gehe!“

„Wie! das iſt ſo einfach!“ rief Gilbert. „Wir haben nur von Ihnen Alles zu verlangen, was wir wünſchen, und dann zu Ihnen zu ſagen . . .“

„Gehe, Korrigan,“ ſprach das ſanfte Stimmchen, „gehe.“

„Dieſe Worte dünkten uns ſo groß, ſo undankbar,“

fügte Gilberte bei, „daß es mein Mann nicht wagte, sie zu wiederholen, liebenswürdige Fee!“

„Oh! beruhigt Euch, meine Freunde,“ sprach die unsichtbare Korrigan, „diese Worte werden meine Freude und meine Befreiung sein; nie werde ich sie zu frühe hören, denn, wie gesagt, sobald sie von Euch ausgesprochen sind, verlasse ich diese Welt, um meine Schwestern wieder aufzusuchen.“

„Wenn ich Sie recht verstehe, niedliche Korrigan,“ erwiederte Gilbert, „so würden wir, wie ich denke, von Ihnen verlangen, Millionäre zu sein. Sie würden uns auf der Stelle zu Millionären machen, und aus Erkenntlichkeit hiefür würden wir sagen ... Verzeihen Sie, ich kann mich nicht erwehren, dies abscheulich undankbar zu finden. Wir würden zu Ihnen sagen: Gehe, Korrigan!“

„Ja.“

„Und ... dies nur so angenommen ... wenn wir nicht zu Ihnen sagten, Sie sollen gehen?“

„Dann, meine Freunde,“ erwiederte das Stimmchen mit dem Tone der Unterwürfigkeit und der Resignation, „dann bliebe ich auf dieser Welt, immer bereit, Eure Wünsche zu befriedigen, bis sie endlich ganz erfüllt wären.“

„Welcher Unterschied der Sprache und des Benehmens im Vergleiche mit der abscheulichen Mutter Badureau, die uns heute Abend unsere Ratte verweigerte,“ sagte leise Gilbert zu seiner Frau. „Diese arme Korrigan hat auch Unglück ausgestanden; ihr Unglück hat zweitausend Jahre gedauert, und dennoch macht sie sich gleichsam zu unserer Magd.“

„Arme Kleine! da dies von uns abhängt, so müssen wir rasch von ihr verlangen, was wir haben wollen, und sie dann sogleich fortschicken, nicht wahr, Gilbert?“

„Daran erkenne ich Minette, welche einst einem [illegible] Schwalben abkaufte, um das Vergnügen

zu haben, ſie fliegen zu laſſen . . . Sei unbeſorgt, ich habe bald geſagt, was wir wünſchen, und wir geben dann der artigen Fee die Freiheit, zu gehen, wohin ſie will.“ Hienach fügte er laut bei: „Korrigan, wir wollen Millionäre ſein.“

„Es iſt geſchehen,“ erwiederte die Stimme; ‚ſchau' in die Schachtel, in welche Gilberte ihre Blumen legt, Du wirſt eine Million darin finden.“

Gilbert lief an die Schachtel, öffnete ſie und fand darin zehn Päckchen, von denen jedes tauſend Banquebillets enthielt; er durchblätterte gierig dieſe leichten Papiere und rief in ſeiner wahnſinnigen Freude:

„Gilberte, meine Gilberte! wir ſind nun auf immer reich! Du wirſt nun nicht mehr Nächte hindurch arbeiten! Du wirſt im Wagen fahren! herrliche Toiletten, Diamanten wie eine Herzogin beſitzen! . . . Wir werden ein Hotel haben! ein Schloß! Bedienten! . . . Wir ſind nun reich!“

„Welch ein Glück! . . . Mein Gilbert, Du wirſt nicht mehr vom Morgen bis zum Abend auf den Stein gebückt bleiben; alle unſere Tage werden Sonntage ſein! Wir können viel Geld ausgeben, ſo Viele glücklich machen.“

„Ei! ſo verlangen wir zwei Millionen . . . Bah! wenn man einmal dabei iſt!“

„Ah! Gilbert! das wäre Mißbrauch.“

„Mißbrauch? Was koſtet denn das der kleinen Korrigan? Und dann . . . ſie hat uns geſagt, ſobald unſere Wünſche erfüllt ſeien und wir ihr die Freiheit gegeben haben, dann gute Nacht, Geſellſchaft! es wird zu ſpät ſein, noch etwas zu verlangen,“ ſprach Gilbert; und er wandte ſich an die unſichtbare Fee und ſagte: „Gute Korrigan, nicht aus Geiz verlangen wir noch eine Million von Ihnen, aber es iſt ſo ſüß, ſeinen Freunden zu geben, daß . . .“

„Es iſt geſchehen,“ erwiederte die Stimme; „ſch-

in die Schachtel, in der Du Deine Stifte aufbewahrst, und Du wirst eine zweite Million darin finden."

Gilbert lief an die Schachtel, öffnete sie und rief:

„Minette, die andere Million ist da!"

„Ich danke! oh! ich danke, gute Fee! sprach die junge Frau, indem sie die Hände faltete; „alle unsere Wünsche sind erfüllt! Wir wollen Ihnen die Freiheit wiedergeben; Sie können Ihren Schwestern nachfolgen! . . . Und nun gehe . . ."

„Gilberte!" unterbrach Gilbert seine Frau in dem Augenblick, wo sie die entscheidenden Worte: „Gehe Korrigan!" auszusprechen im Begriffe war. „Warum beeilen wir uns so sehr, unsern guten Geist wegzuschicken? Was ist für sie, welche zweitausend Jahre auf ihre Befreiung gewartet hat, eine Viertelstunde mehr oder weniger? Man trifft, beim Henker! nicht alle Tage Korrigans. Laß uns also ein wenig Zeit, daß wir uns besinnen können!"

„Im Ganzen," versetzte Gilberte, „eine Viertelstunde mehr oder weniger . . ."

„Liebe kleine Korrigan," sprach Gilbert, „sagen Sie offenherzig . . . wenn wir Sie zum Beispiel, — und ich setze den schlimmsten Fall, — statt Sie heute Abend wegzuschicken, bis morgen früh behalten würden?"

„Ah! Gilbert," sagte die junge Frau mit einem Ausdrucke freundschaftlichen Vorwurfs, „erst vor einem Augenblick noch sprachst Du von einer Viertelstunde."

„Aber, Minette, das ist eine Annahme, eine einfache Annahme; ich setze das Schlimmste." Und sich an die unsichtbare Fee wendend: „Ja, wenn wir Sie bis morgen Abend oder, im alleräußersten Falle, bis übermorgen früh behalten würden, Korrigan, wäre Ihnen das ungeheuer unangenehm? Meine gute Fee, ich spreche ganz offenherzig mit Ihnen.. bei meinem heiligsten Ehrenworte, wenn Ihnen wirklich der Verzug, den dadurch Ihre Be-

freiung erleiden würde, zu unangenehm iſt, ſo werden wir nicht darauf beſtehen."

„Oh! nein," fügte Gilberte bei, „wir ſind ſchon ſo dankbar!"

„Und dann, wenn man zweifach Millionär iſt," ſprach Gilbert mit einer gewiſſen Wichtigkeit, „ſo kann man ſich mit dieſer Stellung begnügen; ſollte es Sie betrüben, zu lange bleiben zu müſſen, liebe Korrigan, ſo würden wir ſagen ... hm! ... wir würden ſagen ... hm! ... hm! ... (ich weiß nicht, was ich in der Kehle habe) wir würden ſagen ..."

„Gehe, Korrigan!" ſetzte raſch und großmüthig Gilberte hinzu, als ſie das Zögern ihres Mannes ſah.

Bebend vor Angſt, denn er befürchtete, die verhängnißvollen Worte von Gilberte haben die Fee entfernt, fragte Gilbert mit unruhigem Tone:

„Biſt Du noch da, Korrigan?"

„Ja, meine Freunde," erwiederte der unſichtbare Geiſt, „es genügt nicht, mit den Lippen zu mir zu ſagen: „„Gehe, Korrigan!"" Nein, nein, der Zauber, der mich auf dieſer Welt zurückhält, kann nur gebrochen werden, wenn Ihr, weil Ihr nichts mehr zu wünſchen habt, mit den Lippen und mit dem Herzen zu mir ſagt: „„Alle unſere Wünſche ſind erfüllt; gehe, Korrigan."" Aber leider iſt der Augenblick noch nicht gekommen, vielleicht wird er lange nicht kommen! Vielleicht! und ſolltet Ihr hundert Jahre leben, werdet Ihr meine Befreiung nicht vollenden."

„Wie!" verſetzte Gilberte mit einem leichten Ausdrucke von Traurigkeit, „Sie halten uns für unerſättlich, liebes Feechen, uns, die wir von ſo wenig und von einem Tag in den andern leben?"

„Ich glaube, daß Ihr, Du und Dein Gatte, gut ſeid, die höchſte Eigenſchaft unter allen Eigenſchaften. Ich glaube, daß Dein Herz, hübſche Gilberte, das beſte

der Welt iſt, wie Dein Gilbert ſagte; denn, obgleich zur Unbeweglichkeit verurtheilt, konnte ich, auf welche Entfernung es auch ſein mochte, ſehen, hören und ſprechen; doch trotz Eurer Herzensgüte, meine Freunde, gehört Ihr zur Menſchheit; Ihr ſagt vielleicht auch nie zu mir: „„Gehe, Korrigan.““ Werdet Ihr, ſind Eure Wünſche von heute erfüllt, den Muth haben, derjenigen, welche Eure Wünſche von morgen erfüllen kann, zuzurufen: Gehe?“

„Verzeihen Sie, Korrigan, wenn ich Sie unterbreche,“ rief Gilbert: „können Sie, die Sie Alles können, von mir und Gilberte jede Krankheit entfernen?“

„Ja,“ erwiederte die Stimme.

„O meine Gilberte,“ ſprach der junge Mann bewegt, „nie wirſt Du den Schmerz kennen! . .“ Und ſich an die unſichtbare Fee wendend: „Sie begreifen nun, anbetungswürdige Korrigan, ich werde die Unbeſcheidenheit nicht ſo weit treiben, von Ihnen zu verlangen, daß Gilberte und ich nie ſterben,“ ſagte der junge Mann, und er kratzte ſich am Ohre und fügte bei: „Der Tod hat indeſſen etwas Verdrießliches, was . . .“

„Der Tod,“ unterbrach ihn die Stimme mit einer Art von ſpöttiſchen Ungeduld, „der Tod! . . . ſterben! . . . ſtirbt man?“

„Korrigan . . . erlauben Sie . . .“ erwiederte der junge Mann voll Ehrfurcht, „fern von mir ſei der Gedanke, Ihnen zu widerſprechen, und mit Ihnen zu ſtreiten, aber die Wahrheit verpflichtet mich, Ihnen zu erklären, daß man Leute hat ſterben ſehen . . .“

„Nein,“ entgegnete ſanft die Stimme, „der Menſch iſt mit Leib und Seele unſterblich! . . . Er verläßt dieſe Welt, um nach anderen Welten zu gehen, wie er andere verlaſſen hat, um in dieſe zu gelangen; nie ſtirbt er! Er geht nur und fährt fort, anderswo zu leben; ſeine Seele wechſelt Leib und Welt, wie Ihr Kleider und Wohnung wechſelt.“

„Mein Gott! mein Gott! Gilbert! wie ſeltſam iſt das!“ rief treuherzig die junge Frau; „und es glaubt doch Jedermann an den Tod!“

„Das iſt die Gewohnheit!“ verſetzte Gilbert; „doch dieſe Welten, Korrigan, von denen Sie reden, wo ſind ſie?“

„Ihr ſeht ſie jeden Tag, meine Freunde.“

„Wir ſehen ſie!“ rief der junge Mann. „Verzeihen Sie, Korrigan, ich kann Sie verſichern, daß nie, gar nie Gilberte oder ich . . .“

„Schlagt die Augen zum Himmel auf,“ erwiederte die ſanfte Stimme, „und Ihr werdet geblendet ſein, wenn Ihr die Tauſende von funkelnden Welten betrachtet, in denen Euch ein neues Leben erwartet.“

„Wie! gute Korrigan, wir würden nach unſerem Tode in die Sterne gehen?“

„Der Tod und immer der Tod,“ verſetzte die Stimme. „Oh! welch ein albernes, leeres Wort! welch eine alberne, leere Erfindung der Menſchen! Mit Hülfe von finſteren, einfältigen Mährchen iſt es ihnen gelungen, eine Vogelſcheuche aus einem der intereſſanteſten Augenblicke unſeres unſterblichen Lebens zu machen.“

„Dennoch, Korrigan, muß ich . . .“

„Unterbrich ſie doch nicht unabläſſig!“ ſagte Gilberte zu ihrem Manne; „als Fee weiß die Korrigan ſolche Dinge beſſer als wir.“

„Guter Gilbert,“ fragte die Stimme, „nicht wahr, Du biſt nie in Indien, Perſien oder China geweſen?“

„Nein, Korrigan, die weiteſte Reiſe von Gilberte und mir ging nach Verſailles auf der Eiſenbahn . . . auf dem linken Ufer . . . dem unſeres Quartiers.“

„Nun wohl,“ ſprach die Stimme, „wenn Du morgen zu mir ſagteſt: „„Korrigan, ich will Paris, das ich kenne, verlaſſen, um nach Peking zu gehen, das ich nicht kenne.““ „„Gut,““ würde ich Dir antworten, „„geh'

wir nach Peking.“ Wäre nun schon der Gedanke dieser Reise für Dich ein Gegenstand der Wehklagen, der Angst? wärest Du so einfältig, Dir einzubilden, das Nichts fange an den Barrièren von Paris an, wie Du Dir vorstellst, es fange am Ende dieses Lebens an? Nein, Du würdest Dich im Gegentheil äußerst munter, freudig, neugierig in dem Augenblick fühlen, wo Du ein Land verließest, das Du kennst, um Dich nach einem unbekannten Lande zu begeben.“

„Handelte es sich darum, Paris zu verlassen und nach Peking zu gehen, so würde ich nicht nein sagen! doch . . .“

„Ebenso ist es mit dieser Welt, meine Freunde. . . Ihr verlaßt sie, um in unbekannte Welten zu ziehen, wo Ihr mit Leib und Seele zu existiren fortfahren werdet. Schwingt sich der Schmetterling, der immer fortlebt, trotz seiner Metamorphose, nachdem er seine Puppe abgestreift hat, nicht von den Tiefen der Erde zum azurblauen Himmel empor?“

„Gute Korrigan, noch eine Frage: wenn Gilberte und ich sterben . . . Nein, ich täusche mich, wenn wir hingehen, um in den Sternen fortzuleben, werden wir immer für einander Gilbert und Gilberte sein?“

„Allerdings, wie Ihr bei Eurer Reise nach Versailles eben so wohl als in Paris Gilbert und Gilberte waret.“

„Und wenn ich vor ihr diese wunderbare Reise antrete?“

„Sie wird Dich wieder auffinden, wie sich zwei Freunde finden, von denen der Eine dem Andern vorangegangen ist.“

„Und unsere Eltern? Wir sind beide Waisen!“

„Ihr werdet auch Eure Eltern wiederfinden.“

„Das ist reizend!“ rief treuherzig Gilberte; „alle Arten von neuen und wunderbaren Welten in Gesellschaft von denjenigen sehen, welche man liebt und geliebt hat,

welch eine köſtliche Reiſe! Das müßte uns beinahe Luſt machen, ſogleich aufzubrechen, nicht wahr, Gilbert?“

„Keineswegs! Ei! Geduld! wir haben dieſe Welt, wie die gute Korrigan ſagt, nur durch das kleine Ende der Lorgnette geſehen: wir ſind Millionäre, vergeſſen wir das nicht; überdies haben wir die Gewißheit, nie krank zu werden, alle unſere Wünſche, welche es auch ſein mögen, in Erfüllung gehen zu ſehen, nicht wahr, kleines Weſen?“

„Ja.“

„Du hörſt, Gilberte? Meiner Anſicht nach müſſen wir nun, ſtatt uns in den Sternen umzuſehen, wenn wir dort ſind, damit anfangen, daß wir uns unendlich in dieſer Welt ergetzen, ohne indeſſen zu lange die zuvorkommende Freundlichkeit unſerer lieben kleinen Korrigan zu mißbrauchen; iſt das nicht auch Deine Anſicht?“

„Alles können, was man will, iſt im Ganzen ſehr verlockend!“ erwiederte lächelnd die junge Frau. Dann wandte ſie ſich an die kleine unſichtbare Fee und ſprach: „Beruhigen Sie ſich indeſſen, Korrigan, wir werden nicht unerſättlich ſein, wie Sie es befürchten mögen; binnen Kurzem ſagen wir zu Ihnen die garſtigen Worte: Gehe, Korrigan! und Sie können Ihren Schweſtern nachfolgen.“

„Ich wünſche es,“ verſetzte ſchwermüthig die ſanfte Stimme; „befehlet nun; Ihr beſitzt zwei Millionen; wollt Ihr zehn, wollt Ihr hundert?“

„Pfui!!!“ rief Gilbert, indem er ſeine Frau anſchaute, „Millionen, das iſt ſehr gemein! Jedermann hat. Man muß etwas Beſſeres zu verlangen wiſſen, wie, Minette?“

„So ſind wir!“ ſprach Gilberte mit einer philoſophiſchen Miene. Vorhin berechneten wir unſer wundervolles Mittagsmahl im Café de Paris ſo, daß es unſere armſeligen ſieben Franken und zehn Sous nicht überſchreiten ſollte, und nun weiſen wir ſchon Millio-

zurück;" dann bei einem Gedanken verweilend, der ihr plötzlich kam, rief Gilberte freudig: „Sage doch, Bibi, den jungen Leuten, welche vorhin so artig im Café de Paris gegen uns waren und sich so sehr hüteten, einen halben Fingerhut voll mehr als ihre halbe Flasche zu trinken, muß man eine Ueberraschung bereiten."

„Ich begreife, doch wie viel wünschen wir diesen jungen Leuten? Zwei Millionen?"

„Ja, doch zuerst eine und die andere später," erwiederte die junge Frau: „ihr Glück wird doppelt sein."

„Gute Herzen!" flüsterte die Stimme, „gute Herzen!"

„Liebe Korrigan," sagte Gilbert, „wir wünschen, daß Herr Meunier, Commis im Magazine zur Barbe d'or in der Rue Saint-Martin, sogleich eine Million reich sein möge."

„Es ist geschehen, meine Freunde," antwortete die Stimme. „Zu dieser Stunde steigt ein Courier vor dem Magazine zur Barbe d'or vom Pferde und meldet Herrn Meunier, ein unbekannter Verwandter, welcher in Indien gestorben, hinterlasse ihm eine Erbschaft, für die man ihm eine Million, zahlbar in Paris bei Herrn von Rothschild, biete ... Die andere Million wird kommen, wann Ihr wollt."

„Ich danke, Korrigan; das ist noch nicht Alles ..."

„Befiehl."

„Ich will das Vergnügen der Götter, die Rache genießen, die grausame Rache! bei allen Teufeln!"

„Ah! Gilbert," versetzte Gilberte, „was sagst Du da? Ein böser Gedanke, während wir so glücklich sind!"

„Korrigan," sprach Gilbert mit feierlichem Tone, „ich will, daß dieser wüthende Duellant, dieser General Baron Poussard, der, um bescheidene Gäste wie uns und unseren Freund Meunier zu demüthigen, mit lauter Stimme Trüffeln und Brockelerbsen verlangt hat, ich will, ich befehle, daß der genannte General Baron Poussard, der einer herrlichen Fête bei unserer Nachbarin,

der Marquiſe beiwohnt, mitten auf dem Balle von einer entſetzlichen Kolik befallen werde."

„Es iſt geſchehen," antwortete die Stimme. „Der General, der ſich in dieſem Augenblick alle Mühe gibt, um der Marquiſe zu ſchmeicheln, in der Hoffnung, demnächſt zum Eſſen eingeladen zu werden, ſtammelt, preßt die Lippen gewaltſam zuſammen und nimmt eine ſeltſam verlegene Phyſiognomie an."

„Ha! ha! ha!" rief Gilberte laut lachend. „Wie Schade, daß wir es nicht ſehen!"

„Eine Idee!" ſagte Gilbert. „Korrigan, die Kolik des alten Raufers ſoll ſogleich aufhören."

„Es iſt geſchehen," antwortete die Stimme: „die Lippen des Generals glätten ſich wieder, ſein Geſicht klärt ſich auf, er nimmt wieder eine lächelnde Miene an!"

„Im Ganzen," ſagte Gilberte, „dachte dieſer Herr, als er mit lauter Stimme ſein Mittagsbrod beſtellte, vielleicht nicht daran, uns zu demüthigen. Gleichviel, Bibi, nun, da ſeine Kolik vorüber iſt, hätte ich gern das drollige Geſicht, das er, mit der Marquiſe ſprechend, machte, ſehen mögen."

„Beſchwichtige Dein Bedauern, Minette, wir werden uns an dieſem köſtlichen Anblick weiden," ſprach Gilbert, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte; und er fragte die kleine Fee: „Korrigan, Du kannſt Alles?"

„Ja."

„Kannſt Du machen, daß Gilberte und ich der Marquis und die Marquiſe von Montlaur, unſere Nachbarn werden?"

„Nichts iſt leichter," antwortete die Stimme; „ſo eben ſagte ich Euch, meine Freunde: der Körper iſt für die Seele, was die Kleider für den Leib ſind; Eure Seele wird alſo die Hülle des Marquis und der Marquiſe von Montlaur annehmen, und Ihr werdet in *ihr Leben* eintreten. Das Schickſal, das ihrer harrt, wird das Eurige ſein; Ihr werdet mit einem Worte *ſie*

ſelbſt werden. Alles, was ich wünſche, iſt, Ihr mögt mit dieſer Lage ſo zufrieden ſein, daß Ihr mir eines Tages ſaget: Gehe, Korrigan."

„Und ich," rief Gilberte mit Thränen in den Augen, „ich widerſetze mich dieſem Plane!"

„Was ſagſt Du, Minette?"

„Gute kleine Korrigan," ſprach die junge Frau mit flehendem Tone, „hören Sie nicht auf Gilbert; ſeine Geſtalt gefällt mir, ich bete ihn an, ſo wie er iſt, mit ſeinen braunen Haaren, ſeinen blauen Augen, ſeinem guten, treuherzigen, offenen Geſichte, ſeinem heiteren Lächeln und ſeinen weißen Zähnen, und ich möchte immerhin wiſſen, mein Gilbert ſei unter der Hülle des Herrn Marquis, wenn mich dieſer . . . nein, fiele es Gilbert ein, mich unter der Geſtalt des Herrn Marquis umarmen zu wollen, unwillkürlich würde ich ihm die Augen auskratzen."

„Aber, Liebe, höre mich doch!"

„Laſſen Sie mich, mein Herr; ohne Zweifel gefällt Ihnen die Hülle der ſchönen Marquiſe mehr als meine Hülle."

„Ah! Gilberte! Gilberte!"

„Sie ziehen ihre ſchwarzen Haare meinen kaſtanienbraunen Haaren, ihre Adlernaſe meiner aufgeſtülpten Naſe, ihre Taille der meinigen vor, und unter dem Vorwande, ich werde Alles dies ſein, wollen Sie, Ungeheuer, das Sie ſind, . . . ah! das iſt abſcheulich! Nein, nein! liebe kleine Korrigan, nehmen Sie alle Ihre Geſchenke, alle Ihre Millionen, die der zwei jungen Leute ausgenommen, zurück und laſſen Sie mir meinen Gilbert ſo, wie er iſt, mit ſeinem guten Herzen und ſeinem guten Geſichte."

„Aber, Minette, höre mich doch an. Ich dachte allerdings an die Einwendung der Hülle und . . ."

„Schweigen Sie, mein Herr! das iſt die Wirkung

der Vornehmheit. Meine Hülle genügt Ihnen nicht mehr, Sie möchten gern die der Marquise haben."

„Meine Freunde," sprach die Stimme, „Alles läßt sich vereinbaren: Ihr werdet Gilbert und Gilberte insofern bleiben, als Ihr in den Augen von Euch selbst gegenseitig Euren fleischlichen Anschein behaltet; in den Augen von Allen aber werdet Ihr das Aeußere des Marquis und der Marquise haben."

„Ah! gute Korrigan, wie artig sind Sie!" rief Gilbert. „Nun, Minette, was hast Du hierauf zu antworten? Ich sagte wohl, wir haben etwas Besseres zu verlangen, als Millionen, denn alle Millionen der Welt würden aus uns nicht einen wahren Marquis und eine wahre Marquise machen, würden uns nicht schöne Manieren, herrliche Bekanntschaften verleihen, abgesehen von der Wonne, uns sagen zu können: „„Wir geben heute Abend diese herrliche Fête;"" wir, die wir noch vor einer Stunde zu glücklich waren, die Wagen der Eingeladenen vorüberfahren zu sehen."

„Das wäre allerdings äußerst drollig und belustigend," versetzte Gilberte, während sie vor Vergnügen lächelte; dann, nach kurzem Besinnen, fügte sie bei: „Doch vor Allem, gute Korrigan, geben Sie uns die Versicherung, daß, wenn wir die Gestalt des Marquis und der Marquise annehmen, diesen nichts Schlimmes widerfährt?"

„Es wird ihnen nichts Schlimmes widerfahren," erwiederte die Stimme; „ihre Seelen, wie dies zuweilen sogar in dieser Welt geschieht, werden die Hüllen wechseln, wie die Ihrigen sie gewechselt haben."

„Dann wird das Fest, da es Niemand ein Leid zufügt, vollständig sein," sprach, heiter in die Hände klatschend, Gilberte. „Ich glaube auch, liebe kleine Fee, wir werden bald zu Ihnen sagen: Gehe, Korrigan." Und sich an Gilbert wendend, indem sie so gut sie

wo wir ſcherzten und arbeiteten vom Morgen bis zum Abend, Gilbert an ſeinem Tiſche und ich an dem meinigen, da wir vom Schickſal genug begünſtigt waren, daß es uns nie an Arbeit fehlte; wo wir oft die Nächte durchwachten, aber munter wachten, indem wir unſere Pläne für unſern lieben Sonntag entwarfen! Gott befohlen, armes Stübchen, du, das Du uns immer ſo heiter, ſo glücklich und verliebt ſahſt, daß man nicht glauben wollte, wir ſeien verheirathet! Gott befohlen! wir ſind nun Millionäre! wir ſind nun vornehme Leute! Doch wir werden nie undankbar gegen die Vergangenheit ſein, nicht wahr, Gilbert?"

„Gute Herzen," flüſterte die ſanfte Stimme, „gute Herzen!"

„Es iſt ſonderbar, Geliebte, ich fühle auch eine Art von Traurigkeit in dem Moment, wo wir unſere dürftige Wohnung verlaſſen," ſprach nach einem Augenblick des Stillſchweigens der junge Mann, während er wie ſeine Frau auf die Thürſchwelle trat; „es ſchnürt mir das Herz zuſammen, daß ich auf immer unſere zwei Arbeitstiſche und dieſes Cabinet verlaſſen ſoll, wo Du mit Deinen weißen Händen unſer kleines Mahl bereiteteſt, das wir ſo heiter im Winter auf dem Ofen, im Sommer am offenen Fenſter im Schatten unſerer Capuciner, von demſelben Teller eſſend, aus demſelben Glaſe trinkend, zu uns nahmen. Doch, bah! wir ſind ſehr einfältig, daß wir uns ſo hierüber betrüben! . . . Werden wir nicht, wenn wir wollen, unſer Stübchen wiederfinden, da alle unſere Wünſche erhört werden ſollen!"

„Ah! das iſt wahr! Aber gleichviel, ich bitte Dich, mein lieber Gilbert, laß uns dieſes Stübchen nicht aufgeben; obſchon wir Marquis und Marquiſe ſind, werden wir doch oft hierher zurückkommen, nicht wahr?" Dann ſich an die unſichtbare Fee wendend: „Artige Korrigan, wir wollen nicht, daß unſer Zimmer zum Vermiethen angezeigt werde."

„Ha! ha! ha!“ verſetzte Gilbert lachend, „zum Vermiethen angezeigt! Vergiſſeſt Du denn, Minette, daß wir, um unſer Stübchen zu behalten, wenn es ſein muß, das Haus von ſeinem ruchloſen Eigenthümer und die Mutter Badureau obendrein kaufen werden! Das erinnert mich an meine Rache.“

Während er mit Gilberte, Beide geleitet durch das azurblaue Licht, das der unſichtbare Körper der Korrigan verbreitete, die Treppe hinabſtieg trällerte Gilbert auf die Melodie der Pariſienne:

En avant, marchons!
Contre Badureau!
Cou . . . rons à la vengeance!
Cou . . . rons à la vengeance!“

„Gute Fee,“ ſprach Gilberte lachend wie eine Tolle, „Sie vermögen Alles: halten Sie dieſes Ungeheuer von einem Bibi ab, ſolche Verſe zu machen.“

„Er wird keine mehr machen,“ ſprach die Stimme.

„Ich danke, Korrigan.“

„Fluch und Verderben!“ rief Gilbert. „Ich werde Dir alſo nicht mehr ſingen, Badureau, doch ich werde mich rächen. Ah! Du haſt Unglück ausgeſtanden! Warte! warte!“

Unſere zwei jungen Leute kamen an die Thüre der Loge, welche von innen verſchloſſen und völlig finſter war, denn die Mitternachtſtunde hatte geſchlagen. Gilbert umwickelte ſeine Fauſt mit ſeinem Taſchentuche, drückte langſam und ohne Erſchütterung, aber ſtark an eine der Scheiben des Fenſters der Loge und zerbrach ſie beinahe ohne Geräuſch; dann befreite er die Oeffnung von den Trümmern des Glaſes, ſtreckte den Kopf durch und rief mit einer Gräberſtimme:

„Frau Badureau! Frau Badureau!“

„Was gibt es?“ fragte die Portière, welche, plötzlich erwachend, ſich in ihrem Bette aufrichtete, das im

Hintergrunde der Loge in einer Art von Halbgeſchoß ſtand, „was gibt es? Wer iſt da? wer ruft mich?“

„Derjenige, welcher Euch ruft, o Badureau! ruft einzig und allein in der Abſicht, Euch dienſtfertig zu ſagen, daß Ihr die Miethsleute ungeheuer betrügt.“

„Diebe! Feuer! zu Hülfe!“ ſchrie die Portière, die ſich in ihre Decke wickelte, „zu Hülfe!“

„Ich wiederhole, Badureau, Ihr betrügt die Miethsleute ungeheuer, Ihr ſtehlt ihnen ihre ſchönſten Holzſcheiter, Ihr laßt ſie eine Stunde vor der Thüre warten oder verweigert ihnen grauſamer Weiſe ihre Ratte, Alles unter dem Vorwande, Ihr habet Unglück ausgeſtanden, was Euer ewiges und unaufhörliches Ritornell iſt. Hier ſind nun zweitauſend Franken; der Teufel ſchickt ſie Euch, in der Hoffnung, ſie werden Euch das Unglück, das Ihr ausgeſtanden, vergeſſen laſſen, und Ihr werdet die Miethsleute nicht mehr betrügen.“

„Diebe! Feuer! Mörder!“ ſchrie die Portière mit erſtickter Stimme; „das iſt der ſchurkiſche Lithograph vom fünften!“

„Er ſelbſt,“ erwiederte Gilbert mit einer Gräberſtimme, „ja . . . dieſer Schurke wirft Euch zwei Tauſend Franken-Billets in Euer Neſt, wonach der grobe Lithograph ſich ſelbſt die Schnur zieht, ohne zu Euch zu ſagen: Wenn es gefällig wäre, o Badureau!“

Hienach verließ Gilbert das Haus wie ſeine Gilberte bis zu Thränen lachend.

„O welch ein guter Spaß!“ ſagte die junge Frau; „ſiehſt Du, das iſt eine Rache, wie ich ſie liebe.“

„Gute Herzen!“ flüſterte die ſanfte Stimme, „gute Herzen!“

Unſere zwei jungen Leute befanden ſich, nachdem ſie ein paar Schritte auf der Straße gemacht hatten, vor dem großen Thore des Hotel Montlaur, an welchem zwei mit Lämpchen beladene Eibenbäume ſtanden und zwei Municipalgardiſten zu Pferde hielten. Im Hinter-

grunde des ungeheuren Hofes, in den gerade die Wagen von einigen verſpäteten Gäſten einfuhren, ſah man die glänzend erleuchtete Säulenhalle des Hotels, und durch die großen Glasſcheiben des Veſtibule Gruppen von Geſträuchen und Blumen, welche die Zugänge zu einer breiten Treppe von weißem Marmor mit vergoldetem Geländer ſchmückten, an deren Fuß eine zahlreiche, glänzend galonnirte Dienerſchaft aufgeſtellt war. Ein lebhaftes Licht funkelte durch die purpurrothen ſeidenen Vorhänge, welche die Fenſter dieſes Palaſtes verſchloſſen, und mehrere derſelben, die in einer großen als Ballſaal dienenden Gallerie angebracht und für die erfriſchende Luft dieſes ſchönen Frühlingsabends geöffnet waren, ließen nach außen die harmoniſchen Accorde eines vortrefflichen Orcheſters gelangen, das in dieſem Augenblick einen köſtlichen Walzer von Strauß ſpielte.

Gilbert und Gilberte blieben einen Moment ſtehen, um ſich an dem glänzenden Anblick dieſes prachtvollen Hotels zu weiden: dann ſagte die junge Frau zu ihrem Manne:

„Und wenn wir bedenken, daß wir hier zu Hauſe ſind! daß wir uns in dieſen herrlichen Salons mitten unter der ſchönen Welt befinden werden. Ah! Gilbert, mein Herz ſchlägt noch ſtärker als vorhin, da wir in das Café de Paris eintraten.“

„Ei! meine Geliebte, in dieſem Hotel werden wir, wie Du geſagt haſt, zu Hauſe und ganz behaglich ſein, wie man es zu Hauſe iſt, denn wir ſind, der Marquis und die Marquiſe von Montlaur. Komm! komm!“

Doch in dem Augenblick, wo Gilbert den Fuß in den Hof des Hotels ſetzen wollte, blieb er abermals ſtehen und ſagte: „Ah! liebe kleine Korrigan, dieſe großen Lackeien werden uns vielleicht nicht durchlaſſen wollen.... Wie ſollen wir in unſer Haus, in unſere Salons eintreten?“

„Es ist geschehen," erwiederte die Stimme von Korrigan, „Ihr seid im großen Salon des Hotels, Ihr seid in den Augen Aller der Marquis und die Marquise von Montlaur."

IV.

Das von der Marquise von Montlaur gegebene Fest strahlte gerade in seinem ganzen Glanze. Wir werden die Herrlichkeit dieses fürstlichen, mit Allem, was der raffinirteste Luxus, die ausgezeichnetste Kunst, um die Augen zu bezaubern, schaffen können, geschmückten Aufenthaltsortes nicht beschreiben; die Elite der Pariser und der europäischen Aristokratie, diese vertreten durch die Gesandten, die Gesandtinnen und einige große fremde Familien, füllten die Salons, und da und dort folgten die neugierigen und bewundernden Blicke einem Löwen oder einer Löwin, wie man im Jargon der englischen Fashion die Männer und die Frauen zu nennen übereingekommen ist, welche häufig der aristokratischen Welt sehr fremd sind, darum aber doch von dieser Welt kraft einer unbestreitbaren Celebrität aufgesucht und gefeiert werden.

Die Löwin und der Löwe des Festes im Hotel Montlaur waren Frau von Saint-Marceau und Herr Georges Hubert.

Frau von Saint-Marceau, nachdem sie unter dem siegreichen Namen der diva Bernardi auf den ersten lyrischen Theatern Europas denen der Malibran oder der Pasta gleichkommende Succeſſe errungen und sich ein bedeutendes Vermögen erworben, hatte sich mit dem, was man einen Mann der Welt nennt, nämlich mit Herrn von Saint-Marceau verbunden. Erst seit einigen Tagen verheirathet und ziemlich lange von der Bühne entfernt, war diese blendend schöne, bewunderungswürdige Sängerin am Abend vorher zum ersten

Male wieder in der italieniſchen Oper mit einem coloſſalen Succeſſe in Semiramis aufgetreten. Die älteſten Stammgäſte dieſes Theaters erinnerten ſich nicht, Zeugen von einer ſolchen Begeiſterung geweſen zu ſein. Am Morgen nach dieſem Triumphe erhielt Frau von Saint-Marceau einen Beſuch vom Marquis von Montlaur, der ſie inſtändig bat, in einem Concerte, das die Marquiſe vor ihrem Balle gab, ſingen zu wollen. Frau von Saint-Marceau kam dieſer Aufforderung auf das Freundlichſte entgegen, machte aber die Bedingung, daß ſie gegen den Gebrauch keine Belohnung annehmen werde. Der Marquis erwiederte ihr mit viel Tact, er wende ſich in dieſem Falle nicht mehr an die große Künſtlerin, ſondern an die Weltdame, an Frau von Saint-Marceau, und er wäre zu glücklich, ſollte er ſie eine Einladung zu der von der Marquiſe gegebenen Fête annehmen ſehen. Um dieſes Zartgefühl des Marquis anzuerkennen, erklärte Frau von Saint-Marceau entſchieden, ſie werde im Concerte ſingen, ſang darin, und übertraf ſich ſelbſt in einem Stücke aus der diebiſchen Elſter. Dieſer neue Succeß verbunden mit der ſeltenen Schönheit der Prima Donna mit ihrer europäiſchen Berühmtheit, mit ihrer Stellung als Neuvermählte, — ihre Heirath hatte durch verſchiedene, romanhafte Vorfälle großes Aufſehen erregt, — gab Frau von Saint-Marceau alle Anſprüche auf die Benennung: die Löwin des Abends.

Herr von Saint-Marceau, ein Mann der Welt, hätte, unter ziemlich excentriſchen Umſtänden an eine Künſtlerin verheirathet, wohl auch von einem gewiſſen löwiſchen Reflexe geglänzt, doch er begleitete ſeine Frau nicht in das Hotel Montlaur.

Herr Georges Hubert war Löwe in ſeiner Eigenſchaft als ausgezeichneter dramatiſcher Dichter von europäiſchem Rufe; dann hatte kurze Zeit vor der Fête,

welche die Marquise von Montlaur gab, Georges Hubert, als Mitglied in die Akademie aufgenommen, vor der feinen Blüthe der Pariser Welt eine Rede voll Begeisterung, Witz und hoher Beredtsamkeit gehalten.

Die Wirkung dieser Rede war wunderbar, und man sprach viel davon an diesem Abend im Hotel Montlaur. Andere Gründe trugen noch dazu bei, um Georges Hubert zum Löwen dieses Festes zu machen: die Wiederholung von Octavius, einem seiner schönsten Dramen, das man zwei Jahre früher aufgeführt, war so eben mit einem vielleicht noch stürmischeren Beifall als früher aufgenommen worden. Dabei sollte man zwei Tage später zum ersten Male ein neues Werk von diesem großen Schriftsteller geben, der seit zwei Jahren der ungeduldigen Erwartung seiner Bewunderer nichts geboten hatte. Und sein Ruf war so groß, daß diese nahe bevorstehende literarische Feierlichkeit zu einem wahren Ereigniß wurde. Seit zwei Jahren endlich erschien Georges Hubert, den man früher beständig in der Gesellschaft gesehen hatte, beinahe nie mehr darin; dieses plötzliche Verzichten auf seine alten Gewohnheiten, diese verlängerte Absonderung von der Welt, deren Ursache man vergebens gesucht, hatte sonderbar schwatzen gemacht. Gerade wegen ihrer Seltenheit brachte auch die Gegenwart des Dichters im Hotel Montlaur eine Art von Sensation hervor. Die Marquise, die, als sie am vorhergehenden Donnerstag aus der Sitzung der Akademie wegging, eine ihr befreundete Frau traf, welche mit dem berühmten Schriftsteller sprach, hatte ihn sich vorstellen lassen und mit einer anmuthigen Dringlichkeit zu der Fête, die sie demnächst gab, eingeladen.

Noch jung, von einem kalten Aeußern, von einer höflichen Zurückhaltung und einer ernsten, ein wenig hochmüthigen Physiognomie, welche zuweilen ein wohlwollendes, feines Lächeln milderte, theilte Georges Hubert mit der großen Sängerin die Aufmerksamkeit und

die Neugierde der glänzenden Versammlung. Beide konnten das Lob unter allen möglichen Formen genießen, von der aufrichtigen, zarten, erleuchteten Schätzung ihrer seltenen Talente bis zur alltäglichen und wortreichen Bewunderung oder zur Uebertreibung einer Schmeichelei, welche zu unverschämt hyperbolisch, um nicht eine geheime Eifersucht oder einen geheimen Neid zu bemänteln.

Strahlend von Glück und Schönheit verbarg, Frau von Saint-Marceau nicht ihre Freude darüber, daß sie sich in dieser auserlesenen Gesellschaft wenigstens ebenso als Weltdame, wie als Künstlerin empfangen sah. Mehr verschlossen, sehr Beobachter und den Dingen auf den Grund gehend, erwiederte Georges Hubert die Auszeichnungen, deren Gegenstand er war, mit Bescheidenheit, gutem Geschmack und Würde.

Die dem Worte Löwe im Jargon der Gesellschaft gegebene Bedeutung ist so mannigfaltig, daß sogar der General Baron Poussard eine Art von Löwe in Rücksicht auf seinen traurigen Ruf als wüthender Duellant war. Sah man ihn vorübergehen, so sagte man sich: „Das ist der General Poussard, Sie wissen . . . Er hat zwölf bis fünfzehn Personen im Duell getödtet."

Wir müssen indessen dem Leser enthüllen, daß der Raufer seinen Titel und seinen Rang usurpirte. Man vernehme, wie dies zuging: Herr Poussard, nachdem er, übrigens brav, gedient hatte, wurde wegen Veruntreuung vor ein Kriegsgericht gestellt und von seinem bescheidenen Grade cassirt. Herr Poussard verließ Frankreich und suchte sein Glück in Südamerika, das damals Bürgerkriegen preisgegeben war. Der Abenteurer erhielt das Commando über ein Freicorps, schlug sich unerschrocken, prellte die Sieger, plünderte die Besiegten; dann, als er, wie er sagte, seine Schafe geschoren hatte, kam er nach Frankreich zurück und hielt es für zweckdienlich, sich Baron und Exgeneral im Dienste von Bo-

ſein Auge drückte, um eine Frau, welche eben eintrat, zu betrachten.

„Herr Herzog!“ verſetzte der General mit einer beinahe drohenden Stimme, „was verſtehen Sie unter dem Worte artig?“

Der Herzog von Saligny, der ſich, mit ſeinem Lorgnon am Auge, vom Buffet entfernte und dem General gerade den Rücken zuwandte, drehte ſich ungeſtüm um, maß Herrn von Pouſſard von oben bis unten und erwiederte mit der unverſchämteſten Höflichkeit:

„Wenn ich recht gehört habe, mein Herr, ſo erweiſen Sie mir die Gewogenheit, mich zu befragen.“

„Ja, Herr Herzog.“

„Und mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„Mit dem General Baron Pouſſard,“ erwiederte der Raufer, indem er die Fäuſte auf ſeine Hüften ſtemmte und ſeine Augen verdrehte, ohne Zweifel im Glauben, er werde durch ſeinen furchtbaren Namen den Herzog von Saligny *meduſiren*. Dem war nicht ſo, denn dieſer erwiederte mit verdoppeltem Hochmuth und zweifach höhniſcher Artigkeit:

„Darf ich den Herrn General Baron Pouſſard bitten, mich mit dem Zwecke ſeiner Frage bekannt machen zu wollen?“

„Das iſt ſehr leicht,“ erwiederte der Raufer mit prahleriſchem Tone. „Ohne der vertraute Freund des Herrn Marquis von Montlaur zu ſein, da ich nie bei ihm zu Mittag geſpeiſt und erſt dieſen Herbſt in Baden-Baden ſeine Bekanntſchaft gemacht habe, genügt es für mich, bei ihm aufgenommen zu ſein, um es ſonderbar . . . ja, Herr Herzog, äußerſt ſonderbar, und das iſt das artige Wort, zu finden, daß Sie ſich erlauben, über die Ahnen des Marquis zu ſpotten, und feſt überzeugt, nicht von ihm Lügen geſtraft zu werden, ſage ich Ihnen in ſeinem Namen und zur Noth auch in meinem

eigenen, Herr Herzog . . . daß . . . daß . . . ich . . . ja . . . ich . . . ſage . . . Ihnen . . . daß . . .“

Gilbert hatte zur Korrektion geſagt: „Der General Pouſſard ſoll von einer gräßlichen Kolik befallen werden, ſobald wir in das Hotel eintreten . . .“ ſo daß plötzlich der General, nachdem er das Ende ſeines Geſprächs mit dem Herzog geſtammelt hatte, ſtumm blieb und ſeine Lippen unter ſeinem langen grauen Schnurrbarte zuſammenkniff, wonach ſeine Züge bald eine mit Angſt vermiſchte Unruhe ausdrückten. Er ſchaukelte ſich abwechſelnd auf dem einen und auf dem andern Beine und ſtützte ſeine plumpe, haarige, krampfhaft zuſammengezogene Hand auf den Rand des Buffets; Schweißtropfen perlten auf ſeiner Stirne; er wollte ſich anſtrengen, um das Geſpräch fortzuſetzen, doch er konnte nur zwei oder drei Hem! . . hem! . . . artikuliren. Und abermals erloſch das Wort auf ſeinen Lippen zum großen Erſtaunen von Herrn von Saligny, der, ohne aus ſeinem ſpöttiſchen Phlegma herauszutreten, ihn fragte:

„Sie erwieſen mir, glaube ich, die Ehre, mein Herr, mir zu ſagen, im Namen von Herrn von Montlaur und zur Noth in Ihrem eigenen, was? . . . was? . . .“

„Herr Herzog,“ antwortete der General mit einer keuchenden Stimme, welche die lebhafteſten Beſorgniſſe verrieth, „wir werden ſogleich dieſe Unterredung wieder aufnehmen. Dort kommt der Marquis; es iſt unnöthig, ihm etwas zu ſagen, und . . .“

Doch der General Pouſſard vollendete ſeinen Satz nicht; er durchſchritt den Buffetſaal ſo raſch, als er konnte, ohne bemerkt zu werden.

Sehr erſtaunt über den plötzlichen Rückzug des Barons, folgte Herr von Saligny dieſem mit den Augen, als ſich einer von ſeinen Freunden, Herr von Bourgueil, ein junger Geſandtſchafts-Secretär, der am Halſe das Band von einem fremden Orden und an ſeinem Knopf-

loche eine goldene Kette trug, an welcher mehrere Kreuze hingen, dem Herzog sehr eifrig näherte und leise zu ihm sagte:

„Mein lieber Gaston, die Marquise compromittirt sich offenbar mit Georges Hubert. Seit einer Viertelstunde verläßt sie seinen Arm nicht mehr; übrigens ist das eine Partie zu Vier, denn der Marquis verläßt die göttliche Bernardi oder, wenn Du lieber willst, Frau von Saint-Marceau nicht mehr! Schau! ... da treten sie, jedes durch eine andere Thüre, in diesen Speisesaal ein. Das ist theatralisch ... Ei! sprich, soll ich immer noch auf Dein Pferd gegen das des Marquis für das Steeplechase nach dem Kreuze von Berny, bei diesem Gentlemen-Rennen, wetten? Ihr rennt Beide; es werden fünf Hecken, die Bièvre und vier Gräben zum Setzen da sein."

„Ja, ja, wette immerhin auf mein Pferd gegen das des Marquis; ich möchte ihn gern demüthigen, verletzen, und wäre es nur durch den Aerger darüber, daß er mich bei diesem Rennen gewinnen sieht, denn ich hasse ihn mehr als je," erwiederte der Herzog mit tiefer Gereiztheit. „Komm ... trotz meiner Ruhe fühle ich mich außer mir; Du hast Recht, und ich habe es schon bemerkt, die Marquise compromittirt sich mit einer empörenden Unanständigkeit. Sie verläßt den Arm von Georges Hubert nicht. Oh! noch heute Abend soll sie erfahren, daß ich nicht das Spielzeug ihrer schamlosen Coquetterie bin. Komm! komm! ich bin auf das Aeußerste gebracht!"

So sprechend, verschwanden Herr von Saligny und Herr von Bourgueil durch eine in den Speisesaal ausmündende Gallerie in dem Augenblick, wo Gilbert und Gilberte, der Marquis und die Marquise von Montlaur geworden, durch zwei Seitenthüren, die einander gegenüber angebracht waren, eintraten.

Gerade in diesem Augenblick hatte sich durch die

magiſche Allmacht der Korrigan die Verwandlung unſerer jungen Leute bewerkſtelligt.

Eine Sekunde vorher ſagte zu ihnen die kleine Fee, als ſie, vor der Schwelle des Hotels ſtehend, die äußeren Herrlichkeiten betrachteten:

„Es iſt geſchehen. Ihr ſeid Herr und Frau von Montlaur, und in den Augen Aller, nur in den Eurigen nicht, habt Ihr den fleiſchlichen Anſchein des Marquis und der Marquiſe.“

Kaum war die Korrigan abgegangen, als Gilbert und Gilberte eine Art von Schwindel erfaßte, ſo daß ſie ſogar das Bewußtſein ihrer Exiſtenz verloren; dann ſahen ſie einander in den Speiſeſaal des Hotels eintreten. Geſchmückt mit einer Pracht vom beſten Geſchmack, die Stirne umſchloſſen von einem Kranze von Diamanten und Blumen, gab Gilberte dem großen Dichter Georges Hubert den Arm, während Gilbert, mit ausgezeichneter Eleganz gekleidet, die berühmte und blendende Frau von Saint-Marceau am Arme führte. Dieſe für den General Baron Pouſſard verhängnißvolle doppelte Erſcheinung hatte deſſen plötzlichen Abgang, wodurch das feindliche Geſpräch von Herrn von Saligny mit dem General kurz abgeſchnitten wurde, veranlaßt.

Der Marquis Gilbert und die Marquiſe Gilberte (für die Klarheit unſerer Erzählung werden wir ihnen fortan dieſe Namen geben), hatten eine ſeltſame, beinahe unerklärliche und unüberſetzbare Empfindung; verſuchen wir es indeſſen, eine Idee davon zu geben.

Man denke ſich vortreffliche Schauſpieler eine Rolle ſpielend; iſt die Nachahmung der Natur für die Zuſchauer nicht ergreifend? Nichts fehlt dabei, weder die Geberde, noch die Phyſiognomie, noch der Ton, noch die Haltung! Die Gemüthsbewegung, das Lächeln, die Freude, die Thränen, Alles ſcheint wahr. So groß iſt mit einem Worte die Macht dieſer Schauſpieler, daß ſich die Fiction mit der Wirklichkeit vereinigt. Sie ha-

sich so tief mit der Person verkörpert, die sie vor-
n, sie sind so kräftig in ihre Haut einge-
ten (um uns eines richtigen und energischen Aus-
ks zu bedienen), sie haben sich mit einem so wun-
aren Naturell derselben assimilirt, daß sie nicht mehr
elbst sind, sondern jene Person mit ihrer Sprache,
n Manieren, ihren Fehlern, ihren guten Eigenschaf-
ihren Lastern oder ihren Tugenden.

Und dennoch behält der Schauspieler, wenn er sich
der Rolle, die er darstellt, verkörpert, wenn er als
Seinigen die Gedanken des dramatischen Dichters
drückt, wenn er der Vollbringer aller guten, schlech-
gräßlichen, rührenden oder grotesken Handlungen
, die ihm durch den souveränen Willen des Dich-
auferlegt sind, und dennoch, sagen wir, behält der
auspieler immer sein Ich, seine Individualität, seine
re Schätzung der Sprache, die er führt, der Hand-
en, die er auf der Scene begeht.

Allerdings repräsentirt der Schauspieler zum Täu-
Hernani, Ludwig XI., Richard III., den
ieler oder Antony. Ergriffen von der unwi-
ehlichen Hinreißung der Situationen, vergißt er sich
verkörpert er sich, wie gesagt, mit der Person, deren
barer, handelnder und sprechender Ausdruck er ist;
trotz dieser Hinreißungen behält der Schauspieler
Ich, die Urtheilsfreiheit in Betreff des Charakters
Hernani, Ludwig XI, Richard III., An-
o und Antony. Außer dem Theater würde er ihre
dlungen verwerfen, doch sobald er auf der Scene,
ld er in ihrer Rolle, sobald er in ihrer Haut ist,
er, vom Verhängniß fortgezogen, nothwendig bis
Ende.

Gilbert und Gilberte, welche durch ihre Verwand-
der Marquis und die Marquise von Montlaur ge-
den, befanden sich nun, so weit es möglich ist, eine
natürliche Sache zu erklären, in einer einigen Maßen

der der Schauſpieler analogen Lage; ſie ſpielten vortrefflich ihre Rolle; doch von der Tiefe ihres Bewußtſeins aus, von ihrem inneren Forum aus hörten ſie ſich, ſahen ſie ſich, ſo zu ſagen, handeln und ſprechen. Nur hört hier die Vergleichung auf.

Der Schauſpieler, wenn er ſeine Rolle zu peinlich, zu unausſtehlich findet, kann, auf die Gefahr, vom Publikum ausgezischt zu werden, die Bühne verlaſſen.

Gilbert und Gilberte konnten im Gegentheil nicht mehr die Rolle verlaſſen, die ſie fortan auf dem Theater der Welt ſpielen ſollten, wo ſie den Marquis und die Marquiſe von Montlaur darſtellten. In das Leben der Letzteren eintretend (wie es die Korrigan geſagt hatte), konnten ſie in keiner Hinſicht die Ereigniſſe modificiren, die in Erfüllung gehen ſollten, und ſie nahmen vom Verhängniß die guten oder ſchlimmen Wechſelfälle an, welche die Zukunft denjenigen vorbehielt, deren Stelle ſie vertraten.

Und dann, abgeſehen von ſeltenen Ausnahmen, bei welchen der Schauſpieler, von der Situation fortgeriſſen, die Thränen ſeiner Rolle weint, ſind ſeine Thränen Verſtellung, wie ſeine Freuden oder ſeine Schmerzen.

Es ſollte nicht ſo bei Gilbert und Gilberte ſein. Freuden oder Schmerzen, Gelächter oder Thränen, Alles ſollte aufrichtig, ächt ſein. Sie ſollten durchaus Alles empfinden, was der Marquis und die Marquiſe von Montlaur empfunden hätten; dennoch behielt das Ich, das innere Forum unſerer jungen Leute, die Fähigkeit, ihnen Bewußtſein von den aus ihrer Metamorphoſe entſpringenden Worten und Handlungen zu geben.

Nach dieſen Bemerkungen kehren wir zu Gilbert und Gilberte zurück, welche in den großen Speiſeſaal durch zwei verſchiedene Thüren in dem Augenblick eintraten, wo der Herzog von Saligny aufgebracht, wie er ſagte, über die Unſchicklichkeit der Marquiſe, der

seltsamen und ungestümen Abgang des General Baron Poussard vergaß.

Gilbert, der Frau von Saint-Marceau am Arm führte, sagte zu ihr mit einem gezügelten Eifer, wobei indessen der lebhafte Eindruck durchblickte, den das Talent und die Schönheit der berühmten Künstlerin auf ihn machten:

„Es ist beinahe eine Trivialität, Madame, wenn ich Ihnen meine Bewunderung für das unnachahmliche Talent ausdrücke, welches Sie heute Abend in dem so trefflich von Ihnen gesungenen Stücke aus der diebischen Elster gezeigt haben, und dennoch bleibt mir keine andere Wahl, wenn ich aufrichtig sein will."

Und das Ich von Gilbert wunderte sich, daß dieser so artig sprach, und fand nichts reizender, als Marquis zu sein und so hübsche Dinge zu improvisiren.

„Nehmen Sie sich in Acht, Herr Marquis," erwiederte lächelnd Frau von Saint-Marceau; „sprechen Sie mit mir von Musik, so spreche ich mit Ihnen von dem wunderbaren Geschmacke, der bei diesem Feste vorgeherrscht hat. Das ist wohl auch eine Trivialität, aber Sie nöthigen mich, ebenfalls aufrichtig zu sein."

„Ah! Madame, die Vergleichung ist nicht richtig," erwiederte Gilbert; „mit ein wenig Geld kann Jedermann ein Fête geben; doch das wunderbare Talent, mit dem Sie ausgestattet sind, ist eine einzige, göttliche Gabe, und . . . doch ich schweige . . . ich schweige! Ich begreife, daß es die Königinnen, müde der Huldigungen, mit denen man sie erdrückt, oft lieben, ihr Königthum zu vergessen: sprechen wir vom ersten, vom beneidetsten und, ich bezweifle es nicht, treusten Ihrer Unterthanen . . ."

„Wen meinen Sie, Herr Marquis?"

„Saint-Marceau. Warum ist er nicht hier? Ah! wenn ich das Glück hätte, an seiner Stelle zu sein," fügte Gilbert mit Nachdruck bei, indem er den Blick von

Frau von Saint-Marceau ſuchte, „mit welchem ſüßen Stolze würde ich mich an Ihren Siegen weiden! Ihr Ruhm wäre der meinige! Mir ſcheint, ich wäre darauf ebenſo eiferſüchtig, als auf Ihr Herz und auf Ihre Schönheit!“

Mochte nun der Ton des Marquis eine Gemüthsbewegung verrathen, welche nicht mehr Galanterie war, mochte der Name ihres Gatten die berühmte Sängerin an einen geheimen Kummer mahnen, ihr bis dahin vor Freude und Glück ſtrahlendes Geſicht verdüſterte ſich, und eine Wolke zog über ihre Stirne; doch gewohnt, ſich zu beherrſchen, verließ ſie den Arm von Gilbert, trat an das Buffet, nahm eine Taſſe Gefrorenes, die ihr ſo zu ſagen als Haltung diente, und erwiederte mit einem etwas gezwungenen Lächeln:

„Was denken Sie, Herr Marquis? Herr von Saint-Marceau der erſte meiner Unterthanen! Er iſt im Gegentheil mein Herr und Meiſter, und dieſe liebenswürdige Herrſchaft iſt mir zu theuer, als daß ich mich nicht tauſendmal glücklich fühlen ſollte, ſie zu erdulden. Herr von Saint-Marceau hat mich zu ſeinem großen Bedauern heute Abend nicht begleiten können . . . er leidet an . . . einer nervöſen Migräne, von welcher er zuweilen befallen wird; doch,“ fügte die große Künſtlerin bei, die ſich zu freuen ſchien, daß ſie einen Anlaß fand, das Geſpräch, welches ſie in Verlegenheit ſetzte, kurz abzuſchneiden, „doch hier iſt Herr von Bourgueil, der, glaube ich, mit Ihnen zu reden wünſcht und uns zu unterbrechen befürchtet . . . Nicht wahr, mein Herr? . . .“ fügte ſie bei, indem ſie ſich an den Freund des Herzogs von Saligny wandte.

Herr von Bourgueil war wirklich, als er den Marquis mit Frau von Saint-Marceau ſprechen ſah, auf ein paar Schritte ſtehen geblieben und erwiederte, indem er hinzutrat und ſich verbeugte:

„Madame, ich wäre ſehr ſtolz und ſehr eiferſüchtig auf ein paar Augenblicke eines Geſpräches, das Sie mir

zu bewilligen die Güte hätten. Ich achte auch eine Gunſt, um die ich beneide.“ Und ſich an Gilbert wendend: „Mein lieber Marquis, da Madame erlaubt, daß ich Sie unterbreche . . . ich komme im Auftrage von Saligny, um Ihnen für morgen den Vorſchlag zu machen, beim Steeplechaſe nach dem Kreuze von Berny auf Ihr Pferd Bewerley gegen ſeine Stute Aurora zu wetten. Sie werden Beide Ihre Pferde reiten . . . Es ſind fünf Gräben, die Bièvre und vier Hecken zum Setzen da.“

„Das ſind ſeltſame Beluſtigungen; das iſt ein Vergnügen, um ſich hundertmal den Hals zu brechen,“ dachte das Ich von Gilbert; doch als Marquis mußte er mit einem unmerklichen Ausdruck von boshafter Ironie antworten:

„Saligny ſchlägt ſeine Wetten für das Rennen durch Geſandte vor . . . Das hat wahrhaftig ganz das Anſehen eines vornehmen Mannes.“

„Es vermöchte kaum anders zu ſein,“ ſagte Herr von Bourgueil mit einer ein wenig erkünſtelten Heiterkeit, „da ich Ihnen dieſe Wette im Namen von Saligny vorſchlage, ich, der ich Geſandtſchafts-Secretär bin.“

„Das iſt wahr, mein lieber Bourgueil, ich ſcherzte. Ich nehme alſo den Vorſchlag von Saligny an und wette auf Bewerley gegen Aurora. Doch unter einer Bedingung: unter der, daß uns Frau von Saint-Marceau bei dem Rennen anweſend zu ſein verſpricht.“

„Ah! Madame,“ fügte Herr von Bourgueil bei, als er wahrnahm, daß Frau von Saint-Marceau zögerte, „berauben Sie uns morgen nicht Ihrer Gegenwart, das Steeplechaſe wird herrlich ſein: ganz Paris hat ſich Rendez-vous beim Kreuze von Berny gegeben.“

„Offenherzig geſprochen,“ erwiederte die Sängerin, „ich habe große Luſt, einem von den Rennen beizuwohnen, welche heute ſo ſehr in der Mode ſind, doch leider muß ich auf dieſes Vergnügen verzichten, denn die

Unpäßlichkeit von Herrn von Saint-Marceau würde ihm ſicherlich nicht erlauben, mich morgen zu begleiten."

„Iſt es nur dieſes, Madame?" verſetzte Herr von Bourgueil, indem er Gilbert mit einem Ausdrucke befriedigter Bosheit anſchaute, denn er wollte den Bewunderer der großen Künſtlerin in eine grauſam ſchwierige Lage bringen, und er fügte bei: „Mein Lieber, da Saint-Marceau ſeine Gemahlin nicht zum Steeplechaſe begleiten kann, ſo wird ſie, davon bin ich feſt überzeugt, das größte Vergnügen der Marquiſe bereiten, wenn ſie ſie für morgen um einen Platz in ihrem Wagen für die Fahrt nach dem Kreuze von Berny bittet. Sind Sie nicht meiner Meinung?

Der Marquis konnte, trotz ſeiner Selbſtbeherrſchung, ſeine peinliche Verlegenheit nicht verbergen: ſo groß ſind die ſeltſamen Vorurtheile einer gewiſſen Welt, daß dieſe Welt über Scandal ſchreien mußte, wenn eine ſo vornehme Dame wie die Marquiſe einen Platz in ihrem Wagen einer berühmten Sängerin gab. Allerdings war dieſe mit einem Manne von derſelben Welt verheirathet, und durch ihre ehrenhafte Aufführung hatte ſie nie zu der geringſten üblen Nachrede berechtigt; doch Frau von Saint-Marceau war berühmt geworden unter dem Namen Bernardi, und ſie betrat noch die Bretter. Wohl nahm man ſie vortrefflich auf; in den Salons, wo ſie empfangen wurde, verachteten es die Frauen nicht, ſich an ihre Seite zu ſetzen und ſie artig anzureden, nach einem Conzerte, in welchem ihr Talent in ſeiner ganzen Herrlichkeit geglänzt hatte; doch Frau von Saint-Marceau einen Platz in ſeinem Wagen geben, und zwar öffentlich vor den Augen von ganz Paris, wie man zu ſagen pflegt, das war ein Zeichen von Vertraulichkeit, beſonders von Seiten einer ſo jungen Frau, wie die Marquiſe, ſo daß der Tadel über dieſe ungeheure Unſchicklichkeit allgemein ſein und auf den Baron zurückfallen mußte, der ſchwach genug oder ſorglos genug in

Betreff ſeiner Würde, um die Ausſchweifungen ſeiner Gemahlin zu dulden.

Dieſe aus dem Geſichtspunkte des Ich's von Gilbert albernen, aber völlig in der Logik ſeiner Perſon als Marquis liegenden Betrachtungen boten ſich ſeinem Geiſte mit der Schnelligkeit des Gedankens. Den Vorſchlag von Herrn von Bourguell zurückweiſen hieß eine blutige Beleidigung Frau von Saint-Marceau zufügen, zu der eine lebhafte geheime Neigung den Marquis hinzog; der großen Künſtlerin aber einen Platz im Wagen der Marquiſe anbieten, ohne nur der Einwilligung von dieſer ſicher zu ſein, hieß allen Convenienzen trotzen, und für die in der Religion der Convenienz erzogenen Leute iſt es etwas ſehr Ernſtes, ihre Geſetze zu verletzen. Gilbert zögerte indeſſen nicht zwiſchen dieſen zwei Extremitäten, denn er fand großen Geſchmack an Frau von Saint-Marceau; er wandte ſich auch an ſie und ſprach:

„Brauche ich Ihnen zu ſagen, Madame, daß, da Saint-Marceau Sie nicht zu dem Rennen begleiten kann, zu dem Sie ſich zu begeben wünſchen, Frau von Montlaur ſich ein Vergnügen daraus machen wird, Sie abzuholen? Wollen Sie die Gewogenheit haben, einen Platz in ihrem Wagen anzunehmen, ſo wird ſie morgen um eilf Uhr bei Ihnen ſein, Madame.“

Dieſe Antwort machte die große Künſtlerin glücklich, denn die leichte Verlegenheit wahrnehmend, die einen Augenblick der Marquis nicht verbergen konnte, befürchtete ſie eine höfliche Weigerung oder eine Ausflucht, deren grauſame Schmach ſie wohl gefühlt hätte, da unſere Empfindlichkeit um ſo argwöhniſcher wird, je delicater unſere Lage iſt. Frau von Saint-Marceau ſagte auch voll Innigkeit zu Gilbert:

Mein Herr, ich vermöchte Ihnen nicht auszudrücken, wie ſehr ich von dem Anerbieten gerührt bin, das Sie mir im Namen der Frau Marquiſe machen, und ich nehme es mit dem größten Vergnügen an. Zählen Sie

auf meine Pünktlichkeit; morgen um eilf Uhr werde ich bereit sein."

In diesem Augenblick riefen einige in der Gallerie ertönende Accorde des Orchesters die Mehrzahl der im Buffelsaale versammelten Personen zurück; ein junger Mann, nachdem er sich vor Frau von Saint-Marceau verbeugt hatte, forderte von dieser einen versprochenen Contretanz. Die junge Frau nahm den Arm ihres Tänzers und entfernte sich vom Marquis in dem Augenblick, wo ein Mann von reiferem Alter sich Herrn von Bourgueil näherte und leise mit einer geschäftigen Miene zu ihm sagte:

„Mein Lieber, kommen Sie geschwinde; Saligny erwartet Sie im chinesischen Salon. Die Sache ist sehr ernst."

„Mein Werthester, das ist also verabredet," sprach Herr von Bourgueil zu Gilbert, welcher nach dem Abgange von Frau von Saint-Marceau, der er mit den Augen gefolgt, nachdenkend beim Buffet geblieben war, „Bewerley ist morgen gegen Aurora engagirt." Dann fügte er mit einer leichten Nuance von Spott bei: „Die reizende Diva wird beim Steeplechase anwesend sein, ein glückliches Vorzeichen für Ihren Sieg, mein Lieber!"

„Kommen Sie doch, Bourgueil, kommen Sie doch!" sagte leise der Mann von reiferem Alter, indem er den Gesandschafts-Secretär nach dem chinesischen Salon führte, „es handelt sich wohl um Bewerley und Aurora."

„Um was handelt es sich denn?"

„Ei! mein Gott! um ein Duell!"

„Ein Duell, und mit wem?"

„Stille," erwiederte der Mann von reiferem Alter, indem er Herrn von Bourgueil, mit welchem er sich entfernte, durch einen Blick den General Baron Poussard bezeichnete, der sich nun strahlend, ungezwungen, sicher seiner

ſelbſt raſch dem Marquis näherte, nachdem er ihn vergebens in den Salons geſucht hatte.

. . . . . .

Armer Gilbert! arme Gilberte! in welches Weſpennest ſeid Ihr, der Marquis und die Marquiſe von Montlaur werdend, gerathen!

V.

Der Baron Pouſſard, der ſich ganz dienſtfertig Gilbert genähert hatte, ſagte zu ihm mit einer vollkommen befriedigten Miene, indem er ſich die Hände rieb:

„Herr Marquis, ich ſuchte Sie; unſere Angelegenheit iſt in Ordnung; das geht gut.“

„Welche Angelegenheit, mein Herr?“ fragte Gilbert ſehr erſtaunt, denn er kannte den General wenig; er hatte ihn nur in einer Badeſaiſon in Baden getroffen, und nach einigen ſehr oberflächlichen Begegnungen hatte ſich der Marquis für verpflichtet gehalten, auf häufige Viſitenkarten des General Baron Pouſſard durch eine Einladung zu dieſer Fête zu antworten. Immer mehr erſtaunt, fügte alſo Gilbert bei: „Wahrhaftig, mein Herr, ich weiß nicht, was Sie meinen: von welcher Angelegenheit ſprechen Sie?“

„Herr Marquis, vernehmen Sie die Geſchichte mit zwei Worten: ich bin ein alter Soldat und habe die vortreffliche Gewohnheit, wo möglich noch kitzeliger für die Ehre meiner Freunde, als für die meinige zu ſein.“

„Nun! mein Herr?“

„Nun! Herr Marquis, vor einer Viertelſtunde hat Sie hier, gerade auf dieſem Platze, ein eingebildeter Menſch beleidigt.“

„Mich?“

„Sie, Sie begreifen auch, daß ich ſogleich von dieſem Herrn Erklärungen gefordert habe; . . . doch da

die Folgen meiner alten Wunden, die ich bei der Belagerung von Marmora erhalten, mir eine Art von ... Magenkrampf verurſachten, ſo mußte ich einen Augenblick an die friſche Luft gehen; bei meiner Rückkehr umkreiſte ich meinen Mann und ſagte zu ihm in Ihrem Namen und zur Noth in meinem, er ſei ein Unverſchämter, und Sie oder ich werden ihm die Ohren abſchneiden. Die Angelegenheit iſt alſo in Ordnung; wir haben die Wahl der Waffen, das Rendez-vous iſt auf morgen früh um acht Uhr im Walde von Barrières feſtgeſetzt. Wir werden unſerm Laffen wie einem Huhne zur Ader laſſen, und um eilf Uhr kommen wir zurück und frühſtücken bei Ihnen ... Nur mache ich Sie zum Voraus darauf aufmerkſam: ich werde einen Tigershunger haben!"

Das Ich von Gilbert fing an ſeine Perſon immer weniger angenehm zu finden; er hatte in Anwartſchaft: als Vergnügen ein Wettrennen, um ſich Hals und Bein zu brechen, und ein unerwartetes Duell, heraufbeſchworen durch den verfluchten Raufer, den er zu einer grauſamen Kolik verurtheilt, verdüſterte nur noch den Horizont; in ſeiner Eigenſchaft als ein im Punkte der Ehre eiferſüchtiger Marquis hörte er aber den General Bouſſard mit mehr Erſtaunen als Furcht an. Er antwortete indeſſen ziemlich kalt:

„Mein Herr, ich habe die Gewohnheit, mich als den einzigen Richter meiner Ehre zu betrachten. War ich ſo unglücklich, Jemand zu beleidigen, ſo glaubte ich mich immer zu ſeinen Befehlen ſtellen zu müſſen. Was die Beleidigungen betrifft, über die ich mich zu beklagen habe, ſo beurtheile ich allein, ich wiederhole es Ihnen, ob ſie das Blut eines Menſchen werth ſind."

„Nun wohl, ich," verſetzte der Raufer, „ich habe vor fünfundzwanzig Jahren einen neunzehnjährigen jungen Menſchen getödtet, und zwar einfach und allein, weil er eine Flaſche Selterswaſſer im Café de Paris auf einem

Tiſche in der Nähe des meinigen entpfropfend, den Schaum ſeiner Flaſche in ein Salmis von jungen Feldhühnern, das ich aß, ſpritzte. Das Drollige dabei iſt, mein lieber Marquis, daß die Mama des Kleinen am Morgen weinend wie eine Magdalena zu mir kam, um mich flehentlich zu bitten . . ."

„Mein Herr, ich habe Ihnen geſagt," unterbrach Gilbert den General, „Jeder iſt Richter ſeiner Ehre, und ich muß Ihnen bemerken, daß Sie, wie mir ſcheint, ehe Sie in meinem Namen eine ernſte Verbindlichkeit eingingen, mich in Kenntniß zu ſetzen hatten. Wahrhaftig, mein Herr, es iſt wenigſtens ſehr ſeltſam: ich habe, wie Sie ſagen, ein Duell und weiß nicht einmal den Namen meines Gegners."

„Das iſt in der That höchſt poſſirlich, Marquis, ich will auch Ihre gerechte Neugierde befriedigen: Ihr Gegner iſt der Herzog von Saligny."

„Saligny!" rief lebhaft Gilbert, deſſen Züge plötzlich eine Art von befriedigtem Groll ausdrückten; und nachdem er einen Augenblick nachgedacht, fügte er mit einem bittern Lächeln bei:

„Da es ſich um Herrn von Saligny handelt, ſo iſt es nur ein halbes Uebel, wenn ſich die Sache der Mühe lohnt."

„Ob ſie ſich der Mühe lohnt, mein lieber Marquis!" verſetzte der General, der wieder vertraulich wurde. „Vor Allem hatte dieſer ſchöne Herzog die Unverſchämtheit, hier vor mir zu ſagen, Ihre Familie habe ihren Namen, ihren Titel und ihr Wappen uſurpirt!"

„Saligny hat Ihnen das geſagt, mein Herr?" ſprach Gilbert, deſſen ariſtokratiſcher Stolz ſich bei einer ſolchen Anſchuldigung empörte; und er fügte mit dem Ausdrucke einer nur mit Mühe bewältigten Gereiztheit bei: „Herr von Saligny hat Ihnen geſagt, meine Familie habe ihren Namen, ihren Titel, ihr Wappen uſurpirt!"

„So wahr ich ein alter Soldat bin, er hat mir das

gesagt. Sie begreifen, Marquis, daß mir das wüthend die Ohren zu erhitzen anfing, denn Sie sind ein vortrefflicher Junge, den ich ungemein liebe, bei meinem Ehrenwort. Ich erwiederte auch dem Laffen: „„Mein Herr, wissen Sie, daß es etwas sehr Ernstes ist, zu behaupten, die Familie von Jemand habe ihren Namen usurpirt?““ „„Usurpiren ist das höfliche Wort,““ unterbrach mich der Gelbschnabel. Da verursachte mir eine von meinen Wunden einen Magenkrampf, und ich sah mich genöthigt, einen Augenblick hinauszugehen; als mein Krampf vorüber war, fischte ich meinen Herzog wieder auf und sprach zu ihm: „„Mein Herr, ist usurpiren, wenn es sich um Namen und Titel handelt, das höfliche Wort, was ist dann das unhöfliche?““ „„Das unhöfliche Wort, mein Herr,““ antwortete mir der Herzog, „„ist stehlen.““

„Oh! Herr von Saligny soll diese Beleidigung bezahlen, rief der Marquis mit einer gedrängten Wuth. „Ist mein Haus nicht so viel werth als das seinige, welches seine Erhebung nur den schändlichen Gefälligkeiten von einem seiner Vorfahren gegen Heinrich III. zu verdanken hatte. . . . Schon lange bin ich müde der frechen Anmaßungen dieses hoffärtigen Herzogs, welcher durch die Geburt den Vorrang vor mir zu haben behauptet! Ist er heute Abend nicht so unverschämt gewesen, mir durch einen Dritten eine Wette für das Rennen vorschlagen zu lassen, weil sich der Herr Herzog ohne Zweifel für einen zu vornehmen Mann hält, um mir dieses Anerbieten unmittelbar zu machen! . . . Auch noch aus andern Gründen bin ich entzückt über das, was geschieht.“

„Und ich, mein lieber Marquis! Doch, um wieder auf unsern Mann zurückzukommen, ich antwortete ihm: „„Mein Herr, Ihrer Behauptung nach sind also die Ahnen meines Freundes, des Marquis, Diebe von Namen und Titeln?““ „„Ich danke Ihnen, Herr General, daß Sie

mir die Unannehmlichkeit erſpart haben, eine für das vorgebliche Haus Montlaur ſo harte Wahrheit zu ſagen,““ erwiederte der ſchöne Herzog mit ſeiner ſpöttiſchen Miene. „„Und ich, mein Herr,““ entgegnete ich, „„ich werde die Annehmlichkeit haben, Ihnen im Namen des Marquis, meines Freundes, für den ich mich verbürge, zu bemerken, daß Sie ein Laffe ſind!““ „„Mein Lieber,““ ſagte der Gelbſchnabel mit ſeinem gewöhnlichen verächtlichen Phlegma zu einem ſeiner Freunde, der bei unſerem Geſpräche gegenwärtig war, „„Du haſt gehört? das iſt ziemlich klar; ſuche Bourgueil auf, Ihr werdet Alles mit dem Herrn General verabreden; nur liegt mir daran, daß das Rendezvous im Walde von Verrières ſtattfindet: er iſt ganz nahe beim Kreuze von Berny; mag ich nun rennen oder nicht rennen, ich will durchaus bei dem ... bei dem ...““ Und bei meiner Treue, er kauderwälſchte Worte in der Art von Pipe und Chaiſſe.“

„Steeplechaſe?“ verſetzte lächelnd der Marquis, der dieſes engliſche Wort mit ſeinem wahren Accente ausſprach.

„So iſt es! Und hienach wandte mir der Herr Herzog den Rücken zu. Dann haben wir, ich und ſein Freund, in Erwartung, daß er in Ihren Salons ſeinen andern Zeugen finden würde, Alles verabredet: die Wahl der Waffen kommt Ihnen zu; man wird ſich vor Allem um ſieben Uhr nach der Barrière d'Enfer in zwei Wagen begeben; diejenigen, welche zuerſt kommen, warten auf die Andern, und man geht ſodann in den Wald von Verrières, wo wir, wie geſagt, mein lieber Marquis, denn ſo wahr ich ein alter Soldat bin, ich habe denjenigen, deren Zeuge ich war, immer Glück gebracht, wo wir dem ſchönen Herzog wie einem Huhn zur Ader laſſen; hernach wollen wir bei Ihnen frühſtücken, und dann... vorwärts mit dem alten Sauterne und den Auſtern von Marennes! So wie Sie mich ſehen, Marquis, verſchlinge ich ſechs Dutzend vor dem Frühſtück, um mir die Zähne zu putzen,

darauf ſetze ich meine zwei Beefſteaks, Nieren in Champagner gekocht, einige Schnitten Geflügel-Galantine, einen Kräuterſalat und meinen Roquefort-Käſe, doch alle Teufel! unter der Bedingung, daß er allein geht ... he! .. he! ... he! .. Zum Schluß fünf bis ſechs Puros von der Havana, während wir unſern Mokka ſchlürfen, und wir ſind mit Ballaſt beladen bis zum Mittageſſen! Ah! ſagen Sie, Marquis, Sie verſtehen ſich auf den Degen?"

„Ja," erwiederte Gilbert mit einer träumeriſchen Miene welche bei ihm auf das erſte Aufbrauſen des Zornes folgte, und maſchinenmäßig horchte er auf die berauſchenden Accorde des Orcheſters von Strauß, das in der anſtoßenden Gallerie erklang.

„Nur vom Anſehen hätte ich errathen, Marquis, daß Sie ein Fechter ſind. Ei! wenn Sie keine Duelldegen haben, ſo werde ich die meinigen bringen, wahre Kleinode und behoſt ... Das muß man ſehen! Sechs Zoll Klinge von der Spitze an, haben ein äußerſt artiges ſchwarzrothes Färbchen, denn nach der Affaire wiſche ich nie meine Waffen ab! Das Blut trocknet in der Luft, glättet den Stahl und das iſt das, was ich einen behoſten Duelldegen nenne. Ich komme morgen früh um fünf Uhr und mache mit Ihnen ein paar Gänge, um Sie wieder in den Waffen einzuüben, wenn Sie lange nicht mehr gefochten haben. Ah! ich weiß noch etwas Beſſeres, Marquis; man breitet eine Matratze in Ihrem Zimmer aus, und ich bivouaquire dort. Ich bin nicht verweichlicht. Alle Teufel! ein alter Burſche wie ich hat wohl Schlimmeres in Spanien, in Deutſchland, in Rußland, überall geſehen. Das iſt abgemacht, ich bivouaquire in Ihrem Zimmer; man bringt uns in Form eines Morgenimbiſſes eine Zwiebelſuppe gut geſpeffert, ein Stück kaltes Fleiſch, eine Flaſche alten weißen Wein, ein Glas Cognac; ich zünde meine Pfeife an, und, Mord und Tod! wir ſingen die Mutter Gaudi-

chon bis zu dem Augenblick, wo wir abgehen, um dem Herrn Herzog zur Ader zu laſſen. Nun, Marquis, gefällt Ihnen das?"

Gilbert, deſſen Ich ſeine Marquisrolle immer beklagenswerther fand, obgleich er ſie bis zum Ende ſpielen mußte. Gilbert hatte nur zerſtreut auf die Anerbietungen des General Pouſſard gehört. Dieſer, der pfiffig genug unter ſeiner rohen Hülle, fing das Geſpräch mit: „Herr Marquis", an endigte mit: „Mein lieber Marquis!" und machte ſich immer vertraulicher, in der Hoffnung, ſich in dieſem reichen Hauſe, deſſen appetitliche Küche er von fern roch, einzuniſten und feſtzuſetzen. Trotz ſeiner Träumerei, hörte indeſſen Gilbert doch vollkommen den letzten Vorſchlag des Generals, der ſich erbot, in ſeinem Hauſe zu bivouaquiren, und er erwiederte:

„Mein Herr, ich will Ihre Freundlichkeit nicht ſo ſehr mißbrauchen, daß ich Sie bitte, die Nacht hier zuzubringen; es wird auch dieſe Fête ſpät endigen, und da der Ausgang eines Duells immer zweifelhaft iſt, ſo habe ich noch einige Verfügungen zu treffen, die mich bis Tagesanbruch beſchäftigen werden. Ich werde einen von meinen Freunden benachrichtigen, und morgen früh um ſechs Uhr, da Sie mir die Ehre erweiſen wollen, mir als Zeuge zu dienen, erwarte ich Sie. Ich nehme das Anerbieten Ihrer Degen an, denn ich beſitze keine; bei dem einzigen Duell, das ich gehabt habe, bediente ich mich der Waffen meines Gegners."

„Und Sie haben ihn gezwickt, Ihren Gegner?"

„Ich habe ihn ſchwer verwundet."

„Bravo, Marquis! Sie kennen das Terrain, diesmal werden Sie Ihren Mann tödten, das ſage ich Ihnen."

In dieſem Augenblick näherte ſich die reizende junge Herzogin, deren Grazie und Eleganz Gilbert und Gilberte aufgefallen waren, als ſie vor ihrer Verwandlung dem Anfahren der Reihe von Wagen, welche ſich nach

dem Hotel begaben, zuſchauten, dem Marquis und ſagte heiter zu ihm:

„Nun, mein lieber Vetter, muß ich Sie daran erinnern, daß Sie mir einen Walzer verſprochen haben?“

„Meine liebe Couſine,“ erwiederte Gilbert lächelnd, „ich habe nicht den Muth, mein Vergeſſen zu bedauern, ſo ſtolz bin ich, Sie zu mir kommen zu ſehen, um mich an mein Verſprechen zu erinnern.“ Und er bot ſeinen Arm der jungen Herzogin, machte dem Baron Pouſſard ein Zeichen des Verſtändniſſes und ſagte zu ihm:

„Alſo, mein Herr, Alles iſt verabredet?“

„Ja, mein lieber Marquis, zählen Sie auf mich; ich werde Sie übrigens noch ſehen, ehe ich das Hotel verlaſſe.“

„Dicker Schlemmer, abſcheulicher Raufbold! Du biſt doch Schuld an dieſem Duell,“ dachte das Ich von Gilbert, indeß dieſer die Herzogin nach der Gallerie führte, wo man tanzte.

Der General näherte ſich dem Buffet, von welchem er ſich während ſeiner Unterredung mit dem Marquis entfernt hatte, ſchaute dieſem nach und ſagte:

„Du, Du denkſt an Dein Teſtament, lieber Mann, mit Dir iſt es aus! Du machſt auf mich ganz den Eindruck einer morſchen Birne, während mir der Herzog ein kalter und ſolider Kämpe zu ſein ſcheint. Zu dieſer Stunde, Marquis, würde ich auch keinen Napoleon um Deine Haut geben.“ Und er wandte ſich an einen der Haushofmeiſter, welche hinter dem Buffet ſtanden, und rief ihm zu: „Mein Lieber, reichen Sie mir doch von den kleinen heißen Bouchées à la reine, wie ich ſie ſchon gegeſſen habe, Sie wiſſen? Und dann wünſchte ich ein Glas Madeira zu bekommen.“

Die vorhergehenden Scenen trugen ſich in den Salons des Hotel Montlaur zu, ohne im Geringſten die Aufmerkſamkeit der zu dieſem glänzenden Feſte Eingeladenen zu erregen.

In einer gewiſſen Welt, das muß man ſagen, — iſt es ein Lob? iſt es ein Tadel? — verbergen ſich die peinlichſten und heftigſten Empfindungen durch die Lebensart und die Achtung vor dem Wohlanſtande unter einem ſo ruhigen, ſo höflichen, häufig ſo lächelnden Anſcheine, man ſetzt ſogar ſo wunderbare Dämpfer auf die Gemüthsbewegungen, daß die wichtigſten Ereigniſſe des inneren Lebens oft ohne das geringſte Aufſehen in Erfüllung gehen.

Gilberte, welche Marquiſe geworden, fühlte, während ſie verhängnißvoller Weiſe ihre Rolle ſpielte, ihr Ich äußerſt unruhig über viele Dinge werden. Sie durchſchritt in dieſem Augenblick, ſich auf den Arm von Georges Hubert, dem berühmten Dichter, ſtützend, den Buffetſaal; ſie führte ihn in einen kleinen Salon, der gerade beinahe verlaſſen war, und ſetzte ſich auf ein Canapé. Georges Hubert nahm neben ihr Platz. Ein angefangenes Geſpräch fortführend, ſagte Gilberte mit einem Ausdruck lebhafter Neugierde zu ihm:

„Sie ſind alſo glücklich?“

„Ja, Frau Marquiſe, ſo glücklich als man ſein kann, wenn man gegenſeitig ein gemeinſchaftliches Glück durch große Opfer bezahlt hat.“

„Finden Sie aber nicht, daß Frau von Orbeval mehr geopfert hat, als Herr von Baudricourt? Hat ſie nicht mit kaum fünfundzwanzig Jahren auf die Welt, auf ihre Verwandten, auf ihre Freunde, auf ihre Heimath verzichtet? Iſt es nicht etwas Erſchreckliches, den Folgen eines eclatanten Aergerniſſes zu trotzen und, nachdem man eines der Idole von Paris geweſen iſt, ſich auf immer in der Einſamkeit zu begraben? Sie ſprechen von Gleichheit der Opfer ... Sagen Sie offenherzig, welches Opfer hat denn Herr von Baudricourt, die heldenmüthige Hingebung einer reizenden Frau von der vornehmſten Welt annehmend, gebracht?“

„Glauben Sie mir, Frau Marquise, derjenige, welcher eine solche Hingebung, fest entschlossen, sich derselben würdig zu zeigen, annimmt, geht eine Verbindlichkeit ein, welche noch ernster ist, als die der Frau, die ihre Zukunft der Redlichkeit dieses Mannes anvertraut, der fortan die einzige Stütze von ihr ist, welche die Welt mit ihrem Zorne oder ihrer Verachtung verfolgt."

„Aus diesem Gesichtspunkte, mein Herr, haben Sie Recht. Doch welche Energie, welche Selbstverleugnung hat Frau von Orbeval bei dieser Sache gezeigt!" sprach Gilberte mit Begeisterung. „Sie ist in der That heldenmüthig gewesen, nicht wahr? Sie, der Sie sie kennen, der Sie ihr bester Freund waren, müssen es mehr als irgend Jemand würdigen."

„Ja, Frau Marquise, und mehr als irgend Jemand habe ich sie bewundert! Zu diesem ernsten Entschlusse ist sie nicht leichtsinnig oder aus Halsstarrigkeit gekommen: nein, nein; sie hat lange überlegt, lange gekämpft! Sie war nicht blind gegen die Folgen ihres Opfers, denn sie hatte grausam bange vor dem Aufsehen. Doch sie mußte durchaus wählen zwischen der Heuchelei und dem Aergerniß, und sie zog es vor, offen mit der Welt zu brechen. Und diese hätte doch eine strafbare, unter einem leichten Firniß von Heuchelei verborgene Verbindung geduldet! Seinen Gatten hintergehen, indem man hinreichend Formen beobachtet, um den Anschein zu schützen und eine glänzende gesellschaftliche Stellung zu behaupten, das ist das, was man täglich sieht und annimmt; aber muthig eher auf diese so beneidete Stellung verzichten, als List zu gebrauchen, als frech alle Tage zu lügen, sich eher von einem Manne trennen, der den ernstesten Anlaß zu Klagen gegeben hat, als ihn duckmäuserisch zu entehren ... ah! das vergibt die Welt nie."

„In der That, ich habe diese arme Frau von Orbeval mit der äußersten Verachtung von Damen behan-

beln hören, welche hinsichtlich des Herzens und des Charakters durchaus nicht ihren Werth besaßen, und auf die Gefahr, mich zu compromittiren, versuchte ich es, sie zu vertheidigen," sagte Gilberte. „Doch ihr Glück hat sie gerächt, da sie glücklich ist."

„Ich habe kürzlich von ihr einen Brief erhalten; sie entwirft darin ein bezauberndes Gemälde von dem Leben, das sie mit Herrn von Baudricourt führt. Sie bewohnen ein kleines, vereinzeltes Haus in einer reizenden Lage am Annecy-See, mitten unter den pittoreskesten Wäldern und Bergen Savoyens; die Lecture, der Spaziergang, die Künste theilen sich in ihre Augenblicke, denn Sie wissen, Frau Marquise, unsere Freundin und Herr von Baudricourt sind vollendete Tonkünstler und zeichnen vortrefflich; ihre Existenz ist bescheiden, aber behaglich. Herr von Baudricourt hat einen alten Kammerdiener mitgenommen, der schon bei seiner Geburt in seinem Hause war, und Frau von Orbeval hat zu ihrer Bedienung ein treffliches Geschöpf, das einst ihre Amme war; ihr Gesinde besteht aus diesen zwei wackern, viel erprobten Leuten. Frau von Orbeval schreibt mir, nie, als sie das beste Haus in Paris gehabt, sei sie mit so viel Fürsorge und Zuvorkommenheit umgeben gewesen."

„Ah! unwillkürlich beneidet man dieses friedliche, zurückgezogene, so wundervoll ausgefüllte Leben," sprach Gilberte tief träumerisch und traurig, zum großen Erstaunen ihres Ich's, das sich fragte, wie eine junge und hübsche Marquise traurig bei diesem Feste sein könne, welches sie der elegantesten Gesellschaft von Paris gab; dann, ihre Rolle fortsetzend, bebte Gilberte plötzlich und sagte zu dem Dichter:

„Mein Herr, Sie werden mich sehr phantastisch finden; vorhin bat ich Sie, mit mir von Frau von Orbeval zu sprechen, nun ersuche ich Sie inständig, die

Unterhaltung zu wechseln. Sprechen wir von Ihnen, und obgleich ich erſt ſeit kurzer Zeit das Vergnügen habe, Sie zu kennen, erlauben Sie mir eine vielleicht ſehr indiscrete Frage. Ich möchte gern von Ihnen erfahren, ob Sie das Glück, das Sie genießen, zu ſchätzen wiſſen?"

„In dieſem Augenblick, Frau Marquiſe, habe ich nichts zu wünſchen."

„Ich bitte, Herr Georges Hubert, antworten Sie mir nicht durch Galanterien, Sie haben zu viel Geiſt, um Abgeſchmacktheiten zu ſagen. Geſtehen Sie doch ... iſt das ſchwierig? daß nichts zu Ihrem Glücke fehlt. Was haben Sie zu wünſchen, zu beneiden? Ihr Ruhm iſt europäiſch, Ihr Name in Aller Munde, Ihre geringſten Handlungen flößen eine lebhafte Neugierde ein; ſeit zwei Jahren erſcheinen Sie kaum mehr in Geſellſchaft, und Jeder bemüht ſich, um das Geheimniß der Veränderung in Ihren Gewohnheiten zu errathen; man kündigt die Aufführung eines neuen Werkes von Ihnen im Théâtre français an, und Sie konnten hier beurtheilen, mit welcher Wichtigkeit man die ſo ſehnſüchtig erwartete Vorſtellung behandelt? Was ſoll ich Ihnen ſagen? ... Die beſte Geſellſchaft bewirbt ſich mit allem Eifer um Sie; Ihre Gegenwart, wohin Sie auch gehen, wird nicht weniger bemerkt, als Ihre Abweſenheit."

„Frau Marquiſe ..."

„Keine falſche Beſcheidenheit; Sie wiſſen beſſer als ich, Herr Georges Hubert, daß ich nicht übertreibe, und dabei empfängt man durch eine, ich muß es geſtehen, durch eine ziemlich ſeltene Ausnahme in Ihnen nicht nur einen der größten Dichter unſerer Zeit, ſondern auch den Mann der Welt, denk' wir fordern Sie zurück, Herr Georges Hubert, Sie ſind einer der Unſrigen, und, verzeihen Sie unſerem Stolze, wir glauben, daß Ihnen dieſe Ausnahme ein wenig ſchmeicheln muß. Wie! Sie lächeln? Werden Sie mir das beſtreiten?"

„Frau Marquise, ich habe die Ehre gehabt, in Ihrer Gesellschaft mit einem Wohlwollen, das weit über meinem schwachen Verdienste ist, empfangen zu werden; doch ich gehöre nicht zu Ihrer Welt, ich bin Keiner der Ihrigen, wie Sie zu sagen die Güte haben."

„Ich begreife Sie nicht. Was verstehen Sie unter den Worten: Sie seien Keiner der Unsrigen?"

„Der Zufall bedient mich vortrefflich, Frau Marquise," erwiederte Georges Hubert lächelnd, indem er Gilberte ein reizendes Mädchen zeigte, das am Arme eines Mannes mit weißen Haaren durch das Zimmer ging. „Fräulein von Merinville geht dort am Arme Ihres Vaters, des Fürsten von Merinville; nehmen Sie an, Frau Marquise, ergriffen von der Schönheit, der Anmuth, den seltenen Eigenschaften von Fräulein von Merinville, verliebe ich mich in sie; nehmen wir ferner an, was nicht wohl möglich ist . . . Fräulein von Merinville wünsche diese Verbindung auch und ihr Herr Vater habe von mir die schmeichelhafte Meinung, welche Sie zu haben mir die Ehre erweisen, Frau Marquise; fügen wir bei, und das ist nicht mehr eine Annahme, sondern eine Thatsache," sprach Georges Hubert mit einer stolzen Würde, „fügen wir bei, ich sei ein ehrlicher Mann in der vollsten Bedeutung des Wortes, und dann, wenn Sie wollen, meine Geburt sei ehrenhaft und mein Vermögen sichere mir, verbunden mit der Frucht meiner Arbeiten, eine unabhängige Existenz . . . nun wohl! Frau Marquise, besser, als ich, kennen Sie die Welt, welche die Ihrige ist . . . wollen Sie mir mit aller Aufrichtigkeit antworten: würde mir der Fürst von Merinville die Hand seiner Fräulein Tochter bewilligen?"

„Wahrhaftig, mein Herr, Sie nehmen so exceptionelle Beispiele, daß man Ihnen unmöglich antworten kann," versetzte Gilberte verlegen.

„Wohl, Frau Marquise, wählen wir ein anderes

Beiſpiel," ſagte Georges Hubert. „Morgen heirathe ich ein Mädchen von meinem Stande, ein Mädchen geboren aus einer ehrenhaften Bürgerfamilie und in jeder Hinſicht würdig, meinen Namen zu führen; Sie geben übermorgen ein Feſt wie dieſes; geſtehen Sie, wenn Sie mir die Ehre erweiſen, ſich meiner zu erinnern, erhalte ich eine alſo abgefaßte Einladung: Die Frau Marquiſe von Montlaur ladet Herrn Georges Hubert ein u. ſ. w. u. ſ. w. Doch von Frau Georges Hubert . . . kein Wort."

„Mein Gott! ich wiederhole, Sie wählen Ihre Beiſpiele ſo ſonderbar, daß . . ."

„Ei! Frau Marquiſe, warum wehren Sie von ſich ab, was gewöhnlich geſchehen iſt. Ladet man zu Hofe das ein, was man dort Künſtlerfrauen, Schriftſtellerfrauen nennt? Nein, nie; und wenn etwas mich in Erſtaunen ſetzt, ſo iſt es das, daß in den Künſten, in der Literatur oder in den Wiſſenſchaften ausgezeichnete Männer eine Einladung annehmen, welche durch die Ausſchließung ihrer Frauen verletzend wird."

„Hierauf wenigſtens werde ich Ihnen ſiegreich antworten."

„Frau Marquiſe, ich bezweifle es nicht."

„Was man in Ihnen empfängt, mein Herr, iſt das Verdienſt, iſt der perſönliche Ruhm. Angenommen nun — ich vermöchte das nicht zu bezweifeln — Frau Georges Hubert ſei mit den ſeltenſten Eigenſchaften ausgeſtattet, ſo muß man doch nothwendig zwiſchen ihr und Ihnen einen ſehr großen Unterſchied feſtſtellen."

„Ich könnte Ihnen einwenden, Frau Marquiſe, ein Mann Ihrer Geſellſchaft, wirklich einer von den Ihrigen, heirathe morgen die Tochter eines bürgerlichen Millionärs, und, dumm oder geſcheit, werde ſie von Ihnen auf dem Fuße einer vollkommenen Gleichheit empfangen, kraft des Namens und der Geburt ihres Gatten; die Unterſcheidungen, von denen Sie ſprechen, Frau Marquiſ-

bestehen also nur für uns, die wir, verzeihen Sie meine Hartnäckigkeit, nicht zu den Übrigen gehören. Doch ich werde etwas Besseres thun, ich werde mich Ihrer eigenen Worte gegen Sie bedienen."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Es sei der persönliche Ruhm eines Mannes, was man empfange, sagen Sie?"

„Ja, mein Herr."

„Woraus folgt, daß eine Frau, wenn sie einen großen persönlichen Ruhm hätte, auf gleichem Fuße wie ihr Mann empfangen würde?"

„Gewiß."

„Erlauben Sie mir eine Frage," sagte Georges Hubert abermals lächelnd. „Was denken Sie von Frau von Saint-Marceau?"

„Nun . . ." erwiederte Gilberte, leicht die Stirne faltend, „das ist eine Frau von einem bewunderungswürdigen Talente?"

„Ihr persönlicher Ruhm ist also unbestreitbar, und dabei hat ihr ihre Verheirathung mit Herrn von Saint-Marceau den Zutritt zu Ihrem Hause gegeben. Die Aufführung dieser großen Künstlerin ist immer tadellos gewesen; Sie würden auch Frau von Saint-Marceau einen Platz in Ihrer Loge im Opernhause oder einen Platz in Ihrem Wagen zu einer Spazierfahrt in den Champs-Elysées bewilligen. Das bezweifle ich nicht, Frau Marquise?"

„Mein Herr," erwiederte Gilberte beinahe verdrießlich, „man kann den Charakter einer Frau sehr schätzen, ihre Talente ungemein bewundern, ohne sich darum verpflichtet zu halten . . ."

„Oeffentlich mit ihr zu erscheinen, nicht wahr, Frau Marquise? Und dennoch, ein wenigstens seltsamer Widerspruch! erscheint man mit Frauen, die einem die Mühe ersparen, ihr Talent zu bewundern, und deren Charakter und Sitten man nur mittelmäßig schätzt. Dies unter

uns gesagt, ohne irgend eine Anspielung auf die Gräfin von Senneterre, der sie heute Abend einen Platz in der Loge angeboten, welche von mir für die Vorstellung übermorgen zu verlangen Sie die Gewogenheit hatten."

„Mein Gott, mein Herr, was wollen Sie," versetzte Gilberte, die nicht mehr wußte, was sie antworten sollte, „man muß die Welt so ansehen und nehmen, wie sie ist."

„Oh! Frau Marquise, das ist tief richtig; ich glaube auch die Welt so anzusehen und zu nehmen, wie sie ist, indem ich mir vollkommen Rechenschaft darüber gebe, daß ich durch einen Empfang, dessen ganzen Werth ich kenne, in Ihre Gesellschaft zugelassen bin, daß aber weder Frau von Saint-Marceau noch ich zu den Ihrigen gehören . . . Und ich sage Ihnen dies, wie Sie wohl denken können, Frau Marquise, ohne das geringste Gefühl von Erniedrigung, ohne daß meine Eitelkeit in irgend einer Hinsicht verletzt ist; das ist eine von den seltsamen Thatsachen, die den Gesellschaften eigenthümlich, welche Jahrhunderte hindurch aristokratisch gewesen sind: ich bekräftige diese Thatsache, und nichts Anderes."

„Es sei, mein Herr, Sie gehören nicht zu den Unsrigen; was schließen Sie daraus?"

„Mein Schluß, Madame, ist die Antwort auf Ihre Frage vorhin, ob ich nicht der glücklichste Mensch sei."

„Ich sehe nicht ein, welche Beziehung . . ."

„Erlauben Sie, Frau Marquise; eines der Geheimnisse des Glückes liegt meiner Ansicht nach darin, daß man sich nicht möglichen oder lächerlichen Täuschungen aussetzt, und dies wäre mir sicherlich widerfahren, hätte ich, geblendet durch den Empfang, der mir in Ihren Salons zu Theil wird, nicht Rechnung getragen, nicht der Entfernung . . . ich gebe keine Entfernung zwischen ehrenhaften und wohlerzogenen Leuten zu, sondern dem Unterschiede, welcher zwischen mir, zum Beispiel, und

dem Herrn von Montlaur, Ihrem Gemahle, besteht. Ich fühle mich also sehr glücklich, Frau Marquise, besonders in der Hinsicht, daß ich, wie Sie sagten, immer die Gesellschaft so, wie sie ist, zu nehmen und anzusehen gewußt habe, ohne ihr indessen je eine Pflicht, ein Gefühl oder ein Vergnügen zu opfern; ich opfere ihr wenig, weil ich wenig von ihr verlange . . . Ich streite nicht gegen ihre Vorurtheile, setze mich aber auch nicht dem aus, daß ich darunter leide; ich weiß ihr großen Dank für ihren wohlwollenden Empfang, kehre aber mit Wonne in meine Einsamkeit zurück. Ich müßte Sie um Verzeihung bitten, Frau Marquise, daß ich so lange von mir spreche, wäre diese Philosophie nicht auf Jeden von uns anwendbar; um aber auf den ersten Gegenstand unserer Unterhaltung zurückzukommen —: Frau von Orbeval hat diese Philosophie ausgeübt. So lange sie viel von der Gesellschaft forderte, das heißt ihre Huldigungen, ihre Bewerbungen, ihre Schmeicheleien, die das Leben einer Frau der Mode sind, hat sie der Gesellschaft viel geopfert; später aber, als sie ihr ein tiefes Gefühl, mit welchem das Glück ihres Lebens verknüpft war, nicht opfern konnte, verlangte sie nichts mehr von der Gesellschaft, sie verließ sie und fand, wie ich hoffe, das Glück in ihrem Entschlusse; was aber auch geschehen mag, ihr Benehmen, obgleich tadelnswerth aus dem Gesichtspunkte der menschlichen Gesetze, wird wenigstens rein von Heuchelei und Feigheit gewesen sein." Hier unterbrach sich Georges Hubert, welcher bemerkte, daß die Züge von Gilberte, seitdem er von Frau von Orbeval sprach, eine Art von peinlicher Träumerei verriethen; dann fügte er mit innigem Tone bei: „Ich bitte Sie tausendmal um Verzeihung, Frau Marquise, daß ich unwillkürlich auf einen Gegenstand zurückgekommen bin, welchen zu beseitigen Sie mich gebeten hatten."

„Das war Klugheit und Weisheit von mir," erwiederte Gilberte mit einem Ausdruck, der den Dichter

in Erſtaunen ſetzte. Er erwartete, daß die junge Frau ihren Gedanken vervollſtändige und erkläre, als das Geſpräch durch den Herzog von Saligny unterbrochen wurde. Dieſer hatte, indeß ſeine Zeugen ſich mit dem General Pouſſard wegen des Duells am andern Morgen verſtändigten, von einer Thüre aus mit einer gedrängten Eiferſucht die geringſten Bewegungen der Phyſiognomie der Marquiſe während ihrer langen Unterredung mit dem berühmten Schriftſteller beſpäht. Der Contretanz war beendigt, ein Walzer folgte darauf; Herr von Saligny näherte ſich dem Canapé, auf welchem Georges Hubert und Gilberte ſaßen, verbeugte ſich vor dieſer und ſagte mit einer leichten Nuance von abſichtlicher Ironie:

„Ich bin troſtlos, Frau Marquiſe; daß ich ein Geſpräch ſtören muß, welches viele Neider macht, es iſt etwas ſo Seltenes, daß man vertraulich mit dem Genie ſpricht!“

Nach dieſen Worten, deren Uebertreibung eine geheime Bosheit verbarg, ſchaute der junge Herzog Georges Hubert ſtarr an, im Glauben, er bringe ihn durch dieſes brutale Lob in Verlegenheit; doch der Dichter wandte ſich mit der allernatürlichſten Miene halb um, als ſuchte er mit den Augen die Perſon von Genie, von der Herr von Saligny ſprach, und ſagte lächelnd zu Gilberte, welche bei der Annäherung von Herrn von Saligny erröthete und bebte:

„Wie groß war unſere Täuſchung, Frau Marquiſe! wir glaubten allein zu plaudern und hatten zum Zeugen ein unſichtbares Genie . . .“

„Es mag ſein, daß das Genie, welches in allen Ihren Werken glänzt, für Ihre Beſcheidenheit unſichtbar iſt, mein Herr,“ erwiederte der junge Herzog mit abgemeſſenem Tone, „doch es fällt in die Augen Ihrer zahlreichen Bewunderer, und Sie werden, wie ich hoffe, mir erlauben, mich darunter zählen.“

„Gewiß erlaube ich es Ihnen und von ganzem Herzen: die Bewunderung, ſo blind ſie in ihrer Wahl

ſein mag, iſt ein edles Gefühl. Ich wünſche mir Glück, mein Herr, daß meine Werke dieſes edle Gefühl in Ihnen erweckt haben, nur hoffe ich, Sie werden eines Tages Ihre Bewunderung Verdienſten zuwenden, welche wahrhaftig würdig ſind, ſie einzuflößen."

Dieſe kalt zurückhaltende, ein wenig hochmüthige Antwort bewies Herrn von Saligny hinreichend, daß ſich Georges Hubert nicht durch ſeine übertriebenen Lobeserhebungen bethören ließ.

Der junge Herzog richtete auch an den großen Dichter kein Wort mehr, verbeugte ſich vor Gilberte und ſagte zu ihr:

„Sie haben mir die Ehre erwieſen, Frau Marquiſe, den nächſten Walzer von mir anzunehmen; ich komme, um Ihnen meinen Arm zu bieten."

Aus einer leichten Bewegung von Gilberte ließ ſich errathen, daß ſie dieſen Walzer Herrn von Saligny nicht verſprochen hatte; nichtsdeſtoweniger ſtand ſie auf, antwortete durch ein anmuthiges Nicken mit dem Kopfe Georges Hubert, welcher, ebenfalls aufſtehend, ſich vor ihr verbeugt hatte, reichte dem jungen Herzog den Arm und ſagte, während ſie ſich entfernte, leiſe zu ihm:

„Ich habe Ihnen keinen Walzer verſprochen, und Ihre Aufforderung war nur ein Vorwand, um ein Geſpräch zu unterbrechen, das, ich weiß nicht warum, Mißtrauen bei Ihnen erregte . . . doch ich verzeihe Ihnen dieſen niedrigen Verdacht . . ." fügte ſie lächelnd bei; „gehen wir in den Wintergarten . . . es werden wenig Leute dort ſein; ich muß friſche Luft athmen . . . . hier herrſcht eine erſtickende Hitze . . . mein Kopf brennt. . . ."

„Madame," ſprach leiſe Herr von Saligny zu Gilberte, die er in einen an den Salon anſtoßenden Wintergarten führte, „Madame, Ihr Benehmen iſt unwürdig."

„Ich bitte, reden Sie leiſer! man kann Sie hö-

ren," erwiederte die junge Frau mit zitternder Stimme und mit dem Ausdrucke des Erſtaunens. „Was haben Sie mir vorzuwerfen?"

„Sie hängen ſich auf eine ſchmähliche Weiſe an Georges Hubert!"

„Sie ſind wohl verrückt, ich weiß nicht, was Sie wollen," verſetzte Gilberte die Achſeln zuckend, obgleich ihr Ich ſich ernſtlich über die Rolle, die ſie bis zum Ende ſpielen ſollte, da ſie in das Leben der Marquiſe eingetreten war, zu beunruhigen anfing.

Gilberte kam ſo mit Herrn von Saligny an einen ziemlich abgelegenen Ort des Wintergartens, wo mit Blumen bedeckte acht Fuß hohe Camelias mehrere Gebüſche, beleuchtet durch die Kerzen von Luſtres von rohem Holze, bildeten. „Ich bitte, wo haben Sie geſehen," fügte die junge Frau bei, „wo haben Sie geſehen, daß ich mich an Herrn Georges Hubert hing?"

„Ich habe das geſehen wie Jedermann, Madame; Sie verließen den Arm . . . dieſes Herrn nur, um ihn an Ihre Seite ſitzen zu laſſen und ſich mit ihm vertraulich und ganz leiſe mit einem empörenden Eifer zu unterhalten. Ich erkläre Ihnen aber, Frau Marquiſe, es liegt nicht in meinen Gewohnheiten, eine völlig lächerliche Rolle anzunehmen. . . . Ich vermöchte nicht länger der Thor Ihrer Coquetterie zu ſein."

„Mein Herr . . ."

„Madame, Sie haben mich nie geliebt! Es hat Ihnen gefallen, mich als Anbeter anzunehmen, um mich jeden Tag in der Geſellſchaft zu treffen, um Ihren Soiréen einen Zweck zu geben, um ſich für Jemand zu ſchmücken, um in der Hand einen Ballſtrauß zu halten, der nicht von einer Ihrer Kammerfrauen beſtellt war, um von Zeit zu Zeit ein Billet am Morgen zu ſchreiben, um mich in Saint-Thomas-d'Aquin unfern von Ihrem Stuhle und in den Champs-Elyſées zu Pferde

am Schlage, oder auch wohl hinter Ihnen in Ihrer Loge zu haben. Dies, Madame, iſt für Sie die Liebe."

„Ah! Sie laſſen mich grauſam büßen!"

„Büßen! . . . Ich bitte, was büßen? Welchen Beweis von Liebe haben Sie mir je gegeben, ein paar Briefe ausgenommen, die Sie mir von Baden aus ſchrieben, wohin Sie mir vorangegangen waren?"

„Damit habe ich eine große Unvorſichtigkeit begangen," erwiederte Gilberte mit einer ſchmerzlichen Gemüthsbewegung. „Doch, Gott ſei Dank, ich brauche mir nichts Anderes vorzuwerfen; ich ſehe nun, wie groß meine Reue, wie gräßlich mein Unglück wäre!"

„Wünſchen Sie ſich nicht ſo raſch Glück zu einer Klugheit, Madame, welche, ganz und gar, einer unwürdigen Trockenheit des Herzens gleicht."

„Mein Herr, ich vermöchte nicht länger eine ſolche Sprache anzuhören," verſetzte Gilberte, indem ſie einen Schritt machte, um ſich zu entfernen; „ich habe Ihnen nicht das Recht gegeben, mich ſo zu behandeln."

„Madame, Sie müſſen mich anhören. Nehmen Sie ſich in Acht, in dem gereizten Zuſtande, in welchem ich mich befinde, werde ich nicht vor einem Eclat zurückweichen, was auch ſeine Folgen ſein mögen."

Der Ton des jungen Mannes, als er dieſe Worte ſprach, ſeine Bläſſe, der in ſeinem krampfhaft zuſammengezogenen Geſichte ausgedrückte Entſchluß erſchreckten Gilberte. Sie wagte es nicht, ſich zu entfernen, obgleich ſie fühlte, ein ſo ſehr verlängertes Geſpräch an dieſem abgelegenen Orte könnte zum Aergerniß bemerkt werden.

„Hören Sie mich doch an, Madame," ſprach Herr von Saligny mit einer nur mit Mühe bewältigten Heftigkeit; „ich wiederhole Ihnen, nehmen Sie ſich in Acht: meine Liebe für Sie und Ihre Verachtung gegen mich machen mich zu Allem fähig! . . . und erfahren Sie nun, daß ich mich morgen mit Ihrem Gemahl, den ich auf den Tod haſſe, ſchlagen werde."

„Großer Gott!“ rief Gilberte erbleichend, „was ſagen Sie da?“

„Da aber Ihr Gemahl mich tödten kann, ſo werde ich nicht ohne Rache ſterben, und vor dem Kampfe zeige ich ihm Ihre Briefe.“

„Ah! mein Herr! verſetzte Gilberte, beinahe ohnmächtig und mit erſtickter Stimme. „das iſt ſchändlich!“

„Ja, das iſt ſchändlich! ich weiß es; doch Ihre Gleichgültigkeit gegen mich und Ihre Coquetterie gegen Andere haben mich auf das Aeußerſte gebracht. Es bleibt Ihnen ein Mittel, dieſes Duell und den Scandal, der daraus erfolgen wird, zu vermeiden. Unſere Zeugen haben das Rendez-vous auf morgen früh um acht Uhr feſtgeſetzt; ſeien Sie um ſieben Uhr bei mir; ein Reiſewagen wird uns bei der Barrière d'Italie erwarten. Wir verlaſſen Frankreich, und ich weihe Ihnen mein ganzes Leben!“

„Mein Gott! mein Gott!“ ſagte Gilberte ſchauernd, „in welchen Abgrund bin ich gefallen?“

„Obſchon ich meine Proben abgelegt habe, wird man mich für einen Feigen halten, weil ich dieſes Duell mit Ihrem Gemahl zu fliehen ſcheine; doch Ihre Liebe wird mich für Alles tröſten.“ Und als er Jemand ſich nähern ſah, fügte der junge Herzog leiſe bei: „Ich werde meine Anſtalten für den Zweikampf oder für unſere Abreiſe treffen. Sie mögen wählen, Madame: entweder ſind Sie um ſieben Uhr bei mir, oder ich ſchlage mich um acht Uhr mit Ihrem Gemahl und zeige ihm Ihre Briefe.“

Hienach verbeugte ſich Herr von Saligny ehrerbietig vor der Marquiſe, als ob er von ihr Abſchied nähme, denn in dieſem Augenblick trat ein junger Elegant voll Eifer auf ſie zu und ſagte zu ihr:

„Frau Marquiſe, man erwartet Sie, um den Cotillon zu eröffnen und zu leiten, und wenn ich ſo glücklich wäre, daß Sie keinen Tänzer hätten, ſo würde

ich Sie bitten, mir die Gunſt zu bewilligen, Ihr Cavalier zu ſein; ich werde auf der Höhe meiner Functionen ſtehen, denn Alles läßt vorherſehen, daß der Cotillon von einer tollen Heiterkeit ſein und dieſes Feſt würdig beſchließen wird. Sehen Sie, Frau Marquiſe, jene Damen laufen herbei, um auch Ihre Anweſenheit zu verlangen."

In der That, mehrere junge Frauen und ihre Tänzer traten in den Wintergarten ein, und die hübſche Herzogin von Mercoeur, welche die Ungeduldigſte unter dieſen Ungeduldigen zu ſein ſchien, wandte ſich an Gilberte und ſagte:

„Aber kommen Sie doch, liebe Schöne, man erwartet Sie . . . Wir werden mehr als fünfzig bei dieſem Cotillon ſein, und das wird reizend werden."

„Entſchuldigen Sie mich, liebe Herzogin," ſtammelte Gilberte, „doch . . . ich weiß nicht . . . eine plötzliche Migräne . . . Ich bitte, tanzen Sie ohne mich, ich fühle mich wahrhaftig leidend."

„Eine Migräne!" erwiederte lachend die Herzogin von Mercoeur; „oh! wir kennen dieſe Migränen." Und ſie nahm munter Gilberte am Arm und fügte bei: „Kommen Sie, kommen Sie, liebe Träge, die Migränen treffen immer wunderbar zur rechten Zeit ein, wenn man ſie nöthig hat, nicht wahr?" Dann neigte ſie ſich an das Ohr von Gilberte und flüſterte ihr zu: „Herr von Saligny iſt weggegangen, und er will nicht, daß Sie den Cotillon ohne ihn tanzen . . . Welch ein abſcheulicher Tyrann!"

Gilberte bebte, und befürchtend, ein längerer Widerſtand dürfte einen Verdacht erregen, deſſen Gewicht die Ereigniſſe am folgenden Tage grauſam verwickeln könnte, ließ die junge Frau ſich fortziehen . . . Einer Art von Schwindel preisgegeben, hoffte ſie, einen Augenblick die ſchmerzlichen Beſorgniſſe ihres Geiſtes in der

Betäubung eines geräuſchvollen, belebten Tanzes zu vergeſſen.

. . . . . .

Ah! armer Gilbert, arme Gilberte! was machtet Ihr im Leben des Marquis und der Marquiſe von Montlaur?

VI.

Der Cotillon iſt beendigt, die letzten Wagen der zu dieſem glänzenden Feſte Eingeladenen haben das Hotel Montlaur verlaſſen, die Bedienten löſchen die Kerzen der Luſtres und Girandoles aus, die Finſterniß bemächtigt ſich allmälig dieſer weiten Gallerien, dieſer kaum zuvor noch von Licht, Vergoldungen, Kryſtallen und Blumen funkelnden ungeheuren Salons.

Eine düſtere Stille folgt auf die heiteren Accorde des Orcheſters.

Der ſchwermüthige Glockenſchlag einer entfernten Uhr, der bis jetzt durch das freudige Geſumme dieſer Nacht des Vergnügens bedeckt war, ſcheint nun ſeine Genugthuung zu nehmen und verkündigt auf eine unheimliche Weiſe die dritte Morgenſtunde.

Es war, als hörte man das Todtengeläute dieſes glänzenden Feſtes.

Der Marquis und die Marquiſe pflegten an den Abenden, wo ſie empfingen, nach dem Abgange der Gäſte allein in einem Speiſezimmer, welches viel kleiner als das, wo man das Buffet errichtete, zu Nacht zu eſſen. Dieſes mit hochrothem Damaſt tapezirte Zimmer war geſchmückt mit mehreren ſchönen Jagdgemälden oder Portraits der Lieblingspferde des Marquis. Ein dicker Teppich und ſorgfältig geſchloſſene Vorhänge von einem den Tapeten ähnlichen Stoffe concentrirten die Wärme des großen Feuers, welches in einem Kamine von Porphyr brannte, auf dem man oben Candelaber und einen verendenden Hirſch, ein herrliches Bronze von Barry, erblickte.

beſtehen alſo nur für uns, die wir, verzeihen Sie meine Hartnäckigkeit, nicht zu den Ihrigen gehören. Doch ich werde etwas Beſſeres thun, ich werde mich Ihrer eigenen Worte gegen Sie bedienen."

„Sprechen Sie, mein Herr."

„Es ſei der perſönliche Ruhm eines Mannes, was man empfange, ſagen Sie?"

„Ja, mein Herr."

„Woraus folgt, daß eine Frau, wenn ſie einen großen perſönlichen Ruhm hätte, auf gleichem Fuße wie ihr Mann empfangen würde?"

„Gewiß."

„Erlauben Sie mir eine Frage," ſagte Georges Hubert abermals lächelnd. „Was denken Sie von Frau von Saint-Marceau?"

„Nun . . ." erwiederte Gilberte, leicht die Stirne faltend, „das iſt eine Frau von einem bewunderungswürdigen Talente?"

„Ihr perſönlicher Ruhm iſt alſo unbeſtreitbar, und dabei hat ihr ihre Verheirathung mit Herrn von Saint-Marceau den Zutritt zu Ihrem Hauſe gegeben. Die Aufführung dieſer großen Künſtlerin iſt immer tadellos geweſen; Sie würden auch Frau von Saint-Marceau einen Platz in Ihrer Loge im Opernhauſe oder einen Platz in Ihrem Wagen zu einer Spazierfahrt in den Champs-Elyſées bewilligen. Das bezweifle ich nicht, Frau Marquiſe?"

„Mein Herr," erwiederte Gilberte beinahe verdrießlich, „man kann den Charakter einer Frau ſehr ſchätzen, ihre Talente ungemein bewundern, ohne ſich darum verpflichtet zu halten . . ."

„Oeffentlich mit ihr zu erſcheinen, nicht wahr, Frau Marquiſe? Und dennoch, ein wenigſtens ſeltſamer Widerſpruch! erſcheint man mit Frauen, die einem die Mühe erſparen, ihr Talent zu bewundern, und deren Charakter und Sitten man nur mittelmäßig ſchätzt. Dies unter

uns gesagt, ohne irgend eine Anspielung auf die Gräfin von Senneterre, der sie heute Abend einen Platz in der Loge angeboten, welche von mir für die Vorstellung übermorgen zu verlangen Sie die Gewogenheit hatten."

„Mein Gott, mein Herr, was wollen Sie," versetzte Gilberte, die nicht mehr wußte, was sie antworten sollte, „man muß die Welt so ansehen und nehmen, wie sie ist."

„Oh! Frau Marquise, das ist tief richtig; ich glaube auch die Welt so anzusehen und zu nehmen, wie sie ist, indem ich mir vollkommen Rechenschaft darüber gebe, daß ich durch einen Empfang, dessen ganzen Werth ich kenne, in Ihre Gesellschaft zugelassen bin, daß aber weder Frau von Saint-Marceau noch ich zu den Ihrigen gehören . . . Und ich sage Ihnen dies, wie Sie wohl denken können, Frau Marquise, ohne das geringste Gefühl von Erniedrigung, ohne daß meine Eitelkeit in irgend einer Hinsicht verletzt ist; das ist eine von den seltsamen Thatsachen, die den Gesellschaften eigenthümlich, welche Jahrhunderte hindurch aristokratisch gewesen sind: ich bekräftige diese Thatsache, und nichts Anderes."

„Es sei, mein Herr, Sie gehören nicht zu den Unsrigen; was schließen Sie daraus?"

„Mein Schluß, Madame, ist die Antwort auf Ihre Frage vorhin, ob ich nicht der glücklichste Mensch sei."

„Ich sehe nicht ein, welche Beziehung . . ."

„Erlauben Sie, Frau Marquise; eines der Geheimnisse des Glückes liegt meiner Ansicht nach darin, daß man sich nicht möglichen oder lächerlichen Täuschungen aussetzt, und dies wäre mir sicherlich widerfahren, hätte ich, geblendet durch den Empfang, der mir in Ihren Salons zu Theil wird, nicht Rechnung getragen, nicht der Entfernung . . . ich gebe keine Entfernung zwischen ehrenhaften und wohlerzogenen Leuten zu, sondern dem Unterschiede, welcher zwischen mir, zum Beispiel, und

dem Herrn von Montlaur, Ihrem Gemahle, beſteht. Ich fühle mich alſo ſehr glücklich, Frau Marquiſe, beſonders in der Hinſicht, daß ich, wie Sie ſagten, immer die Geſellſchaft ſo, wie ſie iſt, zu nehmen und anzuſehen gewußt habe, ohne ihr indeſſen je eine Pflicht, ein Gefühl oder ein Vergnügen zu opfern; ich opfere ihr wenig, weil ich wenig von ihr verlange . . . Ich ſtreite nicht gegen ihre Vorurtheile, ſetze mich aber auch nicht dem aus, daß ich darunter leide; ich weiß ihr großen Dank für ihren wohlwollenden Empfang, kehre aber mit Wonne in meine Einſamkeit zurück. Ich müßte Sie um Verzeihung bitten, Frau Marquiſe, daß ich ſo lange von mir ſpreche, wäre dieſe Philoſophie nicht auf Jeden von uns anwendbar; um aber auf den erſten Gegenſtand unſerer Unterhaltung zurückzukommen —: Frau von Orbeval hat dieſe Philoſophie ausgeübt. So lange ſie viel von der Geſellſchaft forderte, das heißt ihre Huldigungen, ihre Bewerbungen, ihre Schmeicheleien, die das Leben einer Frau der Mode ſind, hat ſie der Geſellſchaft viel geopfert; ſpäter aber, als ſie ihr ein tiefes Gefühl, mit welchem das Glück ihres Lebens verknüpft war, nicht opfern konnte, verlangte ſie nichts mehr von der Geſellſchaft, ſie verließ ſie und fand, wie ich hoffe, das Glück in ihrem Entſchluſſe; was aber auch geſchehen mag, ihr Benehmen, obgleich tadelnswerth aus dem Geſichtspunkte der menſchlichen Geſetze, wird wenigſtens rein von Heuchelei und Feigheit geweſen ſein.“ Hier unterbrach ſich Georges Hubert, welcher bemerkte, daß die Züge von Gilberte, ſeitdem er von Frau von Orbeval ſprach, eine Art von peinlicher Träumerei verriethen; dann fügte er mit innigem Tone bei: „Ich bitte Sie tauſendmal um Verzeihung, Frau Marquiſe, daß ich unwillkürlich auf einen Gegenſtand zurückgekommen bin, welchen zu beſeitigen Sie mich gebeten hatten.“

„Das war Klugheit und Weisheit von mir,“ erwiederte Gilberte mit einem Ausdruck, der den Dichter

in Erſtaunen ſetzte. Er erwartete, daß die junge Frau ihren Gedanken vervollſtändige und erkläre, als das Geſpräch durch den Herzog von Saligny unterbrochen wurde. Dieſer hatte, indeß ſeine Zeugen ſich mit dem General Pouſſard wegen des Duells am andern Morgen verſtändigten, von einer Thüre aus mit einer gedrängten Eiferſucht die geringſten Bewegungen der Phyſiognomie der Marquiſe während ihrer langen Unterredung mit dem berühmten Schriftſteller beſpäht. Der Contretanz war beendigt, ein Walzer folgte darauf; Herr von Saligny näherte ſich dem Canapé, auf welchem Georges Hubert und Gilberte ſaßen, verbeugte ſich vor dieſer und ſagte mit einer leichten Nuance von abſichtlicher Ironie:

„Ich bin troſtlos, Frau Marquiſe; daß ich ein Geſpräch ſtören muß, welches viele Neider macht, es iſt etwas ſo Seltenes, daß man vertraulich mit dem Genie ſpricht!“

Nach dieſen Worten, deren Uebertreibung eine geheime Bosheit verbarg, ſchaute der junge Herzog Georges Hubert ſtarr an, im Glauben, er bringe ihn durch dieſes brutale Lob in Verlegenheit; doch der Dichter wandte ſich mit der allernatürlichſten Miene halb um, als ſuchte er mit den Augen die Perſon von Genie, von der Herr von Saligny ſprach, und ſagte lächelnd zu Gilberte, welche bei der Annäherung von Herrn von Saligny erröthete und bebte:

„Wie groß war unſere Täuſchung, Frau Marquiſe! wir glaubten allein zu plaudern und hatten zum Zeugen ein unſichtbares Genie . . .“

„Es mag ſein, daß das Genie, welches in allen Ihren Werken glänzt, für Ihre Beſcheidenheit unſichtbar iſt, mein Herr,“ erwiederte der junge Herzog mit abgemeſſenem Tone, „doch es fällt in die Augen Ihrer zahlreichen Bewunderer, und Sie werden, wie ich hoffe, mir erlauben, mich darunter zählen.“

„Gewiß erlaube ich es Ihnen und von ganzem Herzen: die Bewunderung, ſo blind ſie in ihrer Wahl

ſein mag, iſt ein edles Gefühl. Ich wünſche mir Glück, mein Herr, daß meine Werke dieſes edle Gefühl in Ihnen erweckt haben, nur hoffe ich, Sie werden eines Tages Ihre Bewunderung Verdienſten zuwenden, welche wahrhaftig würdig ſind, ſie einzuflößen."

Dieſe kalt zurückhaltende, ein wenig hochmüthige Antwort bewies Herrn von Saligny hinreichend, daß ſich Georges Hubert nicht durch ſeine übertriebenen Lobeserhebungen bethören ließ.

Der junge Herzog richtete auch an den großen Dichter kein Wort mehr, verbeugte ſich vor Gilberte und ſagte zu ihr:

„Sie haben mir die Ehre erwieſen, Frau Marquiſe, den nächſten Walzer von mir anzunehmen; ich komme, um Ihnen meinen Arm zu bieten."

Aus einer leichten Bewegung von Gilberte ließ ſich errathen, daß ſie dieſen Walzer Herrn von Saligny nicht verſprochen hatte; nichtsdeſtoweniger ſtand ſie auf, antwortete durch ein anmuthiges Nicken mit dem Kopfe Georges Hubert, welcher, ebenfalls aufſtehend, ſich vor ihr verbeugt hatte, reichte dem jungen Herzog den Arm und ſagte, während ſie ſich entfernte, leiſe zu ihm:

„Ich habe Ihnen keinen Walzer verſprochen, und Ihre Aufforderung war nur ein Vorwand, um ein Geſpräch zu unterbrechen, das, ich weiß nicht warum, Mißtrauen bei Ihnen erregte . . . doch ich verzeihe Ihnen dieſen niedrigen Verdacht . . ." fügte ſie lächelnd bei; „gehen wir in den Wintergarten . . . es werden wenig Leute dort ſein; ich muß friſche Luft athmen . . . . hier herrſcht eine erſtickende Hitze . . . mein Kopf brennt. . . ."

„Madame," ſprach leiſe Herr von Saligny zu Gilberte, die er in einen an den Salon anſtoßenden Wintergarten führte, „Madame, Ihr Benehmen iſt unwürdig."

„Ich bitte, reden Sie leiſer! man kann Sie hö-

ren," erwiederte die junge Frau mit zitternder Stimme und mit dem Ausdrucke des Erſtaunens. „Was haben Sie mir vorzuwerfen?"

„Sie hängen ſich auf eine ſchmähliche Weiſe an Georges Hubert!"

„Sie ſind wohl verrückt, ich weiß nicht, was Sie wollen," verſetzte Gilberte die Achſeln zuckend, obgleich ihr Ich ſich ernſtlich über die Rolle, die ſie bis zum Ende ſpielen ſollte, da ſie in das Leben der Marquiſe eingetreten war, zu beunruhigen anfing.

Gilberte kam ſo mit Herrn von Saligny an einen ziemlich abgelegenen Ort des Wintergartens, wo mit Blumen bedeckte acht Fuß hohe Camelias mehrere Gebüſche, beleuchtet durch die Kerzen von Luſtres von rohem Holze, bildeten. „Ich bitte, wo haben Sie geſehen," fügte die junge Frau bei, „wo haben Sie geſehen, daß ich mich an Herrn Georges Hubert hing?"

„Ich habe das geſehen wie Jedermann, Madame; Sie verließen den Arm . . . dieſes Herrn nur, um ihn an Ihre Seite ſitzen zu laſſen und ſich mit ihm vertraulich und ganz leiſe mit einem empörenden Eifer zu unterhalten. Ich erkläre Ihnen aber, Frau Marquiſe, es liegt nicht in meinen Gewohnheiten, eine völlig lächerliche Rolle anzunehmen. . . . Ich vermöchte nicht länger der Thor Ihrer Coquetterie zu ſein."

„Mein Herr . . ."

„Madame, Sie haben mich nie geliebt! Es hat Ihnen gefallen, mich als Anbeter anzunehmen, um mich jeden Tag in der Geſellſchaft zu treffen, um Ihren Soiréen einen Zweck zu geben, um ſich für Jemand zu ſchmücken, um in der Hand einen Ballſtrauß zu halten, der nicht von einer Ihrer Kammerfrauen beſtellt war, um von Zeit zu Zeit ein Billet am Morgen zu ſchreiben, um mich in Saint-Thomas-d'Aquin unfern von Ihrem Stuhle und in den Champs-Elyſées zu Pferde

am Schlage, oder auch wohl hinter Ihnen in Ihrer Loge zu haben. Dies, Madame, ist für Sie die Liebe."

„Ah! Sie lassen mich grausam büßen!"

„Büßen! . . . Ich bitte, was büßen? Welchen Beweis von Liebe haben Sie mir je gegeben, ein paar Briefe ausgenommen, die Sie mir von Baden aus schrieben, wohin Sie mir vorangegangen waren?"

„Damit habe ich eine große Unvorsichtigkeit begangen," erwiederte Gilberte mit einer schmerzlichen Gemüthsbewegung. „Doch, Gott sei Dank, ich brauche mir nichts Anderes vorzuwerfen; ich sehe nun, wie groß meine Reue, wie gräßlich mein Unglück wäre!"

„Wünschen Sie sich nicht so rasch Glück zu einer Klugheit, Madame, welche, ganz und gar, einer unwürdigen Trockenheit des Herzens gleicht."

„Mein Herr, ich vermöchte nicht länger eine solche Sprache anzuhören," versetzte Gilberte, indem sie einen Schritt machte, um sich zu entfernen; „ich habe Ihnen nicht das Recht gegeben, mich so zu behandeln."

„Madame, Sie müssen mich anhören. Nehmen Sie sich in Acht, in dem gereizten Zustande, in welchem ich mich befinde, werde ich nicht vor einem Eclat zurückweichen, was auch seine Folgen sein mögen."

Der Ton des jungen Mannes, als er diese Worte sprach, seine Blässe, der in seinem krampfhaft zusammengezogenen Gesichte ausgedrückte Entschluß erschreckten Gilberte. Sie wagte es nicht, sich zu entfernen, obgleich sie fühlte, ein so sehr verlängertes Gespräch an diesem abgelegenen Orte könnte zum Aergerniß bemerkt werden.

„Hören Sie mich doch an, Madame," sprach Herr von Saligny mit einer nur mit Mühe bewältigten Heftigkeit; „ich wiederhole Ihnen, nehmen Sie sich in Acht: meine Liebe für Sie und Ihre Verachtung gegen mich machen mich zu Allem fähig! . . . und erfahren Sie nun, daß ich mich morgen mit Ihrem Gemahl, den ich auf den Tod hasse, schlagen werde."

„Großer Gott!“ rief Gilberte erbleichend, „was ſagen Sie da?“

„Da aber Ihr Gemahl mich tödten kann, ſo werde ich nicht ohne Rache ſterben, und vor dem Kampfe zeige ich ihm Ihre Briefe.“

„Ah! mein Herr! verſetzte Gilberte, beinahe ohnmächtig und mit erſtickter Stimme. „das iſt ſchändlich!“

„Ja, das iſt ſchändlich! ich weiß es; doch Ihre Gleichgültigkeit gegen mich und Ihre Coquetterie gegen Andere haben mich auf das Aeußerſte gebracht. Es bleibt Ihnen ein Mittel, dieſes Duell und den Scandal, der daraus erfolgen wird, zu vermeiden. Unſere Zeugen haben das Rendez-vous auf morgen früh um acht Uhr feſtgeſetzt; ſeien Sie um ſieben Uhr bei mir; ein Reiſewagen wird uns bei der Barrière d'Italie erwarten. Wir verlaſſen Frankreich, und ich weihe Ihnen mein ganzes Leben!“

„Mein Gott! mein Gott!“ ſagte Gilberte ſchauernd, „in welchen Abgrund bin ich gefallen?“

„Obſchon ich meine Proben abgelegt habe, wird man mich für einen Feigen halten, weil ich dieſes Duell mit Ihrem Gemahl zu fliehen ſcheine; doch Ihre Liebe wird mich für Alles tröſten.“ Und als er Jemand ſich nähern ſah, fügte der junge Herzog leiſe bei: „Ich werde meine Anſtalten für den Zweikampf oder für unſere Abreiſe treffen. Sie mögen wählen, Madame: entweder ſind Sie um ſieben Uhr bei mir, oder ich ſchlage mich um acht Uhr mit Ihrem Gemahl und zeige ihm Ihre Briefe.“

Hienach verbeugte ſich Herr von Saligny ehrerbietig vor der Marquiſe, als ob er von ihr Abſchied nähme, denn in dieſem Augenblick trat ein junger Elegant voll Eifer auf ſie zu und ſagte zu ihr:

„Frau Marquiſe, man erwartet Sie, um den Cotillon zu eröffnen und zu leiten, und wenn ich ſo glücklich wäre, daß Sie keinen Tänzer hätten, ſo würde

ich Sie bitten, mir die Gunſt zu bewilligen, Ihr Cavalier zu ſein; ich werde auf der Höhe meiner Functionen ſtehen, denn Alles läßt vorherſehen, daß der Cotillon von einer tollen Heiterkeit ſein und dieſes Feſt würdig beſchließen wird. Sehen Sie, Frau Marquiſe, jene Damen laufen herbei, um auch Ihre Anweſenheit zu verlangen."

In der That, mehrere junge Frauen und ihre Tänzer traten in den Wintergarten ein, und die hübſche Herzogin von Mercoeur, welche die Ungeduldigſte unter dieſen Ungeduldigen zu ſein ſchien, wandte ſich an Gilberte und ſagte:

„Aber kommen Sie doch, liebe Schöne, man erwartet Sie . . . Wir werden mehr als fünfzig bei dieſem Cotillon ſein, und das wird reizend werden."

„Entſchuldigen Sie mich, liebe Herzogin," ſtammelte Gilberte, „doch . . . ich weiß nicht . . . eine plötzliche Migräne . . . Ich bitte, tanzen Sie ohne mich, ich fühle mich wahrhaftig leidend."

„Eine Migräne!" erwiederte lachend die Herzogin von Mercoeur; „oh! wir kennen dieſe Migränen." Und ſie nahm munter Gilberte am Arm und fügte bei: „Kommen Sie, kommen Sie, liebe Träge, die Migränen treffen immer wunderbar zur rechten Zeit ein, wenn man ſie nöthig hat, nicht wahr?" Dann neigte ſie ſich an das Ohr von Gilberte und flüſterte ihr zu: „Herr von Saligny iſt weggegangen, und er will nicht, daß Sie den Cotillon ohne ihn tanzen . . . Welch ein abſcheulicher Tyrann!"

Gilberte bebte, und befürchtend, ein längerer Widerſtand dürfte einen Verdacht erregen, deſſen Gewicht die Ereigniſſe am folgenden Tage grauſam verwickeln könnte, ließ die junge Frau ſich fortziehen . . . Einer Art von Schwindel preisgegeben, hoffte ſie, einen Augenblick die ſchmerzlichen Beſorgniſſe ihres Geiſtes in der

Betäubung eines geräuſchvollen, belebten Tanzes zu vergeſſen.

. . . . . .

Ah! armer Gilbert, arme Gilberte! was machtet Ihr im Leben des Marquis und der Marquiſe von Montlaur?

VI.

Der Cotillon iſt beendigt, die letzten Wagen der zu dieſem glänzenden Feſte Eingeladenen haben das Hotel Montlaur verlaſſen, die Bedienten löſchen die Kerzen der Luſtres und Girandoles aus, die Finſterniß bemächtigt ſich allmälig dieſer weiten Gallerien, dieſer kaum zuvor noch von Licht, Vergoldungen, Kryſtallen und Blumen funkelnden ungeheuren Salons.

Eine düſtere Stille folgt auf die heiteren Accorde des Orcheſters.

Der ſchwermüthige Glockenſchlag einer entfernten Uhr, der bis jetzt durch das freudige Geſumme dieſer Nacht des Vergnügens bedeckt war, ſcheint nun ſeine Genugthuung zu nehmen und verkündigt auf eine unheimliche Weiſe die dritte Morgenſtunde.

Es war, als hörte man das Todtengeläute dieſes glänzenden Feſtes.

Der Marquis und die Marquiſe pflegten an den Abenden, wo ſie empfingen, nach dem Abgange der Gäſte allein in einem Speiſezimmer, welches viel kleiner als das, wo man das Buffet errichtete, zu Nacht zu eſſen. Dieſes mit hochrothem Damaſt tapezirte Zimmer war geſchmückt mit mehreren ſchönen Jagdgemälden oder Portraits der Lieblingspferde des Marquis. Ein dicker Teppich und ſorgfältig geſchloſſene Vorhänge von einem den Tapeten ähnlichen Stoffe concentrirten die Wärme des großen Feuers, welches in einem Kamine von Porphyr brannte, auf dem man oben Candelaber und einen verendenden Hirſch, ein herrliches Bronze von Barry, erblickte.

Das für den Marquis und die Marquiſe bereit gehaltene Gedeck bot einen bezaubernden Anblick. Zwei große Girandoles von maſſivem Silber, eine Weinrebe vorſtellend und geſtützt durch Gruppen von Figurinen, endigten ſich in Körbchen von Filigran, gefüllt mit natürlichen Blumen, aus deren Mitte die Flamme der Kerzen hervorzuſpringen ſchien; ihre Helle machte die Glätte der Glocken, des Rochauts und der ciſelirten Platten ſpiegeln, in welchen die ausgeſuchteſten Speiſen angerichtet waren; an jedem Ende der Tafel ſah man Kühleimer von rubinfarbigem böhmiſchem Glas mit ſilbernen Faſſungen, gebildet aus Satyrn und Nymphen, welche am Fuße der Weinreben ſpielten, deren Ranken, Gäbelchen und Blätter Handhaben bildeten und die Ränder dieſer Gefäße umſchlangen, die mit Eis gefüllt waren, worin in zierlichen Caraffen der Nectar von den Champagnerhügeln von Ai und Sillery gefror.

Düſter, ſchweigſam, in Gedanken verſunken, ſetzten ſich Gilbert und Gilberte an dieſe Tafel, welche mit einer Pracht ohne Gleichen beſtellt war: venetianiſches Glaswerk, Teller von altem Sèvres-Porzellan, jedes von einem Werthe von zehn Louis d'or, damascirtes ſächſiſches Tiſchzeug u. ſ. w. u. ſ. w. Vier ſchwarzgekleidete Haushofmeiſter mit weißen Handſchuhen, ſeidenen Strümpfen und Schuhen mit goldenen Schnallen boten nach und nach Gilberte und Gilbert die auf der Tafel ſtehenden Gerichte und Weine; die zwei Gatten, welche den Leuten ihres Hauſes Gedanken zu machen befürchteten, wenn ſie an dieſem Abend auf eine längſt angenommene Gewohnheit verzichteten, fügten ſich darein, daß ſie zu Nacht zu ſpeiſen ſchienen, aßen kaum und mit dem Ende der Lippen, tranken ein wenig mit Waſſer gemiſchten Wein, und wechſelten, um das Decorum zu beobachten, ein paar ſpärliche, unbedeutende Worte; dann, als das Mahl raſch beendigt war, ſagte Gilbert zu ſeiner Frau:

„Meine liebe Freundin, ich ſollte mit Ihnen ein paar Augenblicke reden und werde Sie in ihren Salon begleiten, wenn Sie es mir erlauben.“

Ziemlich erſtaunt über dieſen Vorſchlag, denn ſeit geraumer Zeit hatten die zwei Gatten getrennte Wohnungen inne, ſtand die junge Frau zugleich mit ihrem Gemahl vom Tiſche auf, und nachdem ſie einige noch halb erleuchtete Gemächer durchſchritten hatten, gelangten ſie in den Salon, der vor dem Schlafzimmer der Marquiſe kam, — ein Salon weiß und gelb, mit zartgrünen Tapeten und köſtlichen Meubles von Roſenholz mit Sévres-Porzellan incruſtirt.

Gilbert, obgleich in ſeinem Innern ſehr ernſt von ſeinem Duell am andern Tage mit Herrn von Saligny in Anſpruch genommen, vergaß die Zuſage nicht, welche er der ſchönen Frau von Sain-Marceau, die ihm eine ſehr lebhafte Neigung einflößte, hatte geben müſſen; er dachte auch nicht ohne eine gewiſſe Befriedigung, wenn er den Vortheil bei dieſem Duell mit dem Herzog davon trage, ſo werde er gleichſam als Sieger in den Augen der berühmten Sängerin bei dem Steeple-chaſe nach dem Kreuze von Berny erſcheinen. Ohne Zweifel würde das zwiſchen ihm und ſeinem Gegner eingegangene Wettrennen nicht ſtattfinden, da einer von Gentlemen-riders (um dieſen Jargon zu ſprechen) bei dem Zuſammentreffen am Morgen verwundet worden wäre; doch ginge er ſiegreich hervor, ſo würde ſich Gilbert durch dieſen Triumph für den tröſten, welchen er als Jockey in Gegenwart der großen Sängerin zu erringen gehofft hatte. Er mußte alſo die Marquiſe beſtimmen, am andern Tage um eilf Uhr im Wagen Frau von Saint-Marceau in ihrer Wohnung abzuholen. An dieſer Anordnung war ihm doppelt viel gelegen, denn ſollte er verwundet und in einem beunruhigenden Zuſtande nach Hauſe gebracht werden, ſo wäre ſeine Frau

abwesend und dieser ein immer peinliches Schauspiel erspart.

Gilberte, die ihren Mann während des Abendbrods in düstere Gedanken versunken sah, zweifelte nicht mehr an der Wirklichkeit der Drohungen von Herrn von Saligny. Sollte sie den Folgen dieser Drohung durch ein redliches Geständniß zuvorkommen, ihren Gatten durch den unwiderstehlichen Ausdruck der Wahrheit überzeugen, daß sie sich, abgesehen von ein paar unvorsichtig an den jungen Herzog geschriebenen Briefen, keine strafbare Handlung vorzuwerfen habe? Ein solcher Entschluß schien Gilberte ihre Kräfte zu übersteigen.

Sollte sie im Gegentheil ein Stillschweigen über diese Briefe beobachten, welche Herr von Saligny vor dem Zweikampfe vorweisen wollte? Sie setzte sich unfehlbar einem ärgerlichen Eclat aus, dessen Ausbruch sie nur verschob.

Sollte sie endlich dieses Duell dadurch verhüten, daß sie Paris mit Herrn von Saligny verließ, um mit ihm in der Zurückgezogenheit zu leben, wie die zwei Liebenden, von denen sie so lange mit Georges Hubert gesprochen hatte? . . .

Gilberte, obgleich sich ihre romanhafte Phantasie zuweilen in dem Gedanken einer kühnen Trennung gefallen hatte, betrachtete doch diese Extremität als erschrecklich. Tausend Bangigkeiten preisgegeben, erwartete sie auch mit Angst die ersten Worte ihres Gatten.

„Meine Liebe," sagte er zu ihr, „Sie wissen, daß morgen ein großes Steeplechase nach dem Kreuze von Berny stattfindet?"

„Allerdings," erwiederte Gilberte sehr erstaunt über diesen Eingang. „Ich glaube, Sie beabsichtigen, dem Rennen beizuwohnen?"

„Ja, und ich wünsche, daß Sie auch dabei sein möchten."

„Gut, ich werde Sie begleiten."

„Zu meinem Bedauern, liebe Freundin, iſt das nicht möglich. Ich habe ein Pferd gegen Saligny engagirt. Wir rennen ſelbſt, und ich muß nach der Gewohnheit vor dem Rennen das Terrain unterſuchen, um mir Rechenſchaft von den Hinderniſſen zu geben, welche zu überwinden ſind. Sie werden alſo Ihrerſeits nach Berny fahren, und ich meinerſeits.“

Gilberte hörte ihrem Gatten mit wachſendem Erſtaunen zu. Er ſprach von einem Rennen mit Herrn von Saligny; er ſollte ſich alſo nicht mit ihm ſchlagen.

„Der Herzog,“ dachte die junge Frau, „der Herzog, indem er mich mit den Folgen des vorgeblichen Duells bedrohte, täuſchte mich auf eine ſchändliche Art. Wahrſcheinlich ſtellte er mir eine Falle.“

Gilbert ſprach weiter:

„Ohne Zweifel wollen Sie nicht allein nach Berny fahren, meine Liebe?“

„Nein, doch ich weiß noch nicht, wen ich mich zu begleiten bitten werde.“

„Sie könnten, wie mir ſcheint, einen Platz in Ihrem Wagen Frau von Saint-Marceau anbieten.“

Gilberte ſprang von ihrem Stuhle auf und rief, beinahe erſtarrend vor Verwunderung:

„Was ſagen Sie, mein Herr?“

„Ich ſage, Frau von Saint-Marceau könne Sie begleiten; ich habe ihr auch in Ihrem Namen verſprochen, Sie werden ſie morgen um eilf Uhr abholen.“

„Sie können unmöglich im Ernſte reden, mein Herr.“

„Warum nicht?“

„Ich ſoll Frau von Saint-Marceau in meinem Wagen mitnehmen! Ich ſoll Sie und mich lächerlich machen! Das fällt Ihnen nicht ein, mein Herr.“

„Sie empfangen, wie mir ſcheint, Frau von Saint-Marceau in Ihrem Salon.“

„Wahrhaftig, ich glaube zu träumen, wenn ich Sie so sprechen höre. Ich empfange bei mir auch Herrn Lablache, Herrn Tamburini, Herrn Mario, wenn sie in meinen Concerten singen; werde ich ihnen deshalb öffentlich einen Platz in meinem Wagen geben?“

„Die Vergleichung ist nicht richtig: Frau von Saint-Marceau ist eine Frau, und dabei eine Frau der Gesellschaft; Herr von Saint-Marceau ist von vollkommen guter Geburt.“

„Ei! mein Herr, die vollkommen gute Geburt ihres Mannes hält Frau von Saint-Marceau nicht ab, die Bretter zu betreten, und nie werde ich einwilligen, vor den Augen von ganz Paris einen Platz in meinem Wagen einer . . . Schauspielerin zu geben!

„Madame . . .“

„Ich bitte, mein Herr, dringen Sie nicht in mich; ich habe Ihnen gesagt, nein . . . und das ist nein.“

„Hören Sie mich an: ich bin zu aufrichtig, ich kenne zu genau die Empfindlichkeiten, ich möchte nicht sagen, die Vorurtheile der Welt, um nicht mit Ihnen, meine Liebe, darin einverstanden zu sein, daß etwas Unregelmäßiges in dem ist, was ich von Ihnen verlange... doch . . .“

„Warum verlangen Sie es dann von mir mit so viel Dringlichkeit?“

„Heute Abend sprach ich von dem morgen stattfindenden Wettrennen mit Herrn von Bourgeuil in Gegenwart von Frau von Saint-Marceau; sie drückte ihr Bedauern darüber aus, daß sie nicht in Berny sein könne, weil ihr leidender Gatte sie nicht dahin zu führen vermöge; da sagte Herr von Bourgeuil unbesonnener Weise zu ihr: „Madame, das ist gleichgültig, die Marquise wird sich ein Vergnügen daraus machen, Ihnen einen Platz in Ihrem Wagen zu geben.““

„Ich weiß wahrhaftig nicht, wo Herr von Bourgeuil Lebensart gelernt hat!“

„Was konnte ich antworten, als die Unbesonnenheit begangen war?“

„Sie mußten Herrn von Bourgeuil die Unziemlichkeit seines Vorschlags fühlbar machen.“

„Aber ich sage Ihnen, meine liebe Freundin, dies trug sich in Gegenwart von Frau von Saint-Marceau zu. Eine Weigerung von meiner Seite hätte sie grausam verletzt, und ich besaß nicht den Muth hiezu... Ja, Madame,“ fügte Gilbert bei, „ich glaubte Frau von Saint-Marceau in Ihrem Namen versprechen zu müssen, Sie werden sie um eilf Uhr in ihrem Hause abholen, um sie zum Steeplechase nach dem Kreuze von Berny zu führen.“

„Ich bedaure, mein Herr,“ erwiederte Gilberte, „ich bedaure, daß ich Ihre unbegreifliche Furcht, Frau von Saint-Marceau zu verletzen, nicht theilen kann. Doch sie wird sich nach Berny begeben, wie es ihr beliebt, und ich führe sie gewiß nicht dahin.“

„Ich bitte Sie noch einmal, meine Liebe, bedenken Sie, in welcher zarten Lage ich mich befand.

„Mein Herr, obgleich gewisse Vorwürfe äußerst geschmacklos sind, so kann ich doch nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß mir die Dringlichkeit, mit der Sie mich nöthigen wollen, eher mich lächerlich zu machen, als bei den seltsamen Anmaßungen von Frau von Saint-Marceau anzustoßen, Stoff zum Nachdenken gibt.“

„Erklären Sie sich, Madame.“

„Ich wollte heute Abend Ihre sehr bezeichnenden Bemühungen um diese ... Schauspielerin nicht bemerken, doch Ihre Bitte so eben beweist mir leider, daß sie die unnachahmliche Prima-Donna völlig den Kopf verlieren läßt.“

„Madame, wenn ich nicht, wie Sie, das Abgeschmackte gewisser Vorwürfe befürchtete, so würde ich Ihnen ebenfalls sagen, nicht erst heute habe ich die comprom ttiren-

den Bemühungen von Herrn von Saligny um Sie nicht bemerken wollen."

„Diese Ablenkung ist nicht sehr geschickt, mein Herr."

„Dennoch drückt sie Sie nieder."

„Durchaus nicht! Ich empfange bei mir Herrn von Saligny, wie ich die anderen Männer meiner Gesellschaft empfange."

„Madame, betreten wir nicht den Weg der Anschuldigungen."

„Ich wünsche das auch, doch in Ihrem Interesse."

„In meinem Interesse! Ah! ich bin doch begierig, die Vorwürfe kennen zu lernen, die Sie mir machen können."

„Ich bitte Sie, zwingen Sie mich nicht zu einer unhöflichen Aufrichtigkeit."

„Es ist immer so! Die Frauen, um in ihren Augen zu häufig wirkliche Repressalien zu entschuldigen, schreiben ihren Männern eingebildetes Unrecht zu, und wenn man sie auffordert, dieses Unrecht zu nennen, so macht sie die Verwirrung stumm."

„Eingebildetes Unrecht, mein Herr! Und was ist denn mein Leben, seitdem ich Sie geheirathet habe? Da Sie mich auf's Aeußerste treiben, so muß ich wohl am Ende reden! Haben Sie nicht, nachdem wir drei Monate auf Ihrem Gute zugebracht, wohin wir uns an unserem Hochzeittage begaben, als wir nach Paris zurückgekehrt waren, die Gewohnheiten Ihres Junggesellenlebens wieder aufgenommen und mich gebeten, allein in Gesellschaft zu gehen, unter dem Vorwande, Sie ziehen es vor, Ihren Abend im Club zuzubringen, Ihre Partie Whist zu machen und Ihre Cigarre zu rauchen?"

„Habe ich es Ihnen je vorgeworfen, daß Sie diese Gesellschaft lieben, welche für Sie so viele Reize hat?"

„Und was soll denn eine Frau mit ihren Tagen, mit ihren Abenden anfangen, wenn sie nicht wie die

Lucretia Herrn von Ponſard zu Hauſe Wolle ſpinnt?“

„Ah! die Zeiten der römiſchen Matronen ſind leider ſehr fern von uns!“

„Ich denke nicht, mein Herr, daß Sie, als Sie meinen Vormund, Herrn von Perceval, aus Convenienzen der Familie und des Intereſſes um meine Hand baten, je glaubten, Sie heirathen eine Frau, welche ihr Leben wie eine Einfältige in der Verlaſſenheit und Einſamkeit zubringen werde.“

„Teufel! welche Einſamkeit, welches Thebais iſt dieſes Hotel Montlaur, wo Sie jede Woche ganz Paris empfangen.“

„An ſolchen Abenden, mein Herr, beehren Sie wenigſtens dieſen Ort mit Ihrer Gegenwart; was ſind außerdem die Augenblicke, die Sie mir opfern? Ich will es Ihnen ſagen: beim Frühſtück eine halbe Stunde, wonach Sie ſich in Ihr Zimmer zurückziehen, um ihre Freunde zu empfangen. Um drei Uhr, wenn das Wetter ſchön iſt, ſteigen Sie zu Pferde, iſt es nicht ſchön, ſo fahren Sie aus; um ſieben Uhr erſcheinen Sie beim Mittageſſen; um neun Uhr gehen Sie in den Club, und von dort kommen Sie nach Hauſe, um welche Stunde? Ich weiß es nicht, und ich bekümmere mich nicht darum, es zu erfahren . . . Begeben wir uns zur Jagdzeit auf Ihr Gut, ſo gehen Sie in der Morgendämmerung aus und kommen am Abend abgemattet zurück. Nach dem Mittagsbrode machen Sie eine Partie Whiſt mit einigen von Ihren Gäſten, und dann legen Sie ſich in Ihrem Zimmer ſchlafen.“

„Ei! Madame, was beweiſt Alles dies, wenn nicht, daß ich, nach meinem Gefallen lebend, Sie nach dem Ihrigen habe leben laſſen, wobei ich auf die Feſtigkeit Ihrer Grundſätze rechnete? . . . Doch ich befürchte ſehr, ich habe mich getäuſcht.“

„Mein Herr!“

„Madame, halten Sie mich für blind? Bin ich nicht geduldig geweſen . . . ja, ſo geduldig und geduldiger vielleicht, als ich hätte ſein müſſen, denn zwanzigmal ärgerte ich mich über die Beſtrebungen von Herrn von Saligny und über die Begünſtigung, die Sie ihm zu Theil werden ließen! Habe ich aber je den geringſten Vorwurf an Sie gerichtet? Nein; Ihr Alter entſchuldigte in meinen Augen Ihre Coquetterie; und ich wollte glauben, ſie ſei unſchuldig, ich will es noch glauben . . . Und eine ſolche Zurückhaltung von meiner Seite erwiedern Sie dadurch, daß Sie mir vorwerfen, ich beſchäftige mich mit Frau von Saint-Marceau, und daß Sie ſich mit Hohn und Hochmuth weigern . . .“

„Oh! genug, mein Herr! Solche Händel empören das Herz“

„Was wollen Sie damit ſagen, Madame?“

„Ja, Sie würden die Augen gegen das ſchließen, was Ihnen die Beſtrebungen von Herrn von Saligny zu nennen beliebt, wäre ich ſo feig, die Augen gegen Ihre Beſtrebungen bei Frau von Saint-Marceau zu ſchließen, und fügte ich mich, was noch beſſer iſt, darein, ihre Gefällige und . . . die Ihrige zu werden.“

„Ah! Madame, Madame, um bloß den Gedanken einer ſolchen Schändlichkeit zu faſſen, muß man eine herzloſe Frau ſein.“

„Mein Herr, nach ſolchen Worten habe ich Sie nur zu bitten, aus meinem Zimmer zu gehen.“

„Wie! Sie wagen es? . . .“

„Ich werde noch mehr wagen, mein Herr, indem ich Ihnen erkläre, daß es mir fortan unmöglich wäre, mit einem Manne zu leben, der mich grauſam beſchimpft hat. Nie . . . hören Sie mich wohl, nie werde ich dieſe Beleidigung vergeſſen! Und da es unnöthig iſt, daß wir uns das Daſein einander unerträglich machen, ſo werden Sie es gut finden, wenn wir uns ohne Aufſehen trennen; morgen ſchon kehre ich zu Frau von Perceval, der Gattin meines Vormunds, zurück.“

„Uns trennen! Sie sind toll, Madame!“

„Sie haben ein schönes Vermögen, mein Herr ... ohne das meinige zu rechnen ... Doch seien Sie unbesorgt, Ihre Geschäftsführer werden die meinigen sehr leicht bei den Fragen finden, die das Interesse betreffen ... sie sollen meine Befehle erhalten ... ich werde um meine Freiheit nicht feilschen!“

„Diese letzte Beleidigung ist blutig. Ich werde mich dafür rächen, Madame! Ah! die Freiheit, die ich Ihnen lasse, scheint Ihnen noch nicht genügend? ... Ah! Sie brauchen eine Trennung, um sich den Ausschweifungen hinzugeben, von denen Sie ohne Zweifel träumen? Wohl, Madame, ich werde von meinen Rechten Gebrauch machen: schon morgen reisen Sie nach meinem Gute ab, und Sie verlassen es nicht eher, als bis der gesunde Verstand wieder bei Ihnen eingekehrt ist, und ich will gern glauben, daß er wiederkehrt.“

„Das ist reizend! Sie wollen mein Vermögen behalten und mich einsperren, damit Sie sich nach Ihrem Belieben mit Frau von Saint-Marceau beschäftigen können! Dieser Plan macht Ihrer Einbildungskraft Ehre, mein Herr; nur erlauben Sie mir, Sie in Demuth daran zu erinnern, daß die gute Zeit, wo die Männer ihre Frauen einsperrten, vorüber ist; ich bin keine Pensionnaire mehr, ich bitte also, verschonen Sie mich mit diesen lächerlichen Drohungen, mit diesen Blaubart-Mährchen.“

„Das Gesetz gibt mir Rechte, Madame, und ich werde davon Gebrauch machen! Sie gehen dahin, wohin es mir Sie zu führen beliebt! Sie leben auf meinem Gute, wie es mir zusagt, daß Sie dort leben werden, und Sie bleiben dort auch so lange, als es mir gefällt, daß Sie bleiben... Wenn Sie nicht etwa Witwe werden,“ fügte Gilbert mit einem bittern Lächeln bei. „Hören Sie, Sie flößen mir so viel Interesse ein, Sie bezeigen mir eine so zarte Zuneigung ... daß ich Ihr vortreff-

liches Herz durch ein ſüßes Geſtändniß erfreuen will ... Der Witwenſtand, nach dem Sie ſich ſo glühend ſehnen, iſt nicht unmöglich."

„Ich verſtehe Sie nicht, mein Herr."

„Nichts kann einfacher ſein: dieſen Morgen ſchlage ich mich mit Herrn von Saligny."

„Großer Gott!"

„Er kann mich aber ganz wohl tödten. Freilich kann auch ich ihn tödten ... Ich hoffe es ſogar; doch Sie ſehen, Madame, Sie haben wenigſtens einige Chance, Witwe und frei zu werden. Wie muß Ihr Herz jauchzen!"

Bei dieſen Worten zweifelte Gilberte nicht mehr an der Wirklichkeit des Duells; der Herzog hatte ſie nicht getäuſcht. Trotz der außerordentlichen Kälte, welche ſeit langer Zeit zwiſchen ihrem Gatten und ihr herrſchte, trotz der harten Dinge, die ſie ſich im Aufbrauſen ihres Zornes geſagt hatte, empörte ſich ihr Herz bei dem Gedanken an dieſen Zweikampf, deſſen Opfer ihr Gatte, welchen ſie zu ſchätzen nicht umhin konnte, oder Herr von Saligny werden mußte, den ſie aufrichtig liebte; und fand dieſes Duell ſtatt, ſo wollte Herr von Saligny, um nicht ohne Rache zu unterliegen, wenn er auf den Kampfplatz kam, ſeinem Gegner die Briefe von deſſen Frau zeigen.

Gilberte ſah ſich auf jede Weiſe verloren;

Verloren, wenn der Kampf nicht verhindert wurde;

Verloren, wenn ſie ſich, um ihn zu verhindern, zum Herzog begab und mit ihm floh, wie es Frau von Orbeval mit ihrem Geliebten gethan hatte.

Ganz verwirrt, tauſend Aengſten preisgegeben und in ihrem Schrecken unfähig, bei irgend einem Entſchluſſe ſtehen zu bleiben, konnte Gilberte nur, in Thränen zerfließend, ausrufen:

„Nein, das iſt unmöglich, Sie werden ſich nicht ſchlagen! Ah! ſollte ich die unwillkürliche Urſache eines

ſolchen Unglücks ſein ... das wäre die Verzweiflung meines ganzen Daſeins!"

„Sie zittern für das Leben von Herrn von Saligny!" rief Gilbert; „Sie haben Recht, wenn Sie zittern, denn Alles ſagt mir, ich werde dieſen Menſchen tödten! Oh! Sie ſollen noch nicht das Glück haben, Witwe zu ſein, und ich bin wohl im Stande, fortan durch ſtrenge Maßregeln meine Ehre vor Ihrer unanſtändigen Aufführung zu ſchützen."

Ein wiederholtes beſcheidenes Klopfen an die Thüre des kleinen Salon unterbrach dieſe traurige eheliche Unterredung.

Die junge Frau, welche in Thränen überraſcht zu werden befürchtete, ging ſogleich in ihr Schlafzimmer.

„Was gibt es?" fragte Gilbert, als er klopfen hörte. „Wer iſt da?"

„Ich, Herr Marquis," antwortete eine Stimme von außen, „ich, Joſeph."

„Tritt ein," antwortete Gilbert, als er ſah, daß ſeine Frau in ihr Schlafzimmer gegangen war, „Du kannſt herein kommen."

Die Thüre wurde geöffnet und es erſchien ein alter Kammerdiener mit weißen Haaren, ſehr bleich und ſehr bewegt.

Gilbert fragte ihn ungeſtüm, ohne die Beſtürzung in ſeinen Geſichtszügen wahrzunehmen:

„Was willſt Du?"

„Herr Marquis ... es iſt der Herr General Pouſſard ... Mein Gott! er bringt ... er bringt Degen."

„Schon?" verſetzte Gilbert, „wie viel Uhr iſt es denn?"

„Halb ſechs Uhr, Herr Marquis," erwiederte der alte Diener; und bebend fügte er bei:

„Mein Gott! mein Gott! Degen!"

„Laß den General in das Bibliothekzimmer eintreten und bitte ihn, einen Augenblick auf mich zu warten."

„Ja, Herr Marquis, doch der Herr General befiehlt mir, ihm sogleich eine Zwiebelsuppe machen zu lassen und ihm etwas Kaltes mit einer Flasche Sauterne vorzusetzen.“

„Ei! laß ihm Alles serviren, was er haben will,“ sagte Gilbert, während er voll Heftigkeit den Salon verließ.

„Mein armer Herr!“ sprach Joseph, eine Thräne abwischend, die am Rande seiner Augenlider zitterte, „abermals ein Duell . . . und dieser General . . . welch ein dicker, herzloser Mensch! Er kommt zu den Leuten mit Degen und fordert bei seinem Eintritt eine Zwiebelsuppe! Der Küchenmeister schläft des Morgens um vier Uhr. Bah! ich will seinen ersten Gehülfen benachrichtigen, das wird genügen, um eine Zwiebelsuppe zu machen.“

In dem Augenblick, wo Gilbert den Salon verließ, trat Gilberte leichenbleich, zitternd, die Augen durch Thränen geröthet, die Züge entstellt, wieder ein und sagte zu Joseph:

„Ich weiß Alles: mein Mann schlägt sich diesen Morgen.“

„Gnädige Frau . . . mein Gott! ich weiß nicht, was ich der gnädigen Frau antworten soll. Ich bin . . .“

„Ich weiß Alles, sage ich Ihnen! Joseph, ich kenne Ihre Zuneigung für Ihren Herrn. Sie sind schon in seinem Hause gewesen, als er geboren wurde. — Man muß dieses Duell um jeden Preis verhindern. Ich glaube, das liegt in meiner Macht.“

„Ah! Frau Marquise, der Himmel höre Sie.“

„Beobachten Sie besonders das tiefste Geheimniß, oder es ist Alles verloren.“

„Kann die gnädige Frau an meinem Gehorsam gegen ihre Befehle zweifeln?“

„Es ist halb sechs Uhr?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Um ſechs Uhr muß mich irgend ein Wagen, ein Fiacre vor der kleinen Thüre des Hotels erwarten.“

„Gnädige Frau, ich will in den Stall laufen, um die Leute zu wecken und anſpannen zu laſſen.“

„Nein, nein, Niemand ſoll hier meine Abweſenheit vermuthen; man darf mich nicht weggehen ſehen. Ich will einen Wagen außen haben, weil ich zu dieſer frühen Morgenſtunde nicht den Muth hätte, allein in den Straßen zu gehen.“

„Es wohnt ein Wagenvermiether zwei Schritte von hier in der Rue Saint Dominique; meine Frau ſoll dahin gehen.“

„Warum wollen Sie Ihre Frau hiemit beauftragen?“

„Gnädige Frau, der Herr Marquis kann mir jeden Augenblick klingeln und ich ſtehe für meine Frau, wie für mich ſelbſt.“

„Joſeph, ich wiederhole Ihnen, ſagen Sie kein Wort hievon Ihrem Herrn, oder es iſt Alles verloren.“

„Gnädige Frau, wenn man mich in einem Mörſer zerſtieße, ich würde den Mund nicht öffnen.“

„Heißen Sie Ihre Frau durch die kleine Gartenthüre hinaus gehen; ſie ſoll dieſelbe offen laſſen und dorthin den Wagen zurückbringen, der mich erwarten wird.“

„Ja, gnädige Frau.“

„Um welche Stunde iſt es Tag?“

„Um halb ſieben Uhr früheſtens.“

„Alle Leute ſind ſchlafen gegangen?“

„Ja, gnädige Frau.“

„Die Lichter auf der großen Treppe, im Salon und in der Gallerie, die nach dem Garten führt, ſind ausgelöſcht?“

„Ja, gnädige Frau, doch die Läden der Thüren, welche auf die Freitreppe gehen, ſind mittelſt eiſerner Stangen geſchloſſen; die Frau Marquiſe könnte ſie nicht aufheben. Ich will das beſorgen.“

„Gehen Sie; doch Joseph, noch einmal: nicht ein Wort von Allem dem zu Ihrem Herrn oder zu irgend Jemand, sonst findet das unglückliche Duell statt.“

„Ah! gnädige Frau, um es zu verhindern, würde ich die Tage hingeben, die ich noch zu leben habe.“

„Ich zähle auf Sie. Um sechs Uhr muß mich ein Wagen an der kleinen Thüre erwarten,“ sagte Gilberte, während sie hastig in ihr Schlafzimmer zurückkehrte.

„Wir wollen geschwinde meine Frau unterrichten,“ sprach der alte Diener. „Welch ein Glück, wenn die Frau Marquise im Stande wäre ... Ah! vergessen wir nicht die Läden der Gallerie am Garten zu öffnen. Gut, und die Zwiebelsuppe des Generals! Ah bah! bei meiner Treue, er mag warten! Man hat auch noch nie gesehen, daß Einer, der als Zeuge bei einem Duell dienen soll, gekommen ist und sogleich bei seiner Ankunft eine Zwiebelsuppe verlangt hat.“

Während Joseph hienach rasch wegging, murmelte er noch: „Ah! mein armer Herr! mein armer Herr!“

VII.

In einer schwarzen Halsbinde steckend, militärisch bekleidet mit einem langen blauen, bis an's Kinn zugeknöpften Oberrock, hat es sich der Baron Poussard mit seltsam vertraulichen Manieren bequem gemacht in der Bibliothek des Marquis, einem sehr geräumigen Zimmer, dessen Wände unter großen Bücherschränken von Ebenholz mit Kupfer eingelegt und verziert mit Leistenwerk und vergoldetem Bronze verschwanden. Durch die Scheiben sah man eine Sammlung prachtvoll gebundener Bücher.

Der General ging, die Hände auf seinen Rücken gekreuzt, aus einer alten Buchsbaumpfeife den reinsten Kasernenkuaster rauchend, dessen scharfer, durchdringender Geruch die Luft des Zimmers verpestete, in die-

sem auf und ab, blieb bald vor der Bibliothek, bald vor den Etagèren stehen, welche mit Florentiner Bronzen, geschnitzten Elfenbeinwerken, Schmelzarbeiten der Renaissance und anderen kostbaren Curiositäten beladen waren, die er in die Hände nahm, in allen Richtungen hin und her drehte, und auf das Gerathewohl wieder auf die Tabletten stellte, während er, die Achseln mit einer erhabenen Verachtung zuckend und eine Rauchwolke ausstoßend, murmelte:

„Was für albernes Zeug ist doch solcher alter Plunder!“ Dann fügte er mit dem Tone heftiger Anschuldigung bei: „Du bist ein Schuft von einem Koche, der teufelmäßig lange braucht, um eine Zwiebelsuppe zu machen!“

So seinen Spaziergang und seine Untersuchungen fortsetzend, blieb der Baron dann wieder vor einem Bücherschranke stehen und las: Voltaire, Montesquieu, Descartes, Rousseau, Locke, Leibnitz. Er zuckte abermals die Achseln und wiederholte mit stolzer Verachtung:

„Was für albernes Zeug sind doch diese Schriftsteller!“ und mit immer ungeduldigerem, zornigerem Tone fügte er bei: „Schuft von einem Koche! eine halbe Stunde, um eine Zwiebelsuppe zu bereiten! Ah! wenn ich Dein Herr wäre, ich wollte Dir gehörig Füße machen ... Doch der Marquis muß in Allem und für Alles eine weiche Birne sein! ich frage doch ein wenig, ein Bursche, der im Augenblick eines Duells sein Testament schreibt! Oh! Du bist gemessen, Rekrut! Du brauchst Dir nur noch vom Feldcaplan die Stiefel schmieren zu lassen! Ich bleibe bei dem, was ich gesagt habe: ich gäbe nicht einen Napoleon für Deine Haut, armes Männchen! Es ist Schade; das Haus des Marquis versprach! Welch ein trefflicher Tisch! Ich hätte hier zwei- bis dreimal in der Woche mein Couvert gehabt.“

Dann, da dieser culinarische Gedanke ihn an seinen Groll gegen den Koch erinnerte, nahm er ungestüm seine Pfeife aus den Zähnen, legte sie, obgleich sie noch brannte,

auf einen kostbaren seidenen Teppich von Smyrna, der einen mit Folianten beladenen langen Tisch bedeckte, und rief:

„Ah! dieser elende Küchenjunge hält mich offenbar für einen Rekruten!“

Und da er eine Klingelschnur über dem Kamin erblickte, läutete er heftig zu wiederholten Malen. Beinahe in demselben Augenblicke erschien Joseph; er brachte auf einem silbernen Brette eine in einem Topfe dampfende Zwiebelsuppe, flanquirt von einem kalten jungen Feldhuhn, einer Gänseleberpastete und einer Bologneser Wurst; eine durch das Alter bestaubte Flasche erhob sich mitten unter diesen Gerichten, deren Anblick den Zorn des Generals besänftigte, und er sagte mit einem minder mürrischen Tone zu Joseph, der das Brett auf ein Tischchen in der Nähe des Kamins setzte:

„Auf, alter Trändler! alle Wetter, auf! Sie haben sich Zeit genommen, um mich zu bedienen!“

„Ich bitte den Herrn General um Verzeihung,“ erwiederte Joseph, während er zum Tische einen Lehnstuhl rückte, in den sich bald der vorgebliche Vertheidiger von Marmora versenkte. „Alle Leute schliefen. Ich mußte den Koch, den Kellermeister und den Silberdiener aufwecken.“

„Ah! das ist aus der guten Ecke? wie?“ versetzte der General, auf die Flasche deutend, von der er sich vorläufig ein Glas einschenkte, um es sogleich mit einem Zuge zu leeren; dann tauchte er seinen Löffel in den Napf und fragte zu gleicher Zeit: „Und wo ist der Marquis?“

„Der Marquis ist in seinem Cabinet,“ antwortete der alte Diener, und ohne sich eines schmerzlichen Seufzers erwehren zu können, fügte er bei: „er schreibt!“

„Immer sein Testament. Morsche Birne!“ murmelte der Raufbold zwischen den Zähnen.

Dann aß er weiter von seiner Suppe; bald aber

winkte er Joseph, den Napf wegzunehmen, griff die Feldhuhngalantine an und fragte:

„Hat der Marquis seinen Wagen bestellt?"

„Ja, Herr General," erwiederte Joseph mit einem neuen Seufzer. „Der Herr Marquis hat seine Pferde auf sieben Uhr verlangt."

„Die Zwiebelsuppe war nicht ausgezeichnet, es fehlte ihr an Pfeffer," sagte der Raufer, der mit vollem Munde sprach, „dagegen ist dies ein ganz vortreffliches junges Feldhuhn! Ah! da fällt mir ein: hat der Herr Marquis seinen Wundarzt benachrichtigen lassen?"

„Ich weiß es nicht, Herr General," antwortete der alte Diener, den jede von diesen Fragen auf die Folter spannte, obgleich er hoffte, das Duell werde durch den Dazwischentritt der Marquise unmöglich gemacht werden.

Gilbert trat in diesem Augenblick in die Bibliothek ein; er hieß den Diener durch einen Wink weggehen, und der General, der seine Serviette auf den Tisch warf, holte eiligst von einem Stuhle, auf den er sie gelegt hatte, zwei Delldegen.

Nie hatten Mordinstrumente ein so Grauen erregendes Ansehen. Es gibt Degen, deren künstlich ciselirtes, vergoldetes Stichblatt einen glücklichen Contrast mit dem Blau der Damaseirung und dem spiegelnden Glanze der Klinge bildet: wenn die Sonne dieses Gold, dieses Azurblau, diesen Stahl auch nur ein wenig schimmern läßt, so kann es nichts Gefälligeres für das Auge geben, doch so waren die Waffen des Raufers nicht. Vollkommen *behost*, wie er in seinem cynischen Jargon sagte, mit einem durch die Zeit geschwärzten Stichblatte versehen, leicht, vortrefflich gehärtet, dreieckig, stellenweise bei ihrer Schärfe schartig durch das Aneinanderstoßen in den Kämpfen, bei denen sie gedient hatten, verschmälerten sich diese, unter ihrem Griffe sehr breiten, Degen bis zu ihrer beinahe nadelartigen Spitze; ihre trübe, schwärzliche Klinge wurde da und dort rostfarbig und war drei bis

vier Zoll über der Spitze röthlich braun geadert. Diese Behosung rührte von der immer zerfressenden Thätigkeit des auf dem Eisen vertrockneten Blutes her.

„He, he, mein lieber Marquis, was sagen Sie zu diesem Spielzeug?“ rief der Baron Poussard, indem er Gilbert einen von den Degen bot, den er aus seiner ledernen Scheide zog. „Nehmen Sie das und sehen Sie, wie leicht es ist, wie das gut in der Hand liegt!“

Das Ich des armen Gilbert schauerte beim Anblick der Mordwaffe und verfluchte den Raufer, die erste Ursache dieses Duells; da er aber verhängnißvoller Weise seine Marquisrolle bis zum Ende spielte, so nahm Gilbert den Degen, wog ihn, beschrieb in der Luft einige Contres, Cercles und Halbcerles mit einer von seiner Uebung in der Fechtkunst zeugenden Leichtigkeit, dann gab er dem General die Waffe zurück und sagte:

„Dieser Degen liegt in der That sehr gut in der Hand!“

„Ah! Marquis, ich will Ihnen einen guten Rath geben. Sie gehören nicht zu den Rekruten, welche man an geheime Stücke glauben macht, doch hören Sie etwas, was mir neunmal unter zehn geglückt ist. Sie debutiren mit ein paar Finten, um das Spiel Ihres Gegners zu sondiren, und während Sie die Finten machen, suchen Sie ihn in die Hand zu stechen; treffen Sie diese, so wird der Schmerz machen, daß er rasch die Pfote zurückzieht. Beinahe immer entblößt er sich bei dieser unwillkürlichen Bewegung; dann fallen Sie weit aus, stoßen ihm sechs Zoll tief in den Bauch, und sein Blut wird fließen. . . So habe ich meinem neunten Individuum, einem übrigens wackern Fechter, das Lebenslicht ausgeblasen.“

„Der Rath ist gut, mein Herr, und ich danke Ihnen dafür,“ erwiederte Gilbert; „im Nothfalle werde ich mich desselben erinnern; wenn Sie wollen, gehen wir nun; wir haben auf unserem Wege noch meinen Arzt,

Herrn Doctor Dufour, und Herrn von Bourepos, meinen zweiten Zeugen, mitzunehmen."

„Ich leere mein Glas Sauterne, ich zünde meine Pfeife wieder an und bin dann zu Ihren Dienſten. Ah! ſagen Sie, haben Sie die Sohlen Ihrer Stiefel ein wenig mit dem Reibeiſen bearbeiten laſſen?"

„Wozu?"

„Teufel! das iſt ſehr nützlich! der Fuß hält feſter auf dem Boden, und man läuft nicht Gefahr, auszuglitſchen, wenn man weit ausfällt."

„Ich halte dieſe Vorſicht für überflüſſig, mein Herr; überdies drängt die Zeit, es iſt bald ſieben Uhr."

„Mein lieber Marquis, noch ein Wort: Sie ſehen, ich handle ohne alle Umſtände; ich habe Ihren Kammerdiener um eine Zwiebelſuppe und etwas Kaltes gebeten; das iſt eine Morgendiät, die mir mein Arzt verordnet hat, und an die ich mich halten muß, will ich meine Wunden nicht wieder ſich öffnen ſehen; als alter Soldat kenne ich nur meine Vorſchrift . . ."

„Mein Haus iſt zu Ihren Befehlen . . ."

„Ich nehme Ihre Einladung an, doch ſeien Sie nicht ungehalten, wenn ich öfter zum Mittageſſen, als zum Frühſtück zu Ihnen komme. Sehen Sie, ich liebe es, da zu frühſtücken, wo ich mich gerade befinde, nachdem ich den Morgen herumgeſchlendert bin. Sie können aber überzeugt ſein, daß ich oft Ihrem Mittagsbrode Ehre anthun werde. Hören Sie nun, um was es ſich handelt, mein Lieber; ſtellen Sie ſich vor, daß ich heute Nacht, als ich nach Hauſe kam, einen Brief fand . . . oh! einen Brief! . . Marquis, ich bin nicht zart, doch die Thränen ſind mir in die Augen getreten und . . ."

„Nun, mein Herr?"

„Dieſer Brief war an mich von der Witwe eines Mameluken-Officiers geſchrieben. Die arme Frau iſt blind, ohne Brod und mit ſieben Kindern belaſtet, — Kinder ihrer vor langer Zeit geſtorbenen Tochter. Unter uns

gesagt, ich bin nicht reich, ich habe nur meinen Ruhegehalt und einige Ersparnisse, die ich in Spanien am Kirchengeräthe der Caraccos von Andalusien gemacht habe. Ich sagte auch zu mir selbst: „„Bei meiner Treue, frisch gewagt: dieser liebe Marquis ist sechs- bis siebenmal Millionär; ich entlehne von ihm ganz einfach tausend Franken, die ich ihm demnächst zurückgebe, und ich kann die arme Witwe des wackeren alten Mameluckes unterstützen.““

„Wollen Sie einen Augenblick warten; ich komme sogleich wieder, mein Herr,“ erwiederte Gilbert, indem er sich nach seinem Cabinet wandte; „ich fühle mich zu glücklich, Ihnen diesen kleinen Dienst leisten zu können.“

Und beinahe in derselben Secunde kam er mit einem Banquebillet in der Hand zurück und reichte es dem Baron Poussard, der gerade seine Pfeife anzündete.

„Ich danke tausendmal, mein lieber Marquis,“ erwiederte der Raufer, während er das Billet einsteckte; „alle Teufel! Duellkameraden sind Waffenbrüder, und unter Waffenbrüdern thut man sich keinen Zwang an; wir werden auch fortan ein Herz und eine Seele sein. Und nun“ fügte der General, indem er die Degen nahm, bei, „nun wollen wir dem Herrn Herzog zur Ader lassen!“

Gilbert klingelte, Joseph erschien.

„Meinen Wagen!“ sagte Gilbert; nach kurzem Ueberlegen rief er aber in dem Augenblick, als der Diener weggehen wollte:

„Sage Tom, er soll mich mit dem Wagen vor der kleinen Gartenthüre erwarten, ich werde durch die Gallerie gehen.“ Und zum Baron: „Ich will nicht von meinen Leuten in diesem Anzuge gesehen werden.“

„Sehr gut, mein Lieber, doch Sie vergessen das Wesentlichste.“

„Was denn, mein Herr?“

„Das Frühstück, alle Wetter! Unsere Spazierfahrt

nach dem Walde von Verrières wird mir einen Tigershunger machen; ich habe Sie hievon in Kenntniß gesetzt, Marquis."

„Joseph," sagte der Marquis, der sich einer Bewegung der Ungeduld nicht erwehren konnte, „Du wirst dem Haushofmeister die Befehle geben."

„Und vergessen Sie besonders die Austern von Marennes nicht, mein Alter," rief der Rauser, während er sich mit dem Marquis nach der Thüre wandte, „wenigstens einen halben Korb."

„Er denkt nur an das Essen!" murmelte Joseph, als er den General sich mit dem Marquis entfernen sah. „Oh! Vielfraß!" Dann seufzend: „Gleichviel! ich würde diesen dicken Schlemmer von Herzen gern sich vollstopfen sehen . . . wenn die Frau Marquise das unglückselige Duell verhindern könnte. . . Vor einer Stunde ist sie vom Hotel in einem Fiacre weggefahren. Zum Glück hat Niemand die gnädige Frau bemerkt. Oh! möchte es ihr gelungen sein! Doch wir wollen schnell Tom sagen, daß er den Herrn Marquis vor der kleinen Gartenthüre erwarten soll."

Ein düsterer Morgen beleuchtete kaum die Gipfel der Bäume im Garten des Hotel Montlaur, als Gilbert und der Baron Poussard zu der kleinen Thüre kamen, an welche sie plötzlich heftig klopfen hörten. Erstaunt, ging der Marquis rasch an die Thüre, öffnete sie und befand sich einem Fiacrekutscher gegenüber. Der stark alkoholische Geruch, der dem Munde dieses Menschen bei den ersten Worten, die er sprach, entströmte, sein rothes Gesicht, seine heisere Stimme deuteten an, daß er schon reichlich getrunken hatte; er sagte auch zu Gilbert mit einem frechen, zornigen Tone:

„Das ist doch am Ende abscheulich! Ich bin müde, vor dieser Thüre zu warten! Seit zehn Minuten klopfe ich! Wer bezahlt denn hier?"

„Wie! wer hier bezahle?“ verſetzte Gilbert, „was ſoll man Ihnen denn bezahlen?“

„Ei! alle Hagel! die Fahrt der kleinen Dame!“

„Welcher kleinen Dame?“

„Ei! der Dame, die ich vor dieſer Thüre abgeholt habe... ſie weinte (die kleine Dame) und ich fuhr ſie nach der Rue de Varennes Nr. 27. Sie ſprang dort in das Haus wie eine Hirſchkuh und ſchloß die Thüre vor meiner Naſe, ohne mir meine Fahrt zu bezahlen; da kehrte ich hierher zurück, und man muß mich bezahlen, alle Hagel!.. oder es geht ſchlimm!“

„Wenn Du nicht ſchweigſt, wüſter Geſell, ſo werde ich Dir eine Abſchlagszahlung geben, indem ich Dir die Knochen zerſchmettere!“ rief der Baron, der den Kutſcher am Kragen packte und gewaltig ſchüttelte, ohne die Beſtürzung zu bemerken, die ſich des Marquis bemächtigt hatte. Dieſer, nachdem er mit beiden Händen über ſeine Stirne geſtrichen war, als wollte er ſeine Lebensgeiſter ſammeln, ſtörte in ſeiner Weſtentaſche, nahm zwanzig Franken heraus, gab ſie dem Kutſcher und ſagte zu ihm:

„Sprich, vor einer Stunde haſt Du eine Dame von hier weggeführt?“

„Ja, Herr.“

„Jung?“

„Ja, Herr.“

„Brünett, mit ſehr ſchwarzen Augenbrauen?“

„Ja, Herr; ſie ſchluchzte und hatte einen roſa Hut.“

„Und Du haſt ſie nach der Rue de Varennes, Nr. 27, gefahren?“

„Ja, Herr.“

„Nummer ſieben und zwanzig, Du täuſcheſt Dich nicht?“

„Nein, Herr; das Haus hat zwei Säulen vor der Thüre.“

„Es unterliegt keinem Zweifel, meine Frau iſt bei Saligny! ſie ſind einverſtanden! Und ich wollte nach dem

Walde von Verrières fahren, im Glauben, den ſchönen Herzog dort zu finden! Oh! das iſt ſchändlich!" rief Gilbert ungeſtüm. Dann ſich gegen den Raufer umwendend: „General, erwarten Sie mich; ich komme zurück."

Und da er ſich mit ſeinen eigenen Augen von der Wirklichkeit ſeines Verdachtes überzeugen wollte, verſchwand er durch den Garten laufend.

„Was Teufels bedeutet denn Alles dies?" fragte ſich der General Pouſſard; als er ſodann den Kutſcher, ſorgfältig das Goldſtück des Marquis in die Taſche ſteckend, ſich entfernen ſah, rief der Raufer: „He! Burſche, und die Münze?"

„Welche Münze?"

„Schuft! die Münze von dem Napoleon, den Dir mein Freund gegeben? Hältſt Du mich für einen Rekruten?"

„Oh! ich glaubte, die 20 Franken ſeien für mich! Ich muß Ihnen alſo zurückgeben?"

„Fünfzehn Franken! und mein Freund, der Marquis, thut dabei noch Alles als vornehmer Mann."

Fluchend, gab der Kutſcher fünfzehn Franken dem Marquis, der ſie einſchob.

In dieſem Augenblicke lief der Marquis mit leichenbleichem, durch die Wuth verſtörtem Geſichte herbei und rief, raſch am Baron vorübereilend:

„Ich wußte es, ſie hat das Hotel verlaſſen! es iſt vielleicht noch Zeit, ſie bei Saligny zu finden. Kommen Sie, kommen Sie."

VIII.

Der General Pouſſard, der die Worte des Marquis nicht begriff, folgte ihm ſchleunigſt und ſtieg wie dieſer

in das kleine Coupé, deſſen kräftige Pferde mit aller Geſchwindigkeit abgingen, denn Gilbert hatte zu ſeinem Kutſcher geſagt:

„Rue de Varennes Nr. 27, im Galopp!“

„Dieſer Unglückliche wird uns umwerfen,“ rief der Vertheidiger von Marmora, der ſich, nicht mit jeglichem Muthe ausgerüſtet, innen an den Kutſchenſchlag anklammerte. „Alle Teufel! Marquis, laſſen Sie doch Ihren Wagen halten! Wir werden zu Brei zermalmt werden! Dieſer Schuft von einem Kutſcher hat den Schwindel! Tauſend Donner! ich will ausſteigen!“

„Die Elende! ſie flieht zu ihm,“ murmelte Gilbert in der Bitterkeit ſeiner Wuth, ohne auf die Lamentationen ſeines Gefährten zu hören. „Oh! ich werde Beide tödten! Hölle! kommen wir noch nicht an!“

Und er drückte voll Heftigkeit das Fenſter nieder, vor welchem der Sitz des Kutſchers angebracht war, und rief dieſem zu:

„Vorwärts! Fahre doch, daß Alles in Trümmer geht!“

„Ich bin verloren!“ murmelte, bleich vor Angſt und die Stirne in Schweiß gebadet, mit einer zitternden Stimme der Raufer; „der Marquis hat den Schwindel wie ſein Kutſcher! Ich bin todt!“

Und auf das Aeußerſte getrieben durch den Wahnwitz der Furcht, ergriff er den Baron mit der einen Hand am Kragen, bedrohte ihn mit der andern mit einem von den Degen und rief:

„Wenn Du Deinem Kutſcher nicht zu halten befiehlſt, bringe ich Dich um wie einen Hund!“

Leere Drohung, denn faſt in demſelben Augenblick warf ein furchtbarer Stoß das Coupé beinahe um; man hörte Schreckensſchreie und das ſchallende Geräuſch der Hufeiſen der auf das Pflaſter niederſtürzenden Pferde; der Kutſcher fiel ſich überſchlagend von ſeinem Bocke, und der Wagen kam nach einem heftigen Stoße, durch den er ſich

auf die Seite neigte, wieder ins Gleichgewicht und blieb unbeweglich, während Gilbert, der seinen Kopf seit einiger Zeit aus dem Wagenschlage geneigt hatte, diesen öffnete, auf die Straße sprang und mit einem Ausdrucke wilder Freude ausrief:

„Hier sind sie! Es war Zeit."

„Die fünfhundert Millionen Donnerwetter des Teufels sollen mich erschlagen, wenn ich je wieder einen Fuß in den Wagen dieses Narren setze," sagte der Baron Poussard, während er eiligst das Coupé verließ, ohne jedoch die zwei Degen zu vergessen. „Wo läuft er denn nun hin?"

Folgendes war die Ursache dieses Unfalles:

Die Pferde des Marquis, welche im hastigsten Laufe in die Rue de Varennes kamen, konnten, trotz der Anstrengungen des Kutschers, nicht genug von diesem bemeistert werden, um ein paar Schritte von der Thüre von Nr. 27 anzuhalten, und in ihrem Ungestüm stieß ihre Brust mit aller Gewalt an die Seite eines andern Gespanns, das gerade aus diesem Hause heraustrat; der Zusammenstoß war furchtbar, die zwei Paare Pferde stürzten nieder, zerrissen ihre Zugriemen, zerbrachen die Deichseln, und in Folge der heftigen Rückbewegung, die ihr der Fall ihres Gespannes gab, wurde die andere Equipage unter das Gewölbe des Thores, aus welchem sie hervorkam, zurückgedrängt.

In diesem Wagen befanden sich der Herzog von Saligny und Gilberte.

Nahe daran, bei Nr. 27 anzufahren, hatte Gilbert, der sich aus seinem Coupé geneigt, einen raschen, durchdringenden Blick in den halb aus dem Gewölbe herausgezogenen Wagen geworfen und seine Frau und Herrn von Saligny in dem Augenblick erkannt, wo dieser kluger Weise die Vorhänge niederlassen wollte, hoffend, er werde bald seine Reiseberline erreichen, die ihn, mit vier Postpferden bespannt, vor der Barrière d'Italie erwartete.

Vom General gefolgt, durchschritt Gilbert die Gruppen der Neugierigen und Dienstfertigen, welche mit allem Eifer den zwei Kutschern ihre Pferde wieder auf die Beine bringen halfen, trat unter das Gewölbe, öffnete hastig den Schlag des Wagens, in dem sich die zwei Flüchtlinge verbargen, ließ den Fußtritt nieder und sagte mit einem erschrecklichen Lächeln zu Gilberte:

„Madame, ich biete Ihnen meine Hand an, damit Sie aussteigen können.“ Dann schleuderte er dem jungen Herzog einen Blick unversöhnlichen Hasses zu und sprach zu ihm: „Wird mir Herr von Saligny wohl die Ehre erweisen, mich bei sich zu empfangen?“

„Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Herr,“ erwiederte der Herzog, indem er sich verbeugte, während Gilberte, bleich wie eine Todte, ohnmächtig, kaum die Kraft hatte, die Stufen des Fußtrittes von ihrem Gemahl unterstützt hinabzusteigen. Dieser wandte sich um, als suchte er Jemand mit den Augen, erblickte den Raufer, der hinter ihm stand, und sagte mit einer wilden Freude zu ihm:

„Ah! Sie sind da, General, ich suchte Sie,“ und leise fügte er bei: „Sie haben die Degen, wir werden uns derselben bedienen. Ein Salon ist wohl so gut als die Lichtung eines Waldes.“

„Ein Salon? . . . die Lichtung eines Waldes?“ versetzte sehr erstaunt der noch athemlose Baron Poussard, während er sich den von seiner Stirne fließenden Schweiß abwischte. „Was wollen Sie damit sagen?“

„Mein Herr,“ wandte sich Gilbert abermals an Herrn von Saligny, „wollen Sie die Gewogenheit haben, uns den Weg zu zeigen, denn minder glücklich als Madame,“ — und er bezeichnete mit dem Blicke seine Frau, — „weiß ich nicht, wo Ihre Wohnung ist.“

Herr von Saligny schritt dem Ehepaare voran und stieg die Stufen einer breiten, mit einem dicken Teppich bedeckten Marmortreppe hinauf; hinter dem Herzog ging

langsam Gilbert mit seiner Frau am Arme, welche bei jedem Schritte ohnmächtig zu werden schien; dann kam der Raufer, welcher, indeß er sich die Stirne abtrocknete, zwischen den Zähnen brummte:

„Schuft von einem Kutscher! ich bin noch gut weggekommen.“ Getäuscht durch den Anschein eiskalter Höflichkeit, die sich die zwei Gegner bezeigten, fügte er dann geringschätzend in dem Augenblicke bei, wo der Herzog an der Thüre seiner im Entresol liegenden Wohnung klingelte:

„Ich begreife ungefähr, wie und warum die kleine Marquise sich hier befindet . . . Das ist ein tüchtiges Weib! Doch gleichviel, in Gegenwart einer Frau wird sich die Sache arrangiren. Diese Rekruten werden wohl Enten rupfen.“

Als der Kammerdiener von Herrn von Saligny die Thüre der Wohnung des Herzogs geöffnet hatte, ließ dieser artiger Weise Gilberte und ihren Gemahl voran gehen. Gilbert schaute nun Herrn von Saligny ins Gesicht und sagte leise mit einem beleidigenden Lächeln zu ihm:

„Mein Herr, muß ich den General bitten, den Schlüssel Ihrer Wohnung in seine Tasche zu nehmen?“

„Warum dies, mein Herr?“

„Damit Sie nicht noch einmal feiger Weise vor dem Kampfe fliehen! . . .“

„Mein Herr, Sie wollen . . .“

„Mich hier schlagen und zwar auf der Stelle.“

„Ich bin immer zu Ihren Befehlen, mein Herr,“ erwiederte Herr von Saligny.

Und er verbeugte sich vor dem General, welcher ein paar Schritte zurückgeblieben war, und bedeutete ihm durch einen Wink, er möge ihm vorangehen und der Marquise folgen.

Die Thüre schloß sich hinter ihnen.

Die Wohnung von Herrn von Saligny war, wie

„Die Degen! die Degen!“ als könnte sie nicht glauben, was sie hörte.

Sie wollte dann einen Schritt gegen Gilbert machen, aber es fehlten ihr die Kräfte: sie sank am Fuße des Canapé auf die Kniee, wandte sich an Gilbert und rief:

„Gnade! mein Herr, Gnade!“

Gilbert, der, nachdem er seine Weste ausgezogen, nur noch seine Hose und sein Hemd anhatte, dessen rechten Aermel er zurückschlug, drehte in diesem Augenblick seinen Kopf gegen seine Frau um und sagte mit grimmigem Hohne zu ihr:

„Sie bitten um Gnade für Ihren Liebhaber, Madame! es ist zu spät!“

„Mein Herr,“ erwiederte die junge Frau, die sich zu den Füßen ihres Gatten geschleppt, „ich schwöre Ihnen, außer drei Briefen, die ich unvorsichtiger Weise an Herrn von Saligny geschrieben, habe ich mir nichts vorzuwerfen. Diesen Morgen verlor ich den Kopf wegen der Vorwürfe, die Sie mir heute Nacht machten, und eilte hierher, um dieses Duell zu verhindern. Oh!“ rief sie mit herzzerreißendem Tone: „befragen Sie Herrn von Saligny, Sie werden vielleicht mehr seinen Worten, als den meinigen glauben; er wird Ihnen, wie ich, schwören, daß ich Ihren Namen nicht entehrt habe!“ Dann wandte sie sich, immer auf den Knieen, an den Herzog: „Ist das wahr, mein Herr? . . . So antworten Sie doch, mein Gott! antworten Sie doch, sprechen Sie die Wahrheit. . . .“

„Madame,“ erwiederte Herr von Saligny, während er vom General einen von den Degen in Empfang nahm, „ich habe in diesem Augenblick keine Erklärung zu geben.“

Er verbeugte sich dann halb vor Gilbert, der sich schon ausgelegt hatte, und schwang ungeduldig seine Waffe.

Als der Kampf eben beginnen ſollte, konnte Gilberte nur einen verzweifelten Schrei ausſtoßen; ſie verbarg ihr Geſicht in ihren Händen und blieb tief gebeugt knieen.

„Einen Augenblick Geduld, meine Herren!“ rief der Raufer, „das Duell iſt ſchon ſehr unregelmäßig, da ich der einzige Zeuge bin; binden Sie die Klingen nicht, bevor ich das Signal gegeben habe; ich werde dreimal in meine Hände klatſchen, und beim dritten Male . . . los! alle Wetter!“

Während der paar Secunden Zwiſchenraum, welche die drei vom General gegebenen Signale trennten, herrſchte im Saale eine erſchreckliche Stille, nur unterbrochen durch das krampfhafte Schluchzen von Gilberte; träge, eiskalt, ſterbend, unfähig, eine Bewegung zu machen, lebte ſie nur noch durch das Herz . . . und das Herz entſchwand ihr.

Der Raufer ſchlug zum dritten Male in die Hände und rief mit ſeiner heiſeren Stimme: „Los, meine Herren!“

Der Kampf entſpann ſich raſch, erbittert, ſtille.

Man hörte nichts als das Klirren der Degen, das keuchende Athemholen der zwei Gegner, ihr durch die Dicke des Teppichs gedämpftes Stampfen mit den Füßen, und von Zeit zu Zeit das Röcheln der jungen Frau oder die Stimme des Generals, der, mit den Händen auf dem Rücken, in einer Fenſtervertiefung ſtand und mit einer billigenden Miene den Kopf ſchüttelnd ſagte:

„Sie machen es gut, ſehr gut! . . . Alle Hagel! das geht wie der Teufel!“

Während eines Duells ſcheinen die Minuten Stunden zu ſein. Der Kampf dauerte höchſtens ſeit vierzig Secunden, als Gilbert und Herr von Saligny, welche Beide ſchon ſchwer verwundet waren, ihrer wachſenden Wuth nachgebend, ſich Leib an Leib angriffen.

„Ah! mein Junge, so geht es! In diesem Spiele sticht man sich," sprach der General, indem er sich bückte, um seine blutigen Degen aufzuheben, die sich bei diesem Spiele abermals behoften.

Der Raufer mußte die bleichen, starren Finger von Herrn von Saligny öffnen, um ihm seine Waffe aus der Hand zu ziehen, wonach der General seine zwei Degen unter den Arm nahm, sich an den Diener wandte, welcher, die Hände gefaltet und bei dem Leichnam kniend, in ein Schluchzen ausbrach, und zu ihm sagte:

„Mein Lieber, wo wohnt der Polizei-Commissär von diesem Quartier?"

In Erwartung der Antwort des Kammerdieners blickte der General Poussard neugierig nach dem Körper des Marquis; seine halbgeschlossenen Augen, seine bläulichen und ein wenig geöffneten Lippen, aus denen eine Art von Röcheln hervorkam, schienen anzudeuten, der Verwundete berühre seine letzte Stunde.

Wie groß war das Erstaunen, der Schrecken des Generals, als er folgende Worte mit einer sonoren Stimme, obgleich sie aus dem unbeweglichen, entfärbten Munde des Marquis zu tönen schienen, aussprechen hörte:

„Korrigan, ich will, daß dieser Raufer General Poussard, der noch mehr grausam als Schlemmer, eine gräßliche Kolik bekomme, so oft er den Degen in die Hand nimmt, um sich zu schlagen."

„Es ist geschehen," erwiederte die sanfte Stimme der Korrigan, „Dein Wille wird in Erfüllung gehen."

„Oh!" rief der General, erbleichend vor Schrecken, „die Todten sprechen hier."

„Ja," sagte die Stimme von Gilbert, eine Stimme, welche immer weiter entfernt tönte und vom Himmel zu kommen schien, „ja, die Todten sprechen, und sie weissagen Dir, abscheulicher Raufbold, eine grausame Kolik, so oft Du auf den Kampfplatz gehen wirst."

IX.

Einen Augenblick, nachdem Gilbert und Gilberte zur Korrigan geſagt hatten: „Wir wollen in unſer Stübchen zurückkehren und wieder werden, was wir geſtern waren,“ fühlten ſich die jungen Eheleute kurze Zeit von einem Schwindel ergriffen, der ihnen das Bewußtſein ihrer Exiſtenz benahm; dann ſahen ſie ſich in ihre Wohnung verſetzt, gekleidet, wie ſie es am Tage vorher geweſen. Kaum befanden ſie ſich einander gegenüber, als ſie ſich weinend vor Freude in die Arme warfen und lange umfangen hielten.

„Mein Gilbert!“ ſagte die junge Frau.

„Meine Gilberte!“ ſprach der junge Mann.

Und ihre Thränen floſſen abermals unter leidenſchaftlichen Umarmungen.

„Arme Minette, mir ſcheint, ich ſehe Dich nach einer langen Abweſenheit wieder.“

„Ah! Geliebter, welch eine gräßliche Reiſe im Lande der Marquiſat.“

„Gott ſei Dank, nun ſind wir zurückgekehrt und zwar für immer, wie, Marquiſe?“

„Ah! nenne mich nicht mehr ſo; ich glaube, die Erinnerung an dieſe entſetzliche Nacht wird mir acht Tage lang das Alpdrücken machen! Dich ganz blutig zu meinen Füßen fallen ſehen . . . Doch dieſe Wunde, Du fühlſt nichts mehr davon?“

„Nicht das Geringſte; der Degen des Herzogs iſt durch die Haut des Marquis und, Gott ſei Dank, nicht durch die meinige gedrungen.“

„Laß ſehen!“ verſetzte Gilberte mit einem Ausdrucke treuherziger, reizender Zärtlichkeit. Die junge Frau ſchob dann den Umſchlag der Weſte und die Falten vom Hemde ihres Mannes auseinander, deſſen Bruſt ſie ſo theilweiſe entblößte, und beruhigt durch dieſe prüfend

Beſchauung, fortgeriſſen von einem leidenſchaftlichen Erguſſe, küßte ſie die Stelle ſeiner Wunde.

„Ei! potz Tauſend!“ rief Gilbert, „wenn ich verwundet worden wäre, Du hätteſt mich geheilt!“

„Ah! mein armer Freund, welche Nacht!“

„Und es fing doch ſo hübſch an! Du warſt ſo ſchön mit Deinem glänzenden Putze, mit Deiner Guirlande von Blumen und Diamanten und Deinem Kleide von roſa Crepe!“

„Und Du? Wie gut ſtand Dir der hellblaue Frack mit vergoldeten Knöpfen! Du hatteſt wahrhaftig das Anſehen eines Marquis.“

„Und wie ſich dieſe ganze vornehme Welt um uns beeiferte . . .“

„Oh! das iſt wahr; doch ſage, Gilbert, wie drollig! . . .“

„Was denn?“

„Ich erinnere mich Alles deſſen, was uns begegnet iſt, als ob ich noch Marquiſe wäre.“

„Ich ebenſo, ich habe auch nichts vergeſſen.“

„Sage, bereiteten Dir die Huldigungen dieſer ſchönen Welt ein großes Vergnügen?“

„Bei meiner Treue, nein; das machte mir als Marquis gar nichts; die zu unſerem Feſte eingeladenen Perſonen waren mir dieſe Rückſichten, dieſe Zuvorkommenheiten ſchuldig, und ich nahm ſie ganz einfach als Etwas, was mir gebührte, an.“

„Fühlteſt Du Dich ungeheuer glücklich, als Du unſere herrlichen Salons ſo glänzend von Vergoldungen, Blumen und Lichtern ſahſt?“

„Ich dachte gar nicht daran, meine arme Minette.“

„Ich auch nicht. Das iſt ſeltſam, und als wir uns mit dieſen großen Fenſtervorhängen von Cotonnade regaliren konnten, die ich ſelbſt geſchnitten und genäht habe (die junge Frau deutete darauf), machten wir es doch zum Vorwurf, daß wir oft unſere Zeit mit

Betrachtung dieſer armen Vorhänge verlieren und uns ſagen werden: „„Wie ſchön das ausſieht! wie das meublirt! Nein, wahrhaftig, nicht weil wir es haben, aber das iſt zu üppig!““

„Du haſt Recht. Doch etwas Anderes: erinnerſt Du Dich, mit welcher Ungeduld wir Monate lang auf den Augenblick, im Café de Paris die vielbeſprochene Flaſche Champagner zu trinken, warteten?“

„Dieſe Flaſche, die wir nicht getrunken haben.“

„In Folge Deiner Gutherzigkeit! Nun wohl, heute Nacht, als wir, nachdem unſere Gäſte weggegangen waren, in unſerem ſchönen Speiſeſaal an der mit ſo herrlichem Silberzeug, daß ich noch davon geblendet bin, bedeckten Tafel ſoupirten, war ſicherlich Champagner in Eis da, und zwar trefflicher! Doch ich hatte nicht einmal Luſt, davon zu koſten: einer von unſern Haushofmeiſtern mit weißen Handſchuhen ſchenkte mir von dieſem Nectar ein, aber ich trank nicht, ſo ſehr war ich in meinem Geiſte mit meinem Duell mit dem Herzog und mit meiner Idee, Dich zu zwingen, Frau von Saint-Marceau einen Platz in Deinem Wagen anzubieten, beſchäftigt, arme Geliebte!“

„Und ich, ich habe nur ein Glas Waſſer getrunken, um eine Art von Fieber zu beſänftigen, das mir die Drohungen von Herrn von Sallgny verurſachten, der ſich mit Dir ſchlagen und Dir meine Briefe zeigen wollte, mein armer Bibi!“

„Was die Speiſen betrifft, ſo thaten wir ihnen ebenſo wenig Ehre an als den Weinen! Ein anderer von unſeren Haushofmeiſtern ſervirte mir, ich weiß nicht was; das war ganz mit Trüffelſchnitten verziert; es hatte ſo ungefähr den Geſchmack von Geflügel und mußte vortrefflich ſein. Doch es kam mir bitter vor, denn ich hatte nicht den geringſten Appetit, und, beiläufig geſagt . . . das iſt nicht wie heute Morgen.“

„Oh! trotz unſerer Abenteuer heute Nacht, hungert mich nun ganz entſetzlich!“

„Und dieſe ruchloſe Badureau bringt uns unſere Milch und unſer Brod nicht! Es muß ſchon lange neun Uhr geſchlagen haben.“

„Nein, Liebchen . . . es ſchlägt gerade! . . . Unſer Hunger eilt der Zeit voran.“

In dieſem Augenblick hörten unſere jungen Leute, welche, abwechſelnd unter dem Eindrucke ihrer nächtlichen Erinnerungen und unter dem Einfluſſe ihrer beſcheidenen Gewohnheiten von jedem Tage, immer wieder auf dieſe zurückkamen, leiſe an die Thüre klopfen.

„Das iſt die Portière, die uns unſere Milch bringt,“ ſagte freudig Gilbert . . . „Es lebe die Badureau!“ Und nach dieſer Canteline rief er: „Herein!“

„Sie muß etwas ausgeſtanden haben, daß ſie ſich ſo pünktlich zeigt! dieſe Alte bringt uns unſer Frühſtück auf den Schlag neun Uhr!“ verſetzte Gilberte lachend.

Die junge Frau vergaß wie ihr Mann die ſo diaboliſch in der vergangenen Nacht in die Loge der Portière geworfenen zweitauſend Franken . . .

Wie groß war auch das Erſtaunen der jungen Eheleute, als ſie die Alte mit abgemeſſenen Schritten, unter ihrem Arm einen langen vierpfündigen Laib Brod, mit der einen Hand eine Flaſche, mit der anderen eine Schüſſel haltend, eintreten, ſodann auf den kleinen Ofen, der als Speiſetiſch diente, zugehen und auf dieſes Meuble das Brod, die Flaſche und die Schüſſel, welche ein Viertel kalte Gans, zwei gebratene Aepfel und ein Stück Gruyère-Käſe enthielt, ſetzen ſahen.

Gilbert und Gilberte riſſen die Augen weit auf beim Anblick dieſes glänzenden Frühſtücks, das, wenn gleich nicht vorhergeſehen, doch ganz nach Wünſchen kam, um ihren Appetit zu befriedigen. Die jungen Leute ſchauten auch bald dieſe Gerichte, bald Frau Badureau an und ſagten mit wachſendem Erſtaunen:

„Ein Viertel gebratene Gans!“
„Gebratene Aepfel!“
„Käſe!“
„Eine Flaſche verſiegelten Wein!!!“

Frau Badureau nahm dann das Wort und drückte ſich folgender Maßen mit einem abwechſelnd geheimnißvollen und gerührten Tone aus:

„Ich habe viel Unglück gehabt, doch nie das, meine Wohlthäter zu vergeſſen! Junger Mann, Sie ſind ebenſo wenig mehr Lithograph, als Mademoiſelle Blumenmacherin iſt. Sie ſind ein verkleideter polniſcher Fürſt, der die Tochter eines engliſchen Mylords, welcher ſo reich wie ein Cröſus, entführt hat, und Sie verbergen Ihre Liebſchaft in einer Manſarde Junger Mann! ich habe den Spaß heute Nacht verſtanden; die zweitauſend Franken, die Sie mir in meine Loge geworfen, waren eine Art, mir zu ſagen: „„Madame Badurean, warten Sie unſerer, und Sie werden gleichviel an jedem Ziele für Ihre Mühe erhalten.““ Das iſt abgeſchloſſen, junger Mann, Sie ſollen bedient werden als ein polniſcher Fürſt, was Sie ſind, denn Sie ſind nicht gemacht, um jeden Morgen für zwei Sous Milch aus einem Pfännchen wie die Katzen zu ſich zu nehmen! Hier iſt das Frühſtück, Sie werden das Mittagsbrod ſehen . . . Es kommen Auſtern, gedämpfte Kalbsnieren und . . .Huh . . . uhn!“

Es iſt unmöglich, anders die pomphafte Ausſprache von Frau Badureau, als ſie dieſes glänzende Mahl ankündigte, zu accentuiren. Sie fügte dann bei:

„Junger Mann, zählen Sie auf mich auf Leben und Tod. Doch ſtille.“

Frau Badureau zog ſich dann mit leiſen Schritten auf den Fußſpitzen zurück, drehte ſich um, indem ſie ihren Zeigefinger auf die Lippen legte, wie der Gott des Stillſchweigens, und verſchwand, während ſie wiederholte: „Doch ſtille.“

Kaum war die Portière weggegangen, als Gilbert, Anfangs ganz erstaunt, ein treuherziges Gelächter aufschlug und ausrief:

„Bei meinem Ehrenworte, Gilberte, wir sind verrückt!“

„Warum?“

„Wir vergessen, daß wir Alles können, was wir wollen.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Und die Korrigan? und die zweitausend Franken, die ich aus Spaß heute Nacht in das Nest der Badureau geworfen habe, welche mich in Betracht meiner Freigebigkeit für einen verkleideten polnischen Fürsten hält!“

„Ah! das ist bei meiner Treue wahr!“ rief Gilberte in die Hände klatschend. „Unsere Abenteuer heute Nacht müssen uns verdummt haben! Zum Glück haben sie uns nicht den Appetit genommen.“

„Ah! Bibi, wie gut sieht dieses Viertel Gans aus.“

„Ein Viertel Gans!“ versetzte Gilbert mit einer stolzen Verachtung, „pfui! pfui! geh doch! Ein Viertel Gans, während wir von der Korrigan verlangen können . . .“ Und den Kopf nach allen Seiten drehend: „Sind Sie da, Korrigan?“

„Ja,“ antwortete die sanfte Stimme.

„Du siehst wohl, die Korrigan ist da . . . und wir können . . .“

„Bah! bah!“ erwiederte Gilberte, welche, nachdem sie rasch zwei Messer und zwei eiserne Gabeln, glänzend wie Silber, geholt hatte, sich schon damit beschäftigte, für ihren Gilbert das Knäuschen von einem zarten, krachenden, goldgelben Brode abzuschneiden. „Ich will vor Allem wissen, was ich esse, und wenn ich mich aller der Gerichte erinnere, die man mir gestern zum Abendbrod in silbernen Schüsseln vorsetzte, so wüßte ich nicht einmal zu sagen, ob es Fisch oder Fleisch war. Höre Bibi, Du wirst wenigstens sicher sein, daß Du Gans issest.“

Hiernach bot Gilberte ihrem Manne das Knäuschen, auf welches sie ein appetitliches Stück Gansflügel legte, das sie sorgfältig mit weißem Salz bestreut hatte.

„Du hast im Ganzen Recht," versetzte Gilbert, kräftig anbeißend; „wir haben einen Tigershunger, wie der abscheuliche Schlemmer, Baron Poussard, sagte . . . Da ist Gans . . . Nun! so laß uns Gans essen, wir werden immer noch Zeit haben, alle Arten von Leckerbissen zu verspeisen, wenn uns die Lust ankommt."

„Hm! wie gut ist die Haut gebraten," rief Gilberte mit einem kleinen Beben der Lüsternheit, indem sie muthig mit dem Ende ihrer rosigen Finger ein Stück von der goldgelben Haut der Gans nahm und sie dann knarpelte, während Gilbert zu der unsichtbaren Fee sagte:

„Ach! liebe Korrigan, in welch einen abscheulichen Backtrog haben Sie uns, ohne es zu wollen (wir bezweifeln es nicht), geworfen, indem Sie uns nach unserem Willen in einen Marquis und eine Marquise verwandelten."

„Ihr habt befohlen," erwiederte die Stimme, „ich habe gehorcht."

„Oh! es ist kein Vorwurf, den wir Ihnen machen, gute kleine Fee," versetzte Gilberte; „wir glaubten, das höchste Glück bestehe darin, daß man vornehm sei; doch wir täuschten uns, das ist das Ganze."

„Und man wird uns, so wahr ich lebe, nicht mehr dabei erwischen, daß wir Marquis und Marquise sind!" fügte Gilbert bei, während er die roth gesiegelte Flasche entpropfte und das Glas füllte, das ihm und seiner Gilberte diente. Diese trank muthig drei Fingerhut voll puren Wein und gab dann das Glas ihrem Manne, der es auf einen Zug leerte; nachdem er sich die Lippen abgewischt, sagte Gilbert:

„Das ist ein kleiner Burgunder, den ich viel mehr liebe, als unsern Champagner in Eis heute Nacht. Was, Minette?"

„Ah! ſprich mir nichts mehr von dieſer entſetzlichen Nacht. Du würdeſt mir den Appetit benehmen, und ich ſpare ihn für die gebratenen Aepfel auf.“

„Ach! die Teufelsnacht! Ich ſchaudere noch . . . Brrrr!“

„Warum laßt Ihr Euch ſo bald entmuthigen?“ ſprach die Stimme der Fee. „Was beweiſt Euch, daß das Glück nicht in einer hohen Geburt und einem großen Vermögen beſteht? Ich habe Euch geſagt, der Marquis von Montlaur und ſeine Frau werden, ſie ihren Kummer, er ſeine Wunde überleben. Wollt Ihr nicht noch einmal in ihr Leben eintreten, ſo gibt es noch viele vornehme Leute, deren Stelle Ihr einnehmen könnt.“

„Ich danke, Korrigan! Wären Minette und ich durchaus genöthigt, zwiſchen dem Gewerbe einer Blumenmacherin und dem eines Lithographen oder der Stellung eines Marquis und einer Marquiſe zu wählen, ſo würde ich Ihnen vielleicht antworten: „„Korrigan, verſuchen wir es noch einmal mit der Vornehmheit.““ Doch es bleibt uns Muße für unſere neue Wahl, und unter uns geſagt: Gebrannte Kinder ſcheuen das Feuer.“ Dann reichte Gilbert ſeiner Frau die gebratenen Aepfel und ſagte: „Hier iſt der Nachtiſch von Minette; da ſie keinen Käſe ißt, ſo ſchneide ich ihn mir zu; ein gutes Gläschen Wein darauf und wir haben gefrühſtückt wie Könige.“

„Sprich doch, Gilbert,“ verſetzte die junge Frau wie eine Hauswirthin, welche über einen koſtſpieligen Verbrauch den Kopf ſchüttelt, „weißt Du, daß die Hälfte von unſerem vierpfündigen Laibe Brod darauf gegangen ſein wird?“ Und ſie verbiß vollends mit Appetit ihren letzten Apfel, ſtand auf und ſprach: „Ich will unſere Meſſer und unſere Gabeln putzen . . .“

„Korrigan,“ ſagte Gilbert abermals lachend, „hören Sie meine kleine Frau? Sie vergißt immer, daß ich

wenigſtens ein verkleideter Fürſt bin, und daß ſie die Tochter eines engliſchen Mylords iſt, wie es die Badureau behauptet. Minette ſpricht davon, daß ſie unſere Gabeln und unſere Meſſer putzen wolle."

„Es iſt wahr," verſetzte Gilberte, „ich vergeſſe unſere Macht. Doch gleichviel, es beluſtigt mich, unſere kleine Haushaltung zu beſorgen. Ich langweile mich vor Allem, wenn ich nichts zu thun habe."

Hienach trat die junge Frau in das Cabinet ein, wo man bald das leichte Knirſchen des Sandes auf dem Eiſen der Meſſer und Gabeln hörte.

„Was das Faulenzen betrifft, ſo geſtehe ich auch, daß mir das zum Sterben langweilig ſcheint, und wäre unſer Brod nicht am Ende unſerer Finger, ſo glaube ich, daß ich lieber gratis arbeiten, als müſſig bleiben wollte. Eine gut ausgefüllte Woche iſt wahrlich das Salz eines heitern Sonntags."

„Wackere Herzen!" flüſterte die Stimme der Fee. „Gute Herzen!"

„Sage doch, Liebchen," rief Gilbert, nachdem er einen Augenblick nachgedacht hatte, „eine Idee!"

„Laß hören," erwiederte Gilberte, immer im Cabinet mit dem Putzen ihrer Beſtecke beſchäftigt, „welche Idee?"

„Wir haben mit unſerer lieben Korrigan über die Wahl des neuen Standes zu ſprechen, in welchem wir unſer Glück ſuchen und diesmal ſicherlich finden werden. Willſt Du, daß wir uns (nur um unſere Zeit auszufüllen), ich an meinen Stein, Du an Deine Blumen ſetzen? Wir werden, wie gewöhnlich, während wir arbeiten, plaudern."

„Eine herrliche Idee," verſetzte freudig die Stimme von Gilberte, „oh! herrlich! Und für die Mühe werde ich Dich küſſen, wenn ich unſere Beſtecke vollends geputzt habe."

„Korrigan," ſagte Gilbert, indem er an den Tiſch

andere, wenn Du Dir genug Mühe geben willſt, daß er Dir auch gelingt."

„Bei Gott! ich glaube wohl, daß er mir gelingen wird, da wir Alles können, was wir wollen, und zum Beweiſe . . ." ſagte Gilbert, indem er den Kopf gegen ſeine Frau umwandte und ihr ſeine Stirne bot, „zum Beweiſe: ich will, daß mich Gilberte küßt."

„Es iſt geſchehen," erwiederte, die Stimme der Fee nachahmend, Gilberte, die ihrem Manne den Kuß gab. „Nicht wahr, liebe kleine Korrigan, es bedarf nicht Ihrer Macht, daß ich meinen Mann gern küſſe?" Dann ſchaute ſie nach ihrem Arbeitstiſche und fügte bei: „Nun ſchwöre ich, Bibi nicht mehr in ſeiner Arbeit zu ſtören."

„Und ich ſchwöre, Minette nicht zu zerſtreuen," verſetzte Gilbert. „Korrigan, laſſen Sie uns nun, wenn es Ihnen beliebt, ein wenig von unſern kleinen Angelegenheiten reden."

X.

Mit ihren gewöhnlichen Arbeiten beſchäftigt und jedes an ſeinem Tiſche ſitzend, unterhielten ſich Gilbert und Gilberte fortwährend mit der unſichtbaren Fee.

„Wir ſagten alſo, liebe Korrigan," ſprach Gilbert, indeß er ſorgfältig ſeine zarte Kreide ſchnitt, „wir ſagten alſo, wir haben genug an dem Stande eines Marquis und einer Marquiſe. Nicht wahr, Geliebte?"

„Ah! ich glaube wohl!"

„Meine Freunde," verſetzte die Stimme der Korrigan, „ich wiederhole Euch, die Verkettung der Ereigniſſe hat gewollt, daß Ihr in einem verhängnißvollen Augenblick *in das Leben* von Herrn und Frau von Montlaur *eintratet*."

„Und von dieſem Verhängniß wußten Sie nichts, liebe Korrigan, davon ſind wir überzeugt.“

„Ich kann Euch hierüber keine Antwort geben, denn ich bin beſtimmt, Euch zu gehorchen; doch es liegt nicht in meiner Gewalt, Euch zu rathen: Eurem Willen unterthan, erwarte ich den Augenblick, wo Ihr, weil Ihr keine Wünſche mehr habt, zu mir ſagen werdet: „„Gehe, Korrigan.““ Ohne Euch zu rathen, iſt es mir indeſſen erlaubt, Euch davon zu unterrichten, daß die Ereigniſſe dieſer Nacht im Allgemeinen nur eine Ausnahme im Leben der vornehmen Welt ſind.“

„Verzeihen Sie, Korrigan, wir wollen unterſcheiden, wenn es Ihnen beliebt,“ erwiederte Gilbert, während er zeichnete. „Laſſen wir die Drangſale der Leute der vornehmen Welt bei Seite, obſchon ich in dieſer verfluchten Nacht wüthend gelitten habe! Henker! wie zornig, wie gedemüthigt war ich, daß der Herzog von Saligny behauptete, meine Ahnen haben ihren Namen und ihren Titel geſtohlen! Ich glaube, das peinigte mich ebenſo ſehr, als meine eiferſüchtigen Empfindungen gegen den Herzog.“

„Und ich, Gilbert, ſiehſt Du, nein, nie wirſt Du begreifen können, welche Wuth ich gegen Dich hatte, als Du mich nöthigen wollteſt, Frau von Saint-Marceau einen Platz in meinem Wagen zu geben! Und das war noch nichts gegen die Bangigkeiten, gegen die Schrecken, die mir das entſetzliche Duell einflößte! Ohne Dich zu ſehr geliebt zu haben (wohlverſtanden, ich als Marquiſe Dich den Marquis), zitterte ich beinahe ebenſo ſehr für Dich, als für Herrn von Saligny. Ich hatte ihn nur aus Langweile, aus Mangel an Beſchäftigung geliebt, und dennoch wollte ich mit ihm fliehen. Ah! welche Nacht, mein Gott! ich ſchaudere, wenn ich nur daran denke.“

„Minette, ich antworte auch unſerer lieben Korrigan: Gut! ich gebe zu, es mag nicht allen vornehmen

Herren begegnen, daß ſie ſich in einem Salon ſchlagen und ſich mit ihrem Gegner durchbohren wie geſpießte Hühner . . . Einverſtanden! Sprechen wir nun ein wenig von den Vergnügungen der großen Welt, meine liebe Korrigan. Was Teufels! ich kenne ſie! Minette und ich, wir haben als Eigenthum das Hotel Montlaur, einen wahren Palaſt, gehabt. Sagten wir uns jeden Augenblick: „„Ah! Sapperment, wie glücklich ſind wir, daß wir ein ſo ſchönes Hotel beſitzen?““

„Oh! mein Gott, nein. Gewohnt, dieſes ſchöne Hotel zu beſitzen, dachten wir nicht mehr an ſeine Herrlichkeiten.“

„So viel alſo, was die Wohnung betrifft, liebe Korrigan,“ ſprach Gilbert. „Gehen wir zur Kleidung über: Blieben wir, Minette und ich, die wir uns rühmen konnten, wir ſeien wüthend gut angezogen, vor den Spiegeln ſtehen, um uns darin zu beſchauen und zu ſagen: „„Alle Sterne, wie ſchön ſind wir gekleidet!““ Fühlten wir uns behaglicher, als wir es ſind, wenn Minette am Sonntag ihr hübſches ſeidenes Kleid trägt und ich meinen feinen Ueberrock von Elboeuf, meine gefirnißten Stiefel und mein Stöckchen nicht zu rechnen?“

„Ah! ja wohl! ich bekümmerte mich etwas um meinen ſchönen Putz!! Denke Dir, Geliebter, als ich den alten Bedienten bewogen hatte, mir einen Wagen zu holen, um zum Herzog zu fahren, kehrte ich in mein Schlafzimmer zurück. Ich entließ meine Kammerfrauen, die mich erwarteten, um mich auszukleiden (ſie ſollten mich nicht weggehen ſehen), und zerriß mein ſchönes Gewand beinahe in Fetzen, ſo ſehr beeilte ich mich, die Kleider zu wechſeln, um zum Herzog zu fahren; ich warf dahin und dorthin auf den Teppich mein Diamantenhalsband, mein Diadem, meine mit Edelſteinen beſetzten Armſpangen, und mir ſcheint, ich hatte mitten unter meinen erſchrecklichen Bangigkeiten etwas wie einen Augenblick des Glücks, als ich mich in einem ganz einfachen

ſeidenen Kleide, mit einer Mantille und einem Hut von Sammet ſah, ſo ſehr laſtete mein Putz auf mir."

„Dies alſo, liebe Korrigan, was die Wohnung und die Kleidung betrifft; gehen wir zur Nahrung über: Sie werden mir ſagen, Minette und ich ſeien zu ſehr beängſtigt und gefoltert geweſen, um dem Souper Ehre anzuthun; das iſt wahr, doch man ſpeiſt am Ende nur einmal, und wenn man alle Tage in Eis abgekühlten Champagner trinkt, ſo muß man ſich endlich daran gewöhnen, wie an das Uebrige. Hätte ich nun auch zu Nacht gegeſſen mit der Gefräßigkeit des General Pouſſard (ich bitte, vergeſſen Sie nicht die Kolik dieſes gräßlichen Raufers, ſo oft er auf den Kampfplatz geht)."

„Dein Wunſch wird erfüllt werden," erwiederte die Stimme, „ſo oft er auf dem Kampfplatz geht, wird er die Strafe erdulden, die Du ihm zugedacht haſt."

„Das würde mir Luſt machen, ihn herauszufordern, um mich an ſeinem kläglichen Geſichte zu weiden," ſprach lachend Gilbert . . . „Ich ſagte alſo, Korrigan, wenn ich geſtern Abend auch wie ein Wehrwolf gegeſſen, wie ein Schwamm getrunken hätte, mein Durſt und mein Hunger wären nicht beſſer befriedigt geweſen, als ſie dieſen Morgen mit dem vortrefflichen Gansviertel der Mutter Badureau und ihrer feinen Flaſche Wein befriedigt wurden!"

„Ah! das iſt wahr, das Gansviertel war köſtlich, und die gebratenen Aepfel oh! wahrer Zucker!" verſetzte Gilberte, welche ſich ein wenig zurücklegte, um mit Befriedigung die Tulpe zu betrachten, die zwiſchen ihren geſchickten kleinen Fingern zu wachſen und zu blühen ſchien.

„Gehen wir nun zu den Vergnügungen der großen Herrſchaften über," ſagte Gilbert, „oh! ſie ſind ſehr artig, ich muß es ſagen. Herr von Bourgenil ſchlägt mir ein Rennen vor, bei welchem über fünf Gräben, drei Hecken und einen Fluß geſetzt werden ſoll. Ich dank-

für die Kleinigkeit! Vergnügungen, um ſich tauſendmal den Hals zu brechen! Was gibt es ferner noch? Ah! den Club, den man beſucht, um zu rauchen und ein Höllenſpiel zu ſpielen.“

„Was geſchieht dann?“ verſetzte Gilberte. „Die Frau bleibt allein, und aus Mangel an Beſchäftigung, weil ſie nicht weiß, wie ſie ihre Zeit zubringen ſoll, läßt ſie ſich den Hof machen, compromittirt ſich, und an einem ſchönen Morgen will ſie mit einem jungen Manne davonlaufen!“

„Sprechen Sie, liebe Korrigan, iſt das nicht mit geringen Unterſchieden das Leben der vornehmen Welt? Ich vermuthe es wenigſtens ſehr ſtark. Und was die Heirathen betrifft, gleichen ſie nicht meiſtens, abgeſehen von der tragiſchen Entwickelung, der Verbindung des Marquis und der Marquiſe: Gleichgültigkeit auf einer Seite und Coquetterie auf der andern.“

„Es iſt allerdings oft ſo,“ erwiederte die Stimme, „doch was liegt daran, ob dieſe Leute glücklich ſind?“

„Aber, Korrigan, hier ſteckt gerade der Knoten. Sind ſie glücklich?“

„Du biſt ein vornehmer Herr geweſen,“ erwiederte die Stimme. „Erinnere Dich und urtheile . . . Ueberdies gleichen ſich nicht alle Geſchicke; es gibt, wie ich Euch geſagt habe, meine Freunde, andere vornehme Leute, in deren Leben Ihr eintreten könnt. Welche Zukunft bereitet Euch dieſe neue Verwandlung? Ich vermöchte weder Euch davon zu unterrichten, noch es zu ändern . . . Ich wiederhole, meine Freunde, ich kann alle Eure Wünſche erfüllen, doch wenn Ihr andere Perſonen werdet, ſo ſeid Ihr den Zufällen ihres Geſchickes, was dieſe auch ſein mögen, unterworfen. Wählt alſo das Leben, das in Euren Augen am beneidenswertheſten iſt, und wenn es allen Euren Wünſchen entſpricht, ſo werdet Ihr zu mir ſagen: Gehe, Korrigan.“

„Ah! mein Gott!“ rief, ihre Arbeit unterbrechend,

Gilberte mit Bangigkeit, „ich denke jetzt erſt daran und bebe. Heute Morgen, liebe kleine Fee, als Gilbert durch ſeine Wunde dem Tode nahe war und ich meinem Kummer unterlag . . . würden wir alſo geſtorben ſein, wenn Sie nicht gekommen wären?“

„Arme Minette, Du haſt Recht,“ verſetzte Gilbert, auch ſeine Arbeit unterbrechend. „Und dann, wenn wir unſere Macht über die Korrigan dadurch verlieren, daß wir, wie ſie ſagt, in das Leben anderer Perſonen eintreten, ſo haben wir nicht einmal mehr die Hoffnung, unſere gute Fee zu rufen, um uns aus einem abſcheulichen Weſpenneſte, wie das heute Morgen, herauszubringen, da wir nicht mehr Gilbert und Gilberte, ſondern der Marquis und die Marquiſe waren.“

„Nein, Ihr konntet mich nicht rufen,“ ſprach die Stimme, „doch ich, ich bin gekommen und werde immer kommen, um Euch in einem gegebenen Augenblicke zu fragen, ob das Verhältniß, das Ihr gewählt habt, Eure Wünſche befriedige.“

„Ohne Vorwurf, liebe Korrigan, Sie wählten heute Morgen Ihren Augenblick ſonderbar. Wie konnte es ſich fragen, ob wir der Marquis und die Marquiſe zu ſein fortfahren wollten, in dem Moment, wo wir, jedes ſeinerſeits von Mißgeſchicken erdrückt, gleichſam mit dem Tode rangen!“

„Meine Freunde,“ ſprach ſanft die Stimme, „nicht wahr, meine Befreiung hängt von der völligen Befriedigung Eurer Wünſche ab?“

„Ja, Korrigan.“

„Und damit Ihr mir ſaget: Gehet müßt Ihr noch auf dieſer Welt leben, nicht wahr?“

„Das iſt klar.“

„Meine Freunde, ſo ſeltſam er Euch auch geſchienen hat und vielleicht noch ſcheinen wird, der Augenblick, den ich gewählt habe, und die, welche ich wählen werde, um Euch zu fragen, ob alle Eure Wünſche erfüllt ſeien,

befragt doch mich nicht über diesen Gegenstand, ich vermöchte Euch nicht zu antworten. Es genüge Euch, sicher zu sein, daß Ihr mich, welchen Stand und welches Verhältniß Ihr auch gewählt haben möget, und obgleich Ihr das Geschick erdulden und die Eindrücke der Leute empfinden müßt, in deren Leben Ihr eingetreten sein werdet, daß Ihr mich, sage ich, in einem gegebenen Augenblicke, möget Ihr mich nun gerufen oder nicht gerufen haben, bei Euch finden werdet, und daß meine Stimme Euch fragen wird: „„Sind Eure Wünsche erfüllt? Erlaubt Ihr mir, meinen Schwestern nachzufolgen?““

„Arme kleine Korrigan, seien Sie unbesorgt,“ versetzte Gilberte, „wir werden Sie nicht lange zurückhalten. Oh! nein! aus Unerfahrenheit hatten wir dies Mal schlecht gewählt! Was wollen Sie! alle Welt würde sich so getäuscht haben, wie wir: man sieht einen vornehmen Herrn und eine vornehme Dame, jung, schön, reich; ist nicht der erste Gedanke, der einem kommt, daß man sich sagt: Ah! ich möchte gern sein wie sie.“

Gilbert, welcher seit einigen Augenblicken nachdenkend und auf seinen Stein gebückt dasaß, hatte die Bewegung seiner Kreide unterbrochen; es herrschte tiefe Stille in dem Stübchen, und man hörte die ersten Tropfen eines Frühlingsregens die Fenster peitschen.

Plötzlich erhob Gilbert das Haupt und sagte zu seiner Frau:

„Du hast Recht, Minette, der Anschein hat uns bei unserer ersten Wahl getäuscht, doch es gibt Lebensverhältnisse, in deren Glück man sich unmöglich täuschen kann.“

„Welche, Bibi?“

„Gestern Abend, als ich Marquis war, weißt Du, welche Person unserer glänzenden Gesellschaft ich am meisten beneidete?“

„Von wem sprichst Du?“

„Von Georges Hubert, dem großen Dichter.“

„Er ſieht allerdings ſehr ſanft, ſehr liebenswürdig aus und ſcheint, trotz ſeines Genies, durchaus nicht ſtolz zu ſein; er hat lange mit mir geſprochen, und ich erinnere mich, zu ihm geſagt zu haben: „Wie glücklich müſſen Sie ſein, Herr Georges Hubert!““ Er erwiederte mir, das Geheimniß des Glückes beſtehe darin, daß man ſich keinen Illuſionen hingebe, daß man nie den Anſprüchen der Welt ſeinen Geſchmack, ſeine Neigungen, ſeine Gefühle, ſeine Pflichten opfere, und dieſes Geheimniß beſitze er.“

„Alle Sterne! wenn dieſer nicht wahrhaftig glücklich iſt, Minette, wer ſollte es dann ſein? Gerade geſtern, als Georges Hubert mit Dir plauderte, ſagte ich mit einem gedrängten Aerger zu mir ſelbſt: „„Ich bin vornehmer Mann, jung, nicht dumm, Herr eines ungeheuren Vermögens, in der Welt ſo gut geſtellt, als man es ſein kann; ich gebe dieſes prachtvolle Feſt, und dennoch ſind alle Blicke, alle Lobeserhebungen, alle Beſtrebungen für Herrn Georges Hubert. Er empfängt die Huldigungen mit einer Art von kalter Zurückhaltung, welche beweiſt, daß er dieſe Schmeicheleien entbehren könnte. Ich habe fünfmalhunderttauſend Livres Einkünfte.““ (Sprich doch, Minette, wir hatten fünfmalhunderttauſend Livres Einkünfte! . . . Welch ein Spaß)! „„Ich habe einen großen Namen, und dennoch, wenn man mich in einem Salon meldet, dreht Niemand den Kopf um, meldet man dagegen Herrn Georges Hubert, ſo ſuchen ihn Aller Augen, und man ſagt ſich leiſe: Hier iſt er! Hier iſt er! Der Einfluß dieſes Namens iſt überall derſelbe; ja, in unſeren Salons, bei dem Bürgerſtande und ſogar im Dachſtübchen der Griſette oder des Arbeiters, welche bei den Dramen von Georges Hubert geweint haben, erweckt dieſer Name bei Allen ein Gefühl der Bewunderung und der Sympathie. Ich bin in England, in Deutſchland, in Spanien, in Italien gereiſt, und überall

war es daſſelbe: immer der Name dieſes Georges Hubert! Es iſt grauſam, ſich das geſtehen zu müſſen; doch man mag der vornehmſte Herr Europas ſein, ſobald man ſich außerhalb ſeines Landes befindet, iſt man dem Publikum ebenſo wenig bekannt, als wenn man Hans oder Peter wäre, während der Name von Georges Hubert europäiſch iſt.““

„Nun wohl, mein Lieber, was Du von Herrn Georges Hubert dachteſt, dachte ich von Frau von Saint-Marceau; ich bemerkte, daß Du den Galanten bei ihr ſpielteſt, doch ſie flößte mir noch mehr Neid als Eiferſucht ein; ich erinnerte mich ihres Triumphes am vorhergehenden Tage in der italieniſchen Oper, wo ich in meiner Loge war. (Höre, Bibi: es ſcheint, wir hatten unſere Loge bei den Italienern?) Ich ſagte mir: „„Nein, nie habe ich einer ſolchen Huldigung beigewohnt: das war Wuth, Wahnſinn! Ich konnte mich ſelbſt nicht enthalten, Frau von Saint-Marceau meinen Blumenſtrauß zuzuwerfen! Nur eine Königin empfängt ſolche Huldigungen, und auch ſie nicht, denn die Huldigungen, die man einer Königin bezeigt, ſind oft eigennützig, erzwungen oder erkünſtelt, während nichts dieſe abgöttiſche Menge nöthigt, die große Künſtlerin in die Wolken emporzuheben. Ah! welch ein Unterſchied zwiſchen ihrem Leben und dem Leben von uns Frauen der Geſellſchaft, die wir keine andere Siege kennen, als die der Coquetterie, keine andern Vergnügungen, als die, welche man durch ein großes Vermögen erkauft! Und um das Maß ihres Glückes voll zu machen, hat dieſe Theaterdame, nachdem ſie durch ihr Talent ein bedeutendes Vermögen gewonnen, einen ausgezeichneten jungen Mann der Geſellſchaft geheirathet, der ſie ebenſo ſehr liebt, als er von ihr geliebt wird.... Wie glücklich iſt ſie, dieſe Frau von Saint Marceau, o wie glücklich!““ Ja, mein lieber Gilber, das ſagte ich mir mit einem ſehr böſen Gefühle von Neid. Beurtheile dann meinen Verdruß, meinen Zorn, als Du mich nö-

thigen wollteſt, dieſer Frau einen Platz in meinem Wagen zu geben."

„Mit einem Wort, Geliebte, Du beneideteſt Frau von Saint-Marceau ebenſo ſehr um ihre Lebensſtellung, als ich Georges Hubert um die ſeinige beneidete."

„Ah! mein Gott, ja!"

„Eine Idee! . . . Wie glücklich wäre ich, Dich von einer durch Dein herrliches Talent begeiſterten Menge mit Beifall überſchüttet, vergöttert zu ſehen. Welche Trunkenheit für mich, Gilberte, wenn ich mir ſagen würde: Es iſt meine Frau, welche dieſe Entzückungen verurſacht!"

„Ah! das iſt ſchlimm, Herr Bibi, ſehr ſchlimm!"

„Was denn?"

„Sie haben Minette ihren Gedanken geſtohlen, mein Herr! Ja, ſo eben wollte ich Dir ſagen: Wie glücklich, wie ſtolz wäre ich, wenn ich meinen Gilbert bewundert, mit Beifall überſchüttet ſehen würde, wie es Georges Hubert iſt! Erinnerſt Du Dich ſeines Dramas bei der Porte Saint-Martin: Antonia? Wir ſind an einem Sonntag in dieſes Theater gegangen. Welche Bewunderung flößte ſein Stück ein, obgleich es wenigſtens drei bis vier Jahre alt war! Und mit wie großer Begeiſterung ſprach man beim Ausgange vom Verfaſſer! Jeder rief: „„Welch ein genialer Mann! Wie kennt er die menſchliche Seele! Welch ein gutes, edles Herz muß er haben, um mit ſo viel Wahrheit die Schmerzen einer Mutter zu ſchildern! Und in dem Character vom Helden des Stückes, welcher Edelmuth, welche Größe! Man vermöchte nicht ſolche Perſonen zu ſchaffen, ihnen ſo bewunderungswürdige Gefühle zu leihen, ohne ſie ſelbſt zu hegen!""

„Und dann, erinnerſt Du Dich, Minette, jenes Herrn, der auf der dritten Gallerie bei uns ſtand? Er ſagte während eines Zwiſchenactes, er wohne in demſelben

Hause wie Georges Hubert. Mit welcher Begierde befragte man auch diesen Herrn. Man fragte nichts Anderes, als: „„Ist Herr Georges Hubert alt? — ist er jung? — ist er schön oder häßlich? — ist er braun oder blond? — groß oder klein?““

„Es ist wahr, dieser brave Mann wurde nur durch den Umstand, daß er im Hause des großen Dichters wohnte, eine Person von Bedeutung.“

„Wie glücklich waren wir, als wir an diesem Tage erfuhren, Georges Hubert sei ebenso gut, als er berühmt ist.“

„Das ist ganz einfach, meine Liebe; man freut sich immer, wenn man weiß, daß diejenigen, welche man bewundert, auch bewundert zu werden verdienen. Georges Hubert muß allerdings ein gutes Herz haben, denn heute Nacht, als ich mit ihm plauderte, war ich betroffen von dem rührenden Ausdrucke seines Gesichtes, da er mit mir vom Glücke von Frau von Orbeval und von Herrn von Baudricourt, diesem Liebespaare, sprach?“

„Was für ein Liebespaar ist dies?“

„Ein Herr und eine Dame, welche, in einander verliebt, entflohen, um frei und unbekannt in der Einsamkeit einer schönen Gegend zu leben. Das sind auch Liebende, deren Glück gesichert ist. Georges Hubert war ein Freund der Dame, und er sprach mit mir von der Glückseligkeit dieser zwei Liebenden mit einem solchen Zauber, daß mir seine Erzählung den Kopf verdrehte (es scheint, er war nicht sehr fest,) und diese Erzählung hat wenigstens ebenso viel als meine Eifersucht gegen Frau von Saint-Marceau zu meinem Entschlusse, mit Herrn von Saligny zu fliehen, beigetragen.“

„Nun! Minette wird diese große Künstlerin nicht mehr zu beneiden haben.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Wenn diese Ehe nicht glücklich ist, so darf man nicht länger suchen oder nie in seinem Leben rufen:

Gehe Korrigan! Treten wir in das Leben von Herrn und Frau von Saint-Marceau ein! Ah! Geliebte, wie ſtolz wäre ich, Dir Beifall zu klatſchen und mich an Deinen Triumphen zu weiden!"

„Was denkſt Du?"

„Ich thue etwas Beſſeres: ich verlange von der Korrigan, daß Du dieſe Sängerin biſt und daß ich ihr Mann bin."

„Nein, Gilbert, nein, mein Traum wäre, Dich an der Stelle von Georges Hubert zu ſehen. Wie glücklich und hoffärtig wäre ich!"

„O meine kleine Minette, ich bitte Dich, willige ein, Frau von Saint-Marceau zu ſein!"

„Nein, nein, Geliebter, Du wirſt Georges Hubert ſein; ich will Dich durchaus bewundern, das entſpricht mehr meinem Charakter, als bewundert zu werden; und dann ſcheint mir der Mann einer berühmten Frau . . . das iſt eine Rolle . . . kurz, eine höchſt alberne Rolle. Und ich will nichts von dieſer Rolle für meinen Gilbert, es iſt alſo beſchloſſen, Du wirſt Georges Hubert ſein, nicht wahr, Korrigan?"

„Eure Wünſche ſeien einhellig, und es wird geſchehen, was Ihr beſchließt," erwiederte die Stimme.

„Vor Allem, Minette," ſagte Gilbert, „Du weißt nicht, ob Georges Hubert verheirathet iſt."

„Das iſt wahr, ich weiß es nicht. Iſt Georges Hubert verheirathet, liebe kleine Korrigan?"

„Nein," antwortete die Stimme, „er iſt nicht verheirathet."

„Ah! ah!" verſetzte Gilbert mit triumphirendem Tone; „da wir uns zu ſehr lieben um uns zu trennen, ſo folgt hieraus, daß Du Frau von Saint-Marceau ſein wirſt."

„Alſo," ſagte Gilberte mit einem Seufzer des Bedauerns, „alſo Georges Hubert iſt nicht verheirathet, Korrigan?"

„Nein," erwiederte die Stimme, „doch dieſer gro-

Dichter hat eine Geliebte, und ihre edle Liebe gibt in keiner Hinsicht der von zwei Gatten nach, welche durch die zärtlichste Zuneigung mit einander verbunden sind."

„Hörst Du, Gilbert," rief die junge Frau freudig in die Hände klatschend, „Geliebter und Geliebte! . . . Wie gut das uns stehen muß, uns, die wir gar nicht wie verheirathet aussehen!"

„Doch . . ."

„Oh! ich bitte Dich inständig, schlage dies Deiner Minette nicht ab! Wünsche wie ich, daß wir Georges Hubert und seine Geliebte seien. Wie glücklich muß sie sein! einen so großen Dichter lieben und von ihm geliebt werden! Oh! gewähre mir, was ich von Dir verlange... theurer Bibi!"

„Was soll ich sagen," versetzte der gute Gilbert, „wenn Du mich zugleich Theurer und Bibi nennst, so habe ich kein Mittel der Abwehr mehr."

„Korrigan, Sie hören, Gilbert und ich, wir wollen Georges Hubert und seine Geliebte sein."

„Man gehorcht Euch," erwiederte die Stimme, „die Verwandlung wird sogleich vor sich gehen."

„Einen Augenblick Geduld," sagte Gilberte nachdenkend. Dann fügte sie bei: „Sprich, Geliebter, wenn wir bis morgen warten würden? Ich möchte gern mein Blümchen vollenden; diese Arbeit gefällt mir so sehr! Ich glaube, ich habe nie so viel Vergnügen an meinem Geschäfte gefunden, und dann regnet es in Strömen; wir sind so gut in diesem Stübchen! Bleiben wir in unserem Neste bis morgen; willst Du?"

„Oh! das ist eine Idee von Minette; es wäre mir auch nicht unangenehm, meine Zeichnung zu fördern. Das Bürschchen, das sich an den Hals des guten großen Hundes hängt, kommt wahrhaftig nicht schlecht, und Du wirst nicht eifersüchtig darauf sein, daß ich dem andern Knaben den Vorzug gebe. Ich bin wie Du, nie habe ihr Vergnügen an der Arbeit gefunden. Es regnet

in Strömen, es weht ein heftiger Wind, das macht es uns behaglich bei uns . . . ohne von dem trefflichen Mittagbrode zu reden, das uns die Badureau angekündigt hat . . .“

„Es . . . wird . . . Hu . . . uhn geben!“ ſagte Gilberte, welche mit einem ſchallenden Gelächter Frau Badureau nachahmte: „Und, bei meiner Treue, wenn es ſechs Uhr ſchlägt, wird mein Hunger ſo groß ſein als dieſen Morgen.“

„Gut, gut, wir machen ein artiges kleines Mahl, wir zünden ein Feuerchen in unſerem Ofen an, wir ſetzen unſer Geplauder bis um zehn Uhr fort, und dann gute Nacht, Geſellſchaft! Wie, Minette?“

„Korrigan, ſchauen Sie meinen Mann nicht an, wenn er ſolche Augen macht,“ ſagte die junge Frau zugleich lächelnd und erröthend, „Sie würden Angſt bekommen.“

„Ja, ja! doch Du ſagſt nicht zu unſerer lieben kleinen Korrigan, wie in Betreff der Witze: „„Korrigan, ich will, daß Gilbert mir nie mehr ſolche Augen mache.““

„Ah! ich glaube wohl,“ verſetzte Gilberte naiv; „und dann, ſiehſt Du Bibi, wenn Du mir ſolche Augen machſt, ſchauſt Du Deinen Stein nicht an, und Du verlierſt Deine Zeit.“

Unſere zwei jungen Leute vollendeten, ſo mit der kleinen unſichtbaren Fee plaudernd, ihr Tagewerk, Gilbert indem er an ſeiner Zeichnung, Gilberte, indem ſie an ihrer künſtlichen Blume arbeitete.

Der Regen fiel immer in Strömen, und ſein monotones mit den Windſtößen vermiſchtes Geräuſch ſchien dem jungen Ehepaare dieſe friedlichen, vertraulichen, wohl ausgefüllten Stunden noch ſüßer und raſcher zu machen.

Um ſechs Uhr trat Frau Badureau, ihrem Verſprechen getreu, majeſtätiſch mit dem Mittageſſen ein; eine Nachbarin, die ihr bei dieſer Veranlaſſung als Gehülfin

diente, folgte ihr. Das Programm übertreffend, bestand der Küchenzettel aus zwei Dutzend Austern, einer Schüssel mit gedämpften Kalbsnieren, einem gebratenen Huhn, einem Salat, einem Topfe mit eingemachten Früchten und einer Flasche versiegeltem Wein.

Auf ein geheimnißvolles Zeichen von Frau Badureau überschritt die Nachbarin die Schwelle der Wohnung nicht und verschwand, als die Schüsseln entweder auf den Ofen oder auf die Kaminplatte, welche so in ein Buffet verwandelt wurde, niedergesetzt waren.

„Wissen Sie, Frau Badureau, daß Sie ein ächter Blaustrumpf sind," sagte Gilbert, während seine Frau ein Licht anzündete und die Gedecke holte. „Das ist ein wahres Balthasarsmahl."

„Ah! junger Mann," erwiederte schwermüthig Frau Badureau, „ich hätte gern das Glück haben mögen, Ihnen ein polnisches Mahl vorzusetzen, doch ich kenne die Leckerbissen Ihres Landes nicht."

„Meines Landes . . . welches Land meinen Sie?"

„Es ist wahr, ich vergaß, daß Sie verkleidet sind. Nur stille!" sprach die Portière, und sie drückte ihren Zeigefinger auf die Lippen. „Oh! junger Fremder, ich würde eher sterben, als Ihre Liebschaft mit der Tochter des Mylord verrathen."

„Ich zähle darauf, Frau Badureau," erwiederte Gilbert ernst, „sonst käme der Mylord an der Spitze seiner schottischen Clans und würde Minette und mich trennen."

„Er sie von ihrem Polen trennen! Er hätte diese Frechheit! Wenn er es je wagte! . . . Alte Canaille von einem Mylord!"

„St! Badureau, meine Frau könnte Sie hören, und im Ganzen ist der Mylord ihr Vater."

„Das ist richtig! Man kann dergleichen Dinge von seinen Eltern denken, aber man darf sie nie laut sagen.

Stille! da kommt die Tochter von Mylord und bringt Ihre Gedecke," ſprach die Portière, als ſie Gilberte zurückkehren ſah. Dann wandte ſie ſich mit einem Zeichen des Verſtändniſſes an Gilbert und fügte ſchlau bei, als ob ſie ein angefangenes Geſpräch fortſetzte:

„Ja, junger Mann, der Marquis, Ihr Nachbar, der Eigenthümer von jenem herrlichen Hotel iſt dieſen Morgen halb maſſacrirt von einem Herzog, welcher geſtorben iſt, zurückgebracht worden."

„Ah! mein Gott! was erzählen Sie uns da, Frau Badureau?" erwiederte Gilbert mit einem verſtellten Erſtaunen; „der Marquis iſt halb maſſacrirt!"

„Ja, junge Leute, und er hat nur noch den Athem."

„Und die Marquiſe," fragte Gilberte, „dieſe hübſche, junge, ſo elegante Frau?"

„Um Gotteswillen, ſprechen Sie mir nicht von ihr, junge Leute, ſprechen Sie mir nicht von dieſem nichtsnutzigen Weibsbild!"

„Frau Badureau, ohne Ihnen einen Vorwurf zu machen . . . dieſer Ausdruck iſt ein wenig . . ."

„Ein wenig! . . . ſagen Sie nicht genug! Stellen Sie ſich vor, daß ſie die Urſache von allen dieſen Metzeleien geweſen iſt."

„Ah bah!"

„Junge Leute, ich bin in Folge der Unglücksfälle, die mir zugeſtoßen ſind, genöthigt, die Schnur zu ziehen, nie aber habe ich das Unglück gehabt, zu machen, daß der ſelige Badureau maſſacrirt worden iſt . . . weil . . ."

„Frau Badureau, wenn Sie mit uns von Ihren Unglücksfällen und dem ſeligen Badureau ſprechen, ſo werden Sie es dahin bringen, daß wir unſer Mahl mit unſern Thränen begießen," ſagte Gilbert, — „was ſehr bedeutend dieſe köſtliche Sauce mit kleinen Zwiebeln verderben würde."

„Ein Gedanke!" rief Gilberte freudig. „Mein

gute Frau Badureau," laſſen Sie uns heute Abend in's Theater gehen, ohne daß wir uns von unſerem Stübchen trennen.

„Ah! Liebe, Du hältſt Frau Badureau für eine Korrigan?"

„Korrigan! ... kenne nicht," verſetzte die Portière, „das iſt ohne Zweifel ein polniſches Wort. Ah! junge Leute, nehmen Sie ſich in Acht, bei einer Andern, als bei mir wären Sie verrathen! ... Stille!"

„Meine gute Frau Badureau," ſagte Gilberte mit ſchmeichelndem Tone, „Sie wiſſen, wo das Leſecabinet hier in der Nähe iſt? haben Sie die Güte, ſogleich dort Octavius zu verlangen."

„Octavius? .. wahrſcheinlich ein anderer verkleideter Pole. Ich fliege, um ihn zu holen. Nur bedenken Sie, daß dies vielleicht unvorſichtig iſt!"

„Oh! nein, Frau Badureau, Octavius iſt ein Komödienbuch: es iſt das letzte Drama von Georges Hubert, das man vor zwei Jahren gegeben und kürzlich mit dem größten Erfolge wieder aufgenommen hat!"

„Georges Hubert? Ah! der ruchloſe Menſch! wie hat er mich weinen gemacht in der Porte-Saint-Martin mit ſeinem Stücke Antonia!" ſagte die Portière. „Georges Hubert! Ah! junge Leute, das iſt mein Gott! ... ich bete ihn an ... und trotz meines Alters und meines Geſchlechtes, wenn ich ihm auf der Straße begegnete, bei meinem Ehrenworte ... ich würde ihm nachlaufen! Nun! im Ganzen bin ich Witwe vom ſeligen Badureau und kann frei ſchalten und walten.

„Frau Badureau, nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie ſich nicht compromittiren," verſetzte Gilbert; „wenn Georges Hubert das Geheimniß Ihres Herzens wüßte, er könnte es mißbrauchen."

„Ah! junge Leute, ich werde nie dieſes Glück haben!" erwiederte Frau Badureau, während ſie ſich gegen die Thüre wandte. „Ich fliege nach dem Leſecabinet und

hole Octavius. Haben Sie ihn zu Ende geleſen, ſo werden Sie ihn mir zukommen laſſen, damit ich ihn auch verſchlinge."

„Sieh in welchen Abgrund Du mich wirfſt, indem Du willſt, daß ich Georges Hubert ſein ſoll!" ſagte Gilbert heiter zu ſeiner Frau, nachdem die Portière weggegangen war. „Du ſetzeſt mich der Gefahr aus, daß mir die . . . Badureau nachläuft! . . . Und ſie kann frei ſchalten und walten!"

„Ah! Gilbert! welcher Ruhm für Georges Hubert, er wird, wie wir geſehen, in der höchſten Geſellſchaft empfangen und verdreht zugleich einer armen Portière den Kopf! . . . Wie allgemein wird dieſer geniale Mann verherrlicht! Wie ſtolz muß die Frau ſein, die ihn liebt. Oh! diesmal, mein Gilbert, werden wir zur Fee ſagen: Gehe, Korrigan! Und dann ſiehſt Du, wie das zur gelegenen Zeit kommt! . ."

„Was denn?"

„Geſtern in unſeren Salons (in unſeren Salons! . . .) habe ich ſagen hören, man gebe übermorgen ein Drama von Georges Hubert, der ſeit den zwei Jahren, die er in der Zurückgezogenheit lebte, nichts für das Theater geſchrieben hatte. Alle verſicherten, dieſes Drama ſei erhaben wie die anderen. Sieh alſo, wie ſich das gut findet! Dieſes Drama, das man mit Ungeduld erwartet, wirſt Du gemacht haben! Du wirſt in das Leben von Georges Hubert durch einen neuen Triumph eintreten, und ich, ich werde glücklich ſein!"

„Und ich werde ſtolz durch Dich ſein! es iſt mir, als ſähe ich Dich in einer Loge und hörte am Ende des Stückes das Publikum wahnſinnig Beifall klatſchen und den Verfaſſer herausrufen! . . . den Verfaſſer! . . . Du haſt Recht, Minette, diesmal werden wir ſagen können: Gehe, Korrigan!"

Das junge Ehepaar vollendete ſein Mahl, mit eben ſo viel ſtrahlender Hoffnung, als Neugierde über die

nahe bevorſtehende Metamorphoſe plaudernd. Als es Nacht geworden war, zündeten ſie ein Feuerchen in dem kleinen Ofen an, deſſen munteres Schnarchen mit dem Stöhnen des Windes und dem Geräuſche des außen fallenden Regens contraſtirte.

Frau Badureau brachte das Drama Octavius, und die zwei jungen Leute, welche einander gegenüber ſaßen, laſen abwechſelnd mit einer mit Begeiſterung gemiſchten Gemüthsbewegung dieſes bewunderungswürdige Werk, in welchem die tiefſten Gefühle des Herzens mit großer Macht in Relief gebracht waren; entzückt, electriſirt, die Augen von Thränen befeuchtet, das Herz pochend von verſchiedenen Bewegungen fanden Gilbert und Gilberte einen unendlichen Reiz in dieſem Leſen.

„Oh! mein Gilbert,“ ſagte die junge Frau, „welch eine Freude, zu denken, morgen werdeſt Du es ſein, der dieſe ſchönen Dinge geſchrieben hat, und mir habeſt Du ſie gewidmet, denn haſt Du nicht bemerkt, was auf die erſte Seite des Buches gedruckt iſt?“

„Nein . . . Was denn?“

„Schau': die achte Ausgabe dieſes Drama, gedruckt, als man es kürzlich wieder aufnahm, iſt einer Dame gewidmet. Ohne Zweifel kannte ſie Georges Hubert noch nicht, als man vor zwei Jahren Octavius zum erſten Male ſpielte.“

Man las in der That am Anfange des Buches eine alſo abgefaßte Widmung:

Gewidmet ***

Jetzt und immer!

Georges Hubert!

„Dieſe Madame Drei Sterne iſt ſicherlich ſeine Liebte,“ ſprach Gilberte. „Jetzt und immer! Das

will beſagen, er liebe dieſe Dame jetzt und werde ſie immer lieben. Doch wer kann Madame Drei Sterne ſein?“ Dann, nachdem ſie einen Augenblick nachgedacht hatte: „Liebe kleine Korrigan, wir kennen das Leben von Georges Hubert, ſein Genie, ſein gutes Herz genug, um nach ſeinem Geſchicke zu verlangen, denn wir ſind beinahe ſicher, daß wir darin unſer Glück finden werden. Doch von Madame Drei Sterne wiſſen wir nichts. Sie, die Sie Alles können, Korrigan, können Sie uns nicht über dieſe Dame belehren?“

„Minette hat Recht, man läuft ſonſt Gefahr, eine Katze im Sack zu kaufen, wie es uns bei unſerem Marquiſat begegnet iſt.“

„Die Zukunft ſoll unerforſchlich für Eure Augen ſein,“ erwiederte die Stimme. „Nicht daſſelbe iſt es bei der Vergangenheit . . . Ich werde Euern Wunſch befriedigen. Gerade zu dieſer Stunde fängt die Geliebte von Georges Hubert an die Erzählung ihres Lebens bis auf dieſen Tag zu ſchreiben. Wollt Ihr dieſe Erzählung leſen, während ſie dieſelbe niederſchreibt?“

„Gewiß, liebe Korrigan; doch wie ſollen wir das machen? Es iſt wahr, meine Frau und ich, wir haben Beide vortreffliche Augen. Beſitzen wir aber nicht eine Siebenmeilenbrille, ſo weiß ich nicht, wie wir . . .“

„Schau' auf den Schooß von Gilberte,“ erwiederte die Stimme.

Die zwei jungen Eheleute ſenkten gleichzeitig den Kopf, und die junge Frau gab einen kleinen Schrei der Verwunderung von ſich, als ſie auf ihrem Schooße ein Heft liegen ſah; ſie nahm daſſelbe, öffnete es und ſagte dann verdrießlich:

„Aber, Korrigan, es ſteht nichts auf dieſen Blättern!“

„Weil die Geliebte von Georges Hubert noch nicht

gute Frau Badureau," laſſen Sie uns heute Abend in's Theater gehen, ohne daß wir uns von unſerem Stübchen trennen.

„Ah! Liebe, Du hältſt Frau Badureau für eine Korrigan?"

„Korrigan! . . . kenne nicht," verſetzte die Portière, „das iſt ohne Zweifel ein polniſches Wort. Ah! junge Leute, nehmen Sie ſich in Acht, bei einer Andern, als bei mir wären Sie verrathen! . . . Stille!"

„Meine gute Frau Badureau," ſagte Gilberte mit ſchmeichelndem Tone, „Sie wiſſen, wo das Leſecabinet hier in der Nähe iſt? haben Sie die Güte, ſogleich dort Octavius zu verlangen."

„Octavius? . . wahrſcheinlich ein anderer verkleideter Pole. Ich fliege, um ihn zu holen. Nur bedenken Sie, daß dies vielleicht unvorſichtig iſt!"

„Oh! nein, Frau Badureau, Octavius iſt ein Komödienbuch: es iſt das letzte Drama von Georges Hubert, das man vor zwei Jahren gegeben und kürzlich mit dem größten Erfolge wieder aufgenommen hat!"

„Georges Hubert? Ah! der ruchloſe Menſch! wie hat er mich weinen gemacht in der Porte-Saint-Martin mit ſeinem Stücke Antonia!" ſagte die Portière. „Georges Hubert! Ah! junge Leute, das iſt mein Gott! . . . ich bete ihn an . . . und trotz meines Alters und meines Geſchlechtes, wenn ich ihm auf der Straße begegnete, bei meinem Ehrenworte . . . ich würde ihm nachlaufen! Nun! im Ganzen bin ich Witwe vom ſeligen Badureau und kann frei ſchalten und walten.

„Frau Badureau, nehmen Sie ſich in Acht, daß Sie ſich nicht compromittiren," verſetzte Gilbert; „wenn Georges Hubert das Geheimniß Ihres Herzens wüßte. er könnte es mißbrauchen."

„Ah! junge Leute, ich werde nie dieſes Glück haben!" erwiederte Frau Badureau, während ſie ſich gegen der Thüre wandte. „Ich fliege nach dem Leſecabinet und

hole Octavius. Haben Sie ihn zu Ende geleſen, ſo werden Sie ihn mir zukommen laſſen, damit ich ihn auch verſchlinge.“

„Sieh in welchen Abgrund Du mich wirfſt, indem Du willſt, daß ich Georges Hubert ſein ſoll!“ ſagte Gilbert heiter zu ſeiner Frau, nachdem die Portière weggegangen war. „Du ſetzeſt mich der Gefahr aus, daß mir die . . . Badureau nachläuft! . . . Und ſie kann frei ſchalten und walten!“

„Ah! Gilbert! welcher Ruhm für Georges Hubert, er wird, wie wir geſehen, in der höchſten Geſellſchaft empfangen und verdreht zugleich einer armen Portière den Kopf! . . . Wie allgemein wird dieſer geniale Mann verherrlicht! Wie ſtolz muß die Frau ſein, die ihn liebt. Oh! diesmal, mein Gilbert, werden wir zur Fee ſagen: Gehe, Korrigan! Und dann ſiehſt Du, wie das zur gelegenen Zeit kommt! . .“

„Was denn?“

„Geſtern in unſeren Salons (in unſeren Salons! . . .) habe ich ſagen hören, man gebe übermorgen ein Drama von Georges Hubert, der ſeit den zwei Jahren, die er in der Zurückgezogenheit lebte, nichts für das Theater geſchrieben hatte. Alle verſicherten, dieſes Drama ſei erhaben wie die anderen. Sieh alſo, wie ſich das gut findet! Dieſes Drama, das man mit Ungeduld erwartet, wirſt Du gemacht haben! Du wirſt in das Leben von Georges Hubert durch einen neuen Triumph eintreten, und ich, ich werde glücklich ſein!“

„Und ich werde ſtolz durch Dich ſein! es iſt mir, als ſähe ich Dich in einer Loge und hörte am Ende des Stückes das Publikum wahnſinnig Beifall klatſchen und den Verfaſſer herausrufen! . . . den Verfaſſer! . . . Du haſt Recht, Minette, diesmal werden wir ſagen können: Gehe, Korrigan!“

Das junge Ehepaar vollendete ſein Mahl, mit eben ſo viel ſtrahlender Hoffnung, als Neugierde über di-

nahe bevorstehende Metamorphose plaudernd. Als es Nacht geworden war, zündeten sie ein Feuerchen in dem kleinen Ofen an, dessen munteres Schnarchen mit dem Stöhnen des Windes und dem Geräusche des außen fallenden Regens contrastirte.

Frau Badureau brachte das Drama Octavius, und die zwei jungen Leute, welche einander gegenüber saßen, lasen abwechselnd mit einer mit Begeisterung gemischten Gemüthsbewegung dieses bewunderungswürdige Werk, in welchem die tiefsten Gefühle des Herzens mit großer Macht in Relief gebracht waren; entzückt, electrisirt, die Augen von Thränen befeuchtet, das Herz pochend von verschiedenen Bewegungen fanden Gilbert und Gilberte einen unendlichen Reiz in diesem Lesen.

„Oh! mein Gilbert," sagte die junge Frau, „welch eine Freude, zu denken, morgen werdest Du es sein, der diese schönen Dinge geschrieben hat, und mir habest Du sie gewidmet, denn hast Du nicht bemerkt, was auf die erste Seite des Buches gedruckt ist?"

„Nein . . . Was denn?"

„Schau': die achte Ausgabe dieses Drama, gedruckt, als man es kürzlich wieder aufnahm, ist einer Dame gewidmet. Ohne Zweifel kannte sie Georges Hubert noch nicht, als man vor zwei Jahren Octavius zum ersten Male spielte."

Man las in der That am Anfange des Buches eine also abgefaßte Widmung:

Gewidmet ***

Jetzt und immer!

Georges Hubert!

„Diese Madame Drei Sterne ist sicherlich seine Geliebte," sprach Gilberte. „Jetzt und immer! Das

will beſagen, er liebe dieſe Dame jetzt und werde ſie immer lieben. Doch wer kann Madame Drei Sterne ſein?“ Dann, nachdem ſie einen Augenblick nachgedacht hatte: „Liebe kleine Korrigan, wir kennen das Leben von Georges Hubert, ſein Genie, ſein gutes Herz genug, um nach ſeinem Geſchicke zu verlangen, denn wir ſind beinahe ſicher, daß wir darin unſer Glück finden werden. Doch von Madame Drei Sterne wiſſen wir nichts. Sie, die Sie Alles können, Korrigan, können Sie uns nicht über dieſe Dame belehren?“

„Minette hat Recht, man läuft ſonſt Gefahr, eine Katze im Sack zu kaufen, wie es uns bei unſerem Marquiſat begegnet iſt.“

„Die Zukunft ſoll unerforſchlich für Eure Augen ſein,“ erwiederte die Stimme. „Nicht daſſelbe iſt es bei der Vergangenheit ... Ich werde Euern Wunſch befriedigen. Gerade zu dieſer Stunde fängt die Geliebte von Georges Hubert an die Erzählung ihres Lebens bis auf dieſen Tag zu ſchreiben. Wollt Ihr dieſe Erzählung leſen, während ſie dieſelbe niederſchreibt?“

„Gewiß, liebe Korrigan; doch wie ſollen wir das machen? Es iſt wahr, meine Frau und ich, wir haben Beide vortreffliche Augen. Beſitzen wir aber nicht eine Siebenmeilenbrille, ſo weiß ich nicht, wie wir ...“

„Schau' auf den Schooß von Gilberte,“ erwiederte die Stimme.

Die zwei jungen Eheleute ſenkten gleichzeitig den Kopf, und die junge Frau gab einen kleinen Schrei der Verwunderung von ſich, als ſie auf ihrem Schooße ein Heft liegen ſah; ſie nahm daſſelbe, öffnete es und ſagte dann verdrießlich:

„Aber, Korrigan, es ſteht nichts auf dieſen Blättern!“

„Weil die Geliebte von Georges Hubert noch nicht

zu ſchreiben angefangen hat," erwiederte die Fee. „Doch nun müßt Ihr leſen."

Gilberte, welche das Heft hielt, ſah in der That Buchſtaben ſich bilden, als ob eine unſichtbare Hand ſie geſchrieben hätte, und las laut:

Geſchichte eines jungen Mädchens.

„Welch ein Glück!" rief Gilberte, „das Leſen dieſer Erzählung wird unſern Abend auf eine reizende Art beſchließen, und ich werde doch wenigſtens wiſſen, wie ich ſein ſoll, da ich morgen die von Georges Hubert ſo ſehr geliebte Madame Drei Sterne ſein werde."

Unſere zwei jungen Leute laſen folgende Erzählung, ſo wie ſie eine unſichtbare Hand vor ihren Augen ſchrieb.

XI.

Gilberte fing alſo an zu leſen, wie folgt:

Geſchichte eines jungen Mädchens:

„„Louiſe verlor noch als ein Kind ihre [illegible] und wurde nie von ihrem Vater geliebt. In [illegible] gend in eine Koſtſchule geſchickt, ſchüchtern [illegible] tief empfänglich für Eindrücke, hartnäckig in [illegible] ſchlüſſen, die Lüge verachtend und die Offen[illegible] bis zur Unart treibend, wenn die Artigkeit [illegible] hot, ſuchte Louiſe unter ihren Mitſchülerin[illegible] end die Einſamkeit und hatte keine F[illegible] Herz war indeſſen weder ſelbſtſüchtig, [illegible] oh! nein, durchaus nicht! Doch aus Furcht [illegible] nbändige Offenherzigkeit Jemand zu betrüben, [illegible] auch, ihre Zuvorkommenheiten zurückzuw[illegible]

ſehen, konnte ſich Louiſe nicht entſchließen, den erſten Schritt zu thun und ſich um die Zuneigung ihrer Gefährtinnen zu bewerben, und Niemand bewarb ſich um die ihrige. Warum hätte man ſich auch darum bewerben ſollen?

„„Louiſe bot durch ihren Charakter und ihren Geiſt nichts Anziehendes: ſchweigſam und verſchloſſen, zeigte ſie ſich äußerſt empfindlich. Beinahe immer ſchlecht oder lächerlich gekleidet, denn ihr Vater, der ſie nicht liebte, beauftragte mit dem Ankaufe ihrer Kleider eine alte Magd des Hauſes; unvermögend, ihren Gefährtinnen kleine Geſchenke anzubieten oder mit ihnen jene Leckereien zu theilen, mit denen die Liebe der Eltern gewiſſe Kinder überhäuft, unbeliebt bei den Lehrerinnen, weil ſie ſich bei den geringſten Ungerechtigkeiten empörte, floh Louiſe die Spiele ihres Alters und zog die Einſamkeit und die Lecture denſelben vor: die Lecture, welche ihre Seele ganz in Anſpruch nahm und ſie den Kummer, daß ſie ſo jung ihre Mutter verloren und in ihrem Vater nur Gleichgültigkeit oder Abneigung gefunden, vergeſſen ließ.““

„Armes Mädchen! ſagte Gilbert, Gilberte unterbrechend, welche las, ſo wie die unſichtbare Hand ſchrieb, „ſie intereſſirt mich ſchon, obgleich ſie ſich meiner Anſicht nach ein wenig mu ck iſ ch zeigt. Was denkſt Du davon, Minette?“

„Mich intereſſirt ſie auch; eine mutterloſe Waiſe, hat ſie einen ſchlechten Vater, das iſt ſo traurig! Doch laß mich fortfahren: ſieh, die Buchſtaben werden raſcher geſchrieben, als wir ſie leſen.“

„„Noch ſehr jung, fühlte Louiſe eine Art von leidenſchaftlicher Dankbarkeit gegen diejenigen, welche, begabt mit dem Talente, zu ſchreiben, durch die Natur ihrer Werke den Geiſt anzuziehen und das Herz zu befriedigen wußten.

Der Verfaſſer von jedem Buche, das ihr gefiel, wurde für ſie ein unbekannter Freund; je mehr ſie heranwuchs, je mehr ihr Geiſt ſich entwickelte, deſto mehr ſchätzte, bewunderte Louiſe jene geheimnißvolle und wohlthätige Macht des Schriftſtellers, der Tauſenden von Zuſchauern oder Leſern unbekannt, doch täglich mit ihnen im Verkehr ſteht, ſie bewegt, erſchreckt, bezaubert oder rührt, gleichſam Beſitz ergreift von ihrer Seele, deren zarteſte Fibern er beben läßt, und der häufig einen entſcheidenden Einfluß auf ihr Schickſal dadurch erlangt, daß er ſie mit ſeinen Grundſätzen und Gedanken durchdringt!“

„Was ſie da ſagt, iſt ſehr wahr,“ fügte Gilbert bei; „und wie ruhmvoll iſt das für den Schriftſteller!“

„Man darf ſich auch gar nicht wundern, daß ſich Louiſe bei einer ſolchen Geſinnung in Georges Hubert verliebt hat.“

„Das werden wir ohne Zweifel ſehen. . . Doch mittlerweile kann man ſagen, daß dieſe zwei Liebenden wirklich für einander geboren waren.“

„In dieſer Hinſicht fängt das gut an.“

„Fahre fort, Minette, Du wirſt mich darauf aufmerkſam machen, wenn Du müde biſt.“

„„Louiſe verließ mit ſechzehn Jahren die Koſtſchule, um das Haus ihres Vaters zu beaufſichtigen und zu leiten, um mit einem Worte ſeine erſte Magd zu ſein. In dieſe Pflichten, die Louiſe mit Glück bei einem liebenden und geliebten Vater erfüllt hätte, fügte ſie ſich als in eine der Nothwendigkeiten ihrer traurigen Lage, und ſie entſprach denſelben nach ihren beſten Kräften, nicht aus kindlicher Zuneigung, ſondern in Folge der Redlichkeit, mit der ſie bei allen Dingen zu Werke ging. Waren dann ihre Functionen als Haushälterin beendigt, hatte ſie über ihre Zeit durch die häufigen Abweſenheiten ihres

Vaters, den ſeine Geſchäfte oft von Hauſe entfernt hielten, zu verfügen, ſo konnte ſie ſich in ihrer Einſamkeit ihrem Lieblingsgeſchmacke hingeben: die benachbarte Stadt beſaß ein Leſecabinet mit einer ziemlich vollſtändigen Bibliothek.

„„Ohne Führer bei der Wahl ihrer Bücher kannte Louiſe nur zwei Arten derſelben: die guten und die ſchlechten.

„„Gute . . . waren die Bücher, die ſie intereſſirten und, unter welcher Form es auch ſein mochte, in ihr erhabene, edle Gefühle erweckten, ihre inſtinctartige Liebe für das Gerechte und Gute und ihre Abneigung gegen das Böſe und Ungerechte verdoppelten.

„„Schlechte . . . waren ohne Gnade und Barmherzigkeit die Bücher, welche ſie langweilten.““

„Und Mademoiſelle Louiſe hatte ſehr Recht,“ ſagte Gilbert. „Alles, was nicht unterhaltend iſt, iſt langweilig . . . Dabei bleibe ich.“

„Ich möchte wohl wiſſen, ob ſie ſchon zu dieſer Zeit die Werke von Georges Hubert kannte.“

„Welche Ungeduld iſt doch Minette! Wir werden das ſogleich erfahren.“

„Du haſt Recht, leſen wir weiter.“

„„Louiſe lebte ſo einige Monate weder glücklich noch unglücklich; abgeſehen von der Sorge, welche ſie für das Hausweſen ihres Vaters trug war ſie, ſo zu ſagen, nicht von dieſer Welt; — ihre Seele und ihr Geiſt ſchweiften beſtändig in den Räumen umher, in welche ſie ihre Lieblingsſchriftſteller führten.

„„Louiſe täuſcht ſich indeſſen, wenn ſie ſagt, ſie ſei nicht unglücklich geweſen. Sie will nicht von der Härte und Kälte ihres Vaters gegen ſie ſprechen. Nein, es gibt Charaktere, die ſo beſchaffen ſind, daß man ihnen beinahe Dank weiß für den Widerwillen, den ſie uns bezeigen. Nein, Louiſe betrübte ſich nicht über die väterliche Ab-

neigung, aber sie konnte nicht ohne Angst jede Woche einen gewissen Donnerstag kommen sehen, den ihr Vater gewählt hatte, um seine Freunde zu empfangen und ihnen eines von jenen endlosen Mittagsmahlen zu bieten, welche zu den Gewohnheiten der Provinz gehören. (Louise wohnte in der Provinz in der Nähe einer ziemlich großen Stadt).

„„Der Vater von Louise hatte bei der Administration des Heeres gedient, — vollkommen friedliche Functionen, die ihn immer von den Schlachtfeldern fern gehalten; er gefiel sich aber darin, soldatische Erinnerungen zu affectiren, die er in einem Kasernenjargon ausdrückte, der nach seiner Ansicht ganz geeignet war, seinen Gästen eine hohe Meinung von seinen militärischen Erlebnissen zu geben, und er führte immer zur Unterstützung dessen, was er erzählte, einen von seinen alten Waffengefährten, genannt der General Poussard, an.““

„Ah!“ sagte Gilbert, „das ist ein ganz seltsames Zusammentreffen. Der Vater von Louise kannte den gefräßigen Raufer, dem ich eine Kolik gegeben habe!“

„Der Vater von Louise hatte da keine ausgezeichnete Bekanntschaft; doch ich lese weiter:

„„Während dieser Donnerstage beklagenswerthen Andenkens mußte Louise fünf Stunden lang zuhören, wie sich ihr Vater in wahrscheinlich übertriebenen Erzählungen von mörderischen Schlachten, von Städten, die man in Brand gesteckt, geplündert, allen Greueln der Erstürmung preisgegeben, gefiel. Es waren Geschichten von unglücklichen Völkern, welche ihren Boden, ihre Religion, ihren Herd heldenmüthig vertheidigten, aber erdrückt durch die Ueberzahl oder durch eine unwiderstehliche Tapferkeit genöthigt waren, die Schmach der Eroberung zu erdulden, welche sahen, wie der Fremde sich mit allem Hohn als Herr und Gebieter in ihr Haus setzte, wie er ihre Frauen und Töchter erröthen machte,

seine Kriegsrosse unter Ernten befruchtet durch zahllose Arbeiten weiden ließ und sich in seiner Trunkenheit damit belustigte, daß er armes Vieh, die Freude, den Stolz und das Vermögen des Landmanns, niedermetzelte!'"

„Man sollte glauben, man sähe den General Pouffard," sagte Gilbert; „wie mußte dieser Vieh und Geflügel niedermetzeln, nur um die Todten zu verschlingen . . . der Schlemmer!"

„Dafür stehe ich Dir! Doch ich fahre fort; ich liebe ungemein den Charakter von Louise, er scheint mir originell zu sein," sprach Gilberte.

Und die junge Frau las weiter:

„„Louise will glauben, daß die Erzählungen ihres Vaters übertrieben waren; es lag ihm ohne Zweifel daran, sich als siegreicher Kriegsmann vor den geblendeten Augen seiner wohlwollenden Freunde aufzupflanzen; nichtsdestoweniger bekam Louise, während sie der Uebertreibung bei diesen kläglichen Eroberungsgeschichten, deren Grund reell war, einen Theil zur Last legte, Louise bekam eine seltsame Abneigung gegen einen Ruhm, der sich für den Menschen, welcher ihn verfolgt, darin zusammenfaßt: tödten oder getödtet werden. Hat Gott nur, um zu tödten oder getödtet zu werden, seinen Geschöpfen den göttlichen Verstand zugeschieden, der sie dem Schöpfer nähert?

„„Louise verweilt so lange bei diesen unglücklichen Donnerstagen, weil das, was sie an diesen Tagen sah, hörte, ihren Abscheu gegen den Cultus der Gewalt verdoppelnd, den religiösen Cultus vermehrte, den Louise dem Verstande gewidmet hatte . . . Der Verstand, eine göttliche Gabe, durch die der Mensch der Größe Gottes theilhaftig ist!

„„Wenn Louise die Tafel ihres Vaters in dem Augenblick verließ, wo seine Freunde und er ihre Pfeifer

stopften und, während sie tolle Lieder sangen, die Flasche von Hand zu Hand kreisen ließen, kehrte sie auch in ihr Zimmer zurück, und hier fand sie mit einem unaussprechlichen Glücke die Bücher wieder, die ihre Einsamkeit bezauberten. Mit welcher frommen Sammlung dachte sie dann an den wundervollen und fruchtbaren Einfluß dieser unsterblichen Genies, die den Geist der Menschen entzücken, ihre Seele vergrößern, erheben, sie bessern und endlich das entwickeln, was das Heiligste in uns ist: den Verstand.

„„Diese Genies, dachte Louise, sie wissen auch in ihrem Jahrhundert und in den zukünftigen Jahrhunderten Millionen von Unterthanen zu erobern! Doch diese Eroberung, diese anbetungswürdige Herrschaft der Souveränetät des Geistes macht keine andere Thränen fließen, als die der Rührung oder der Bewunderung.

„„Oh! kommt! sagte Louise, kommt zu mir, Ihr schönen, reinen Genies mit der von einem wahren Ruhme strahlenden Stirne! Kommt Ihr, deren Triumphe die Freude, der Stolz, die heilsame Lehre der Menschheit sind! Eine Feder, ein paar Tropfen Tinte, ein Blatt Papier, das sind Eure Waffen! Und Eure Eroberungen sind unvergänglich, und alle Herzen gehören Euch, und Euer erhabener Name wird, durch die Jahrhunderte hinziehend, von Zeitalter zu Zeitalter mit Liebe und Ehrfurcht begrüßt!

„„Dies waren die Gefühle von Louise, als ein scheinbar kindischer Vorfall über ihr Geschick entschied.

„„Eines Tages befanden sich unter den Büchern, welche sie vom Lesecabinet erhielt, die Werke von Georges Hubert.

„Ah! endlich tritt Georges Hubert in Scene," sagte Gilbert, „und man muß gestehen, nicht wahr, Minette? Mademoiselle Louise war tüchtig vorbereitet auf das Zusammentreffen."

„Oh! ja, und das begreift sich. Ganz all
bend, ohne von irgend Jemand geliebt zu sein, be
den Geist an, und so mußten die Werke von G
Hubert einen großen Eindruck auf sie machen. Ich
auch vor Begierde, zu erfahren, was aus diesen B
die sie durch Zufall erhält, entspringen wird."

„Bist Du nicht müde, zu lesen?"

„Nein, nein, höre."

„„Louise kannte dem Rufe nach George
bert.

„„Man hatte in der benachbarten Stadt mi
ßem Erfolge mehrere von seinen in Paris gefe
Schauspielen aufgeführt, doch da der Vater von
diese nie in's Theater führte, so waren ihr die dr
schen Werke ihres großen Dichters unbekannt,
auch eine Sammlung von Gedichten und ein
Buch betitelt: Gedanken eines ehrlichen
nes.

„„Diese (bis auf den Tag ihrer Veröffentl
vollständigen Werke waren geschmückt mit dem P
des Verfassers und einem Facsimile seiner Hand
Louise war sehr erfreut darüber, daß sie das P
dieses berühmten Mannes besaß; doch in einer se
Phantasie besaß sie den Muth, sein Bild nicht
schauen, bevor sie seine Werke gelesen.

„„Diese Phantasie hatte eine der Manie
Louise zum Grunde: sie gefiel sich darin, in ihrem
nach dem Charakter der Werke die Physiognomi
Schriftsteller, die sie las, zu bilden. Sie wollt
die Prüfung erfahren, ob diesmal ihre Einbildun
mit der Wirklichkeit im Einklange stehe.

„„Louise las wieder und wieder mit einer un
lichen Gierde die Werke von Georges Hubert, G
spiele, Gedichte und Prosa. Es wäre ihr unmöglich,
drücken, was sie von Bewunderung, Begeisterung un

furcht bei dieſer Lecture empfand, — ja ihre Begeiſterung vermiſchte ſich mit Ehrfurcht.

„„Der Mann, der fähig war, ſich ſo viel herrliche Schöpfungen entſtrömen zu laſſen, mußte durch den Adel, durch die Erhabenheit ſeines Charakters die Ehrfurcht Aller verdienen. Beſonders in dem unter ſeinem zugleich beſcheidenen und würdigen Titel: Gedanken eines ehrlichen Mannes, erſchienenen Buche glaubte Louiſe ihr ſich ganz und gar die Seele von Georges Hubert öffnen zu ſehen. Auf jeder Seite fühlte man gleichſam die Schläge eines feſten, edlen, warmen Herzens; nie wurde das Schöne, das Gerechte, das Redliche in einer überzeugteren Sprache verherrlicht. Beobachtungen von einem tiefen Scharfſinn, Gefühle von außerordentlicher Zartheit oder von einer ſtrahlenden Erhabenheit, unerſchütterlicher Glaube an die großen Pflichten des Menſchen gegen den Menſchen, rührende Milde gegen die Schwachen, die Unwiſſenden und die Enterbten; einfache, klare, heilſame Lehren, treffliche Früchte einer langen Ausübung des Guten, das war dieſes kleine Buch; es enthielt eine ganze Philoſophie, und ſeine Leſung konnte und mußte, wie es Louiſe ſpäter erfuhr, die Böſen beſſern und die Guten noch beſſer machen.““

„Ei! das ſetzt mich gar nicht in Erſtaunen,“ unterbrach Gilbert ſeine Frau. „Minette, erinnerſt Du Dich jener Dame, welche bei der Vorſtellung von Antonia bei uns ſaß und bei der Entwickelung weinend vor Rührung, wie wir auch weinten, zu Dir ſagte: „„Würden Sie glauben, Madame, ich bevorzugte eines von meinen Kindern, doch nachdem ich in dieſem Drama geſehen, welche entſetzliche Folgen eine ungerechte Bevorzugung herbeiführen kann, bin ich, das ſchwöre ich Ihnen, für immer geheilt!““

„Das iſt wahr, und nichts nöthigte doch dieſe

Dame, uns ein ſolches Geſtändniß zu machen, wenn nicht die Wirkung, welche auf ſie das Schauſpiel von Georges Hubert hervorbrachte. Ich wundere mich auch gar nicht über das, was Louiſe von dem Einfluſſe ſagt, welchen ſpäter auf ſie dieſes Buch geübt hat. Wie begierig bin ich, zu erfahren, ob ſie richtig erräth, wenn ſie ſich das Portrait von Georges Hubert vorſtellt!"

„Ich theile Deine Ungeduld und ſage mir: Das iſt doch drollig! Morgen wird es meine Gilberte ſein, welche Alles das, was wir zu dieſer Stunde leſen, ſo wie es die unſichtbare Hand unter unſern Augen ſchreibt, gedacht, empfunden und geſchrieben hat."

„Ah! biſt Du verrückt, Geliebter?"

„Wie! wenn ich Georges Hubert werde und Du wirſt Louiſe, — unter uns geſagt, das ſcheint mir ganz dieſe Wendung zu nehmen, — wird dann nicht Alles das, was Louiſe begegnet iſt, Dir begegnet ſein?"

„Es iſt wahr, ich dachte nicht hieran. Mein Gott! wie beluſtigend iſt es, ſeine Zukunft in verkehrter Richtung zu leſen! Ich fahre raſch fort:

„Louiſe bedurfte auch eines gewiſſen Muthes nach dem Leſen dieſes kleinen Buches, ſowie der Dramen und der Gedichte von Georges Hubert, um der glühenden Luſt, die Züge des Schriftſtellers zu betrachten, deſſen Genie ſie entzückte, zu widerſtehen. Bei jedem tiefen oder reizenden Gedanken, bei jedem Rufe des Herzens, bei jedem durch eine göttliche Sprache verdolmetſchten Aufſchwung der Seele ſtarb Louiſe vor Verlangen, zu dem an der Spitze des erſten Bandes befindlichen Portrait zu eilen, doch ſie wußte der Verſuchung zu widerſtehen und gab erſt nach, nachdem ſie die Werke des Dichters mit jenem doppelten Vergnügen geleſen, das man empfindet, wenn man eine reizende Landſchaft, deren Anblick einen tiefen Eindruck auf uns hervorgebracht hat, abermals durchwandert. Dann erſt ſchätz-

man, genießt man mit Muße tausend Schönheiten, tausend Einzelnheiten, die sich beim ersten Anblick in der Größe des Gesammtwesens verloren haben.

„ Nachdem sie ihre Lesung beendigt, schloß Louise das Buch, sann lange nach und sagte zu sich selbst: Georges Hubert muß dreißig bis sechsunddreißig Jahre alt sein; nur ein Mann von diesem Alter kann die tiefe Kenntniß des menschlichen Herzens besitzen, welche die großen Werke dieses Dichters auszeichnet; der Ausdruck seiner Physiognomie muß ernst und nachdenkend, geistreich und wohlwollend sein.

„„Ernst und nachdenkend, weil dies der Charakter ist, den seinen Zügen die Gewohnheit der Arbeit und des Nachsinnens einprägen mußte.

„„Geistreich, weil der Geist in den Dialogen gewisser Personen in seinen Dramen sprüht.

„„„Wohlwollend endlich, weil seine Seele sich bei jedem seiner Gedanken eines ehrlichen Mannes offenbart, und weil Georges Hubert wesentlich gut sein muß . . . mit jener himmlischen Güte, welche in den Augen Gottes den einfältigen Menschen zu der Höhe des Mannes von Genie erhebt, dessen Macht sie verdoppelt.

„„„Louise hob mit einer gewissen Unruhe langsam das weiße Seidenpapier auf, durch das unbestimmt das Bild des Dichters erschien; hätten der Ausdruck und der Charakter dieses Portraits nicht dem Bilde entsprochen, das sie träumte, so würde Louise, sie gesteht es, eine peinliche Enttäuschung empfunden haben. Wie groß war daher ihre Freude, als sie, so wie sie das durchsichtige Blatt aufhob, ein junges und edles Gesicht erscheinen sah, dessen männliche Festigkeit sich mit der Milde und der Sanftmuth paarte.

„„„Wie lange blieb Louise in diese Betrachtung versunken? Sie weiß es nicht, doch als die Nacht gekommen war, betrachtete sie noch das Portrait von Georges

Hubert, oder ſie betrachtete vielmehr Georges Hubert ſelbſt, denn von einer Art von Sinnentäuſchung erfaßt, glaubte ſie dieſes Bild ſich beleben, das Colorit des Lebens an die Stelle der dunklen Tinten des Stiches treten, die nachdenkenden Augen in ihrer Höhle, ſich auf ſie heftend, glänzen und den friſchrothen Mund voll Güte ihr zulächeln zu ſehen.“

„Ah! deſto beſſer,“ ſagte Gilberte, „die arme Louiſe hatte richtig errathen . . . Siehſt Du, Bibi, von dieſem Augenblick an wird ſie ſich ohne Zweifel in Georges Hubert verliebt haben; doch wie hat ſie Bekanntſchaft mit ihm gemacht?“

„Das wirſt Du durch mich erfahren, denn nun werde ich auch leſen; Du ſollſt Dich nicht ermüden.“

„Ich verſichere Dich, daß mich das nicht ermüdet.“

„Minette, ich bitte Dich, es wird für mich ein Vergnügen ſein.“

„Oh! ſo lies, mein Lieber,“ ſagte Gilberte. Dann fügte ſie, auf den durch das Geräuſch des Regens und das Pfeifen des Windes halb verſchleierten Klang einer in der Ferne ſchlagenden Uhr horchend, bei: „Hörſt Du, ſchon neun Uhr! Mein Gott! wie ſchnell die Zeit vergeht! Welch ein guter Abend!“

„Und welch ein guter Tag! Plaudernd arbeiten, heiter zu Mittag ſpeiſen und dann bei einem behaglichen Feuer eine anziehende Lecture machen!“

„Bibi, lies beſonders nicht zu raſch.“

„Sei unbeſorgt und höre nun:

„„Eine leichte Unpäßlichkeit vorſchützend, erſchien Louiſe an dieſem Abend nicht am Tiſche ihres Vaters; ſie trennte das Portrait aus dem Innern des Buches los und ſchloß es in ein Kiſtchen, in welchem ſie ihre koſtbarſten Gegenſtände aufbewahrte: ein Medaillon, Haare

von ihrer Mutter enthaltend und einige Juwelen von ziemlich großem Werthe, die dieſe getragen.

„„Obgleich wach, träumte Louiſe die ganze Nacht hindurch von Georges Hubert. Warum hatte er mehr als irgend ein anderer gleichzeitiger und ebenſo berühmter Schriftſteller einen ſo tiefen Eindruck auf das Mädchen hervorgebracht? Louiſe ſuchte Anfangs dieſe Empfindung nicht zu analyſiren, ſo glücklich und ſtolz fühlte ſie ſich, daß ſie von derſelben erfüllt war. Später aber ſagte ſie ſich nicht ohne Grund, kein anderer Schriftſteller, wie groß auch ſeine Genie ſein mochte, habe bis dahin ſo völlig den geheimen Sympathien ihrer Seele entſprochen und ganz und gar die Verwandtſchaften ihres Geiſtes befriedigt; ſie dachte, es ſei mit den Werken des Dichters wie mit denen des Malers oder des Muſikers: obſchon von gleichem Verdienſte, gefallen dieſe oder jene Symphonie, dieſes oder jenes Gemälde Allen, flößen aber nur Einigen Leidenſchaft ein, und dann erklärte ſie ſich noch die Exaltation ihrer begeiſterten Bevorzugung von Georges Hubert durch das Leſen einer biographiſchen Notiz, die oben an ſeinen Werken ſtand und von einem Freunde geſchrieben war, der nicht weniger berühmt als derjenige, welchem er ſeine Zeilen gewidmet hatte.

„„Dieſe, von jeder lobredneriſchen Uebertreibung freie, Biographie gab höchſt intereſſante Einzelnheiten über das Leben von Georges Hubert. Er war nicht verheirathet, brachte oft Monate lang in einer völligen Zurückgezogenheit zu, wo er ſeine Schriften verfaßte, miſchte ſich dann abermals in die Welt, in ihre Feſte, beſuchte die verſchiedenſten Claſſen der Geſellſchaft, reiſte, und ſeine Exiſtenz wurde dann ſo thätig, ſo weltlich, ſo belebt, als ſie zuweilen einſam und verſchloſſen war. Nach ſeiner Biographie verdankte Georges Hubert ſeiner ſeltenen Beobachtungsgabe die tiefe Kenntniß des menſchlichen Herzens, die ſich in ſeinen Werken offenbarte: der Biene ähnlich, welche, in ihre Zelle zurückgezogen, ihren

Honig aus den Säften von tauſend verſchiedenen Blumen zuſammenſetzt, kehrte der Dichter, nachdem er während der Perioden ſeines thätigen Lebens viel geſehen, viel gefühlt, viel erfahren hatte, in ſeine Einſamkeit zurück, wo er nach Muße dieſe zahlreichen Früchte ſeiner Beobachtung ausarbeitete und eines von ſeinen großen, mit Recht bewunderten Werken erzeugte. Einige vertrauliche Bemerkungen über die Familie, über die erſte Jugend, über die Arbeitsgewohnheiten von Georges Hubert ſchloßen dieſes Studium, eine ſehr gerechte und ſehr erhabene Würdigung des Talentes dieſes großen Schriftſtellers und ſeiner edlen Eigenſchaften als Privatmann.

„„Nichts fehlte alſo der Bekanntſchaft, welche Louiſe mit Georges gemacht hatte. Schon vertraut mit ſeinen Zügen, von ſeinem Alter, ſeinem Geburtsorte, der Lage ſeiner Familie, den Einzelnheiten ſeines Lebens unterrichtet, fing das Mädchen, das beſonders tief in ſeine Seele durch ſeine Schriften eingedrungen war, an Georges Hubert leidenſchaftlich zu lieben.

„„Weit entfernt, wahnſinnig zu ſcheinen, war dieſe Liebe, wenn man darüber nachdenkt, natürlich, richtig, logiſch. Was liebt man bei einem Menſchen? Seinen Geiſt, ſein Herz, ſein Geſicht. Louiſe konnte Alles dies bei Georges Hubert lieben, weil ſie ihn durch den Glanz ſeiner Berühmtheit, der ſein Bild, ſein inneres Leben, ſeinen Charakter, ſeine Gewohnheiten beleuchtete, ohne ihn je geſehen zu haben, tauſendmal beſſer kannte, als viele Frauen den Mann kennen, den ſie heirathen.

„„Die Liebe von Louiſe nahm immer mehr zu: mehrere Male des Tags öffnete ſie ihr Kiſtchen, um die Züge des Mannes zu betrachten, der ihren Geiſt, ſo zu ſagen, abſorbirte; ſie lernte ſeine Verſe auswendig, ſchrieb wieder und wieder gewiſſe Stellen von ſeinen Werken ab, in denen ſie ganz beſonders den perſönlichen

Gedanken des Dichters zu errathen glaubte; bei Nacht endlich träumte ſie von ihm.

„„Jede tiefe Leidenſchaft zerſtreut von dem, was in keiner Beziehung zu dieſer Leidenſchaft ſteht; ſo war es bei der Liebe von Louiſe. Sie beſchäftigte ſich weniger ſorgfältig mit der Beaufſichtigung des Hausweſens ihres Vaters, und an einem Donnerſtag, als nach dem Mittageſſen die Gäſte ſich anſchickten, die Flaſchen munter kreiſen zu laſſen, fanden ſich die Flaſchen leer, wie ſie ſeit dem vorhergehenden Donnerſtag geblieben waren.

„„Der Zorn des Vaters von Louiſe war furchtbar; er behandelte ſie vor ſeinen Gäſten mit einer demüthigenden Härte. Unfähig ſich zu verſtellen und an ſich zu halten, antwortete Louiſe mit Stolz; belebt durch den Wein, aufgeregt durch die Gegenwart ſeiner Freunde, vergaß ſich ihr Vater, der ſich ohne Zweifel in ſeiner Eigenſchaft als alter Soldat, wie er ſich wohlgefällig nannte, heftig und unbarmherzig zu ſein verpflichtet glaubte, ſo weit, daß er ihr folgende Worte ſagte:

„„— Sie ſind eine Elende, Sie werden, wie Ihre Mutter . . . ein ſchändliches Weib werden. Ich weiß nicht, was mich zurückhält, Sie aus meinem Hauſe zu jagen! . . . Dazu hätte ich das Recht, verſtehen Sie! . . . Ja, ich hätte das Recht, Sie aus meinem Hauſe zu jagen, denn wenn ich Sie als meine Tochter betrachte, ſo geſchieht dies aus Mitleid . . . . Denken Sie über dieſe Worte nach und hüten Sie ſich, meine Geduld zu ermüden! —“

„„Auf dieſe dem Andenken ihrer Mutter vor trunkenen Menſchen zugefügte Beleidigung antwortete Louiſe nichts; ſie verließ den Speiſeſaal, ging in ihr Zimmer hinauf, überlegte einen Theil der Nacht, und als der Morgen anbrach, war ihr Entſchluß gefaßt. Von Zeit zu Zeit entfernte ſich ihr Vater in Geſchäften von Hauſe. Eine von dieſen Reiſen fand am zweiten Tage nach dem Abend ſtatt, wo er, nachdem er das Andenken ihrer Mut-

ter geschmäht, Louise drohte, er werde sie aus seinem Hause jagen, und ihr zu verstehen gab, sie sei nicht seine Tochter, und er habe sie bis jetzt nur aus Mitleid bei sich behalten.

„„Da sie, als mütterliches Erbe, mehrere werthvolle Juwelen besaß, die ihr ihr Vater beim Austritt aus der Kostschule gegeben hatte, um, wie er sagte, die letzten Wünsche seiner Frau zu erfüllen, so konnte sich Louise eine ziemlich bedeutende Summe verschaffen; sie hatte sich durch ihre Güte die Zuneigung von einer der Dienerinnen des Hauses erworben, und sie ersuchte dieses Mädchen, ihre Flucht zu erleichtern. Die Dienerin willigte ein und übernahm es, unter einem entlehnten Namen einen Platz auf der Diligence nach Paris zu bestellen und zwei Diamantohrringe zu verkaufen, welche die Kosten der Reise und wohl auch noch darüber decken sollten. Die Dienerin schaffte aus der Wohnung, als ob er ihr gehörte, einen Koffer, der einen Theil der Kleider von Louise enthielt, und ihr Kistchen mit ihren Juwelen und dem Portrait von Georges Hubert fort. Als der Augenblick der Abreise gekommen war (die Diligence verließ die Stadt um acht Uhr Abends), ging Louise mit der Dienerin aus, um, wie sie sagte, eine Freundin in der Nachbarschaft zu besuchen. — Wenige Augenblicke nachher hatte sie für immer die Wohnung ihres Vaters verlassen, und sie begab sich auf den Weg nach Paris.““

„Da steckt der Knoten!“ rief Gilbert. „In Paris wird Louise ohne Zweifel Georges Hubert treffen.“

„Gleichviel,“ versetzte Gilberte, „dieses arme Mädchen bedurfte eines tüchtigen Entschlusses, um sich so ganz allein auf den Weg nach Paris zu begeben; ich sage das nicht meinetwegen, denn wir Leute von der kleinen Welt, die wir unter der Obhut des guten Gottes leben, sind nicht gewohnt, immer eine Dienerin auf den Fersen zu haben, wenn wir ausgehen; doch für ein solches Fräulein ist es peinlich, sich so dem Zufalle preiszugeben. An

„„Alle diejenigen, welche ſo ſaßen, daß ſie den Dichter erſchauen konnten, erhoben ſich neugierig auf ihren Sitzen oder neigten ſich aus ihren Logen und ſie ſahen Georges Hubert im Hintergrunde der königlichen Loge. Obgleich durchaus kein Hofmann, hatte der Dichter doch den Wünſchen der Prinzeſſinnen entſprechen müſſen, welche nicht einen ihrer Cavaliere, ſondern ihren Bruder abgeſchickt und Herrn Georges Hubert hatten bitten zu laſſen, er möge zu ihnen kommen, um ihre innigſten Glückwünſche zu ſeinem glänzenden Triumphe zu empfangen. Eine ſolche zugleich wohlwollende und ehrenvolle Zuvorkommenheit konnte der ausgezeichnete Mann nur durch Willfährigkeit erwiedern; er begleitete alſo in die königliche Loge den Bruder der Prinzeſſinnen und erhielt von ihnen die zarteſten Lobſprüche. In dieſem Augenblicke wurde er von mehreren Zuſchauern bemerkt, und abermals erſchollen enthuſiaſtiſche Bravos zugleich an den Schriftſteller und an die Prinzeſſinnen gerichtet, welche ſo öffentlich dem Genie ihre Huldigung darbrachten.

„„Georges Hubert nahm, mit vollkommenem Tact, dieſen Beifallsſturm zum Vorwand, um ehrerbietig aus der Loge wegzugehen, nachdem er gegen die Prinzeſſin ausgedrückt hatte, wie ſehr er von ihrem Empfange gerührt ſei.

„„Hätte Louiſe noch einige Gewiſſensbiſſe wegen ihrer leidenſchaftlichen Liebe für Georges Hubert empfunden, ſo würden die Begeiſterung, die er aufs Neue erregt, und die verdienten Auszeichnungen, deren Gegenſtand er war, aus ihrer Seele jede Bedenklichkeit verjagt haben; doch weit entfernt, über ihre Liebe zu erröthen, fühlte ſie ſich ſtolz darauf, daß ſie ſich zu einer ſolchen Wahl zu erheben gewußt: in ihrer Exaltation verließ ſie auch haſtig das Theater, durchſchritt die Menge, in der ſie abermals den Dichter verherrlichen hörte, ſtieg in einen Fiacre und ließ ſich vor die Thüre des Hauſes von Georges Hubert fahren, nach deſſen

Adreſſe ſie ſich ſogleich bei ihrer Ankunft in dem Hotel, wo ſie wohnte, erkundigt hatte.“

„Oh! mein Gilbert,“ rief Gilberte mit einer treuherzigen Freude, ihren Mann unterbrechend, „welches Glück gewährt mir der Gedanke, morgen werdeſt Du der bewunderte, gefeierte Dichter ſein, dem die Prinzeſſinnen, nachdem ſie ihn durch ihren Bruder, auch einen Prinzen! hatte holen laſſen, reizende Dinge geſagt haben müſſen. Welche Begeiſterung hat dieſes Drama Octavius hervorgebracht! Darüber wundere ich mich nicht, wenn ich nach der Gemüthsbewegung urtheile, die uns an jenem Abend, als wir ihn laſen, erfaßte. Geſtehe auch Deiner Minette offenherzig, wie ſtolz Du morgen darauf ſein wirſt, daß Du Georges Hubert biſt!“

„Bei meiner Treue, ich leugne es nicht,“ erwiederte Gilbert, der ſich in die Bruſt warf: „ein ſolcher Triumph muß einen um hundert Fuß erhöhen, und von dieſer Höhe herab, ich geſtehe es, werde ich ſehr gern Marquis, Prinzen, Millionäre, Miniſter und Andere wie niedriges Volk ſehen. Oh! nein, nein, es gibt auf der Welt kein glücklicheres Loos, als das von Georges Hubert, beſonders wenn ſeine Louiſe ihn liebt, wie Du mich liebſt, meine Gilberte.“

„Kann da nur ein Schatten von einem Zweifel beſtehen? Arme Louiſe! Ah! ich begreife, daß, nachdem ſie Zeuge eines ſolchen Triumphes geweſen, Georges Hubert ihr den Kopf vollends verrücken mußte; es war aller Grund da, um vor Liebe toll zu werden; ... doch ich finde ſie ſehr kühn, daß ſie zu dem Dichter geht ... ich hätte es an ihrer Stelle nicht gewagt. Und dann, was wird ſie ihm ſagen? Einem ſo erhabenen Manne gerade ins Geſicht reden! Das iſt erſchrecklich! Ich glaube, in einer ſolchen Lage könnte ich nicht zwei Worte hinter einander finden.“

„Ich auch nicht, oder, was noch ſchlimmer iſt, ich

würde befürchten, nur alberne Worte zu finden, wie an dem Tage, wo man mir zum ersten Male Herrn Ingres, zeigte . . . den großen Ingres, den modernen Raphael! Er ging durch die Rue Saint-Honoré wie ein ganz einfacher Mensch, die Hände auf dem Rücken, seinen Regenschirm unter dem Arm haltend; er läßt den Schirm fallen, ich stürze darauf, hebe ihn auf und gebe ihm denselben zurück, ganz glücklich darüber, daß ich den Regenschirm des großen Ingres aufheben durfte und einen so berühmten Mann ansehen konnte. Artig sagt er zu mir: „„Mein Herr, ich danke Ihnen tausendmal, daß Sie sich bemüht haben.““ Da schlägt mein Herz, ich sehe sechs und dreißig Lichter, bin ganz verwirrt, stammle ohne zu wissen, was ich sage, antworte dem großen Mann, als ob er sich nach meinem Befinden erkundigt hätte, und artikulire mit Mühe die Worte: „„Sehr wohl! und Sie? . . ich danke.““

„Armer Bibi! Herr Ingres wird Dich für einen Einfaltspinsel gehalten haben.“

„Dieser große Mann hatte hiezu das Recht, Minette! Doch er ist so gutmüthig, daß er mit meiner Verlegenheit Mitleid gehabt haben wird. Welch ein vortrefflicher Maler! einen Augenblick hatte ich Lust, von der Korrigan zu verlangen, der große Ingres zu sein. Für mich, einen armen Lithographen, müßte mit einem Schlage Ingres werden gewesen sein als ob ein Rekrut Marschall von Frankreich geworden wäre.“

„Das glaube ich wohl!“

„Doch ich habe mich wieder eines andern großen Malers erinnert . . . Du weißt, Leopold Robert . . . ich sprach mit Dir von ihm.“

„Ja, ja, der Unglückliche hat sich das Leben genommen . . . aus Verzweiflung . . . wegen eines verfehlten Bildes.“

„Ach! ja . . . und das hat es mir entleidet, Herr Ingres sein zu wollen, — obschon ich fest überzeugt

bin, daß er nicht endigen wird, wie Leopold Robert. Denn der Papa Ingres verfehlt seine Bilder nicht. Doch gleichviel ich fühlte mich sehr abgekühlt in Betreff meines Wunsches, großer Maler zu sein, indem ich mich des Schicksals von diesem armen Leopold Robert erinnerte."

„Und dann, bedenkst Du auch? hört je ein Maler, und wäre so berühmt wie dieser Herr Ingres, so wüthende Bravos wie die, welche Georges Hubert gehört hat? Und es ist mir Alles daran gelegen, daß man Dir Beifall klatscht, Bibi, daß man Dir voll Begeisterung zujauchzt!"

„Ei! meine Minette, das werde ich sehr gern zugeben! . . . Doch wo sind wir? Ich glaube, bei dem Augenblick, wo Louise vor der Thüre von Georges Hubert aussteigt."

„So ist es! Ah! mein Herz klopft für diese arme Louise!"

Und sie las also weiter:

„„Georges Hubert wohnte am Ende der Rue Blanche, in welchem Quartier sich noch große und zahlreiche Gärten fanden; Louise ließ ihren Wagen unfern vom Hause des Dichters halten und stieg aus.

„„Die Nacht war herrlich, eine Nacht am Ende des Mai, erleuchtet durch einen glänzenden Mond.

„„In Erwartung von Georges Hubert, ging das Mädchen an einer Mauer auf und ab, hinter der gerade blühende Acacien und Eibenbäume standen. Ihr süßer Wohlgeruch verbreitete sich fernhin in der Straße. Einige in den Bäumen nistende und mit einander in melodischen Accorden wettstreitende Nachtigallen sangen, antworteten sich und störten allein die Stille der in diesem Quartier immer so ruhigen Nacht.

„„Louise fühlte sich von tiefen, verschiedenartigen Gemüthsbewegungen ergriffen. Der so lange ersehnte Aug-

blick war nahe! sie sollte endlich Georges Hubert sehen und ihn sprechen. Was konnte sie ihm sagen? Sie wußte es noch nicht und wollte nicht daran denken! Ein unbestimmtes Vorgefühl sagte ihr indessen, ihr Schicksal müsse von dieser Unterredung mit dem Dichter abhängen. Die Stunde rückte vor, und er war doch noch nicht nach Hause zurückgekehrt; vergebens horchte das Mädchen, schaute es weit hinaus in die Straße, welche durch den Mond beinahe so glänzend erleuchtet war, als wenn die Sonne geschienen hätte: Georges kam nicht.

„„Ein Gedanke, der sich schon zwanzigmal dem Geiste von Louise hätte bieten müssen, machte sie beben und erfüllte ihre Seele mit einer unaussprechlichen Traurigkeit.

„„Dieser berühmte, junge, schöne, bewunderte Mann besaß ohne Zweifel eine Geliebte. (Louise hatte in seiner Biographie gelesen, er sei nicht verheirathet.) Diese Geliebte wohnte ohne Zweifel dem neuen Succesſe ihres Geliebten bei, und hatte ihn triumphirend im Rausche ihrer Zärtlichkeit und ihres Stolzes mit sich nach Hause führen müssen.

„„Diese Vermuthung zernagte das Herz von Louise obgleich sie, die arme Unbekannte, nie die eitle Anmaßung gehabt hatte, zu glauben, sie werde ihre Liebe von Georges Hubert getheilt sehen, von ihm, der nur unter den schönsten und geistreichsten Frauen zu wählen hatte. Louise fühlte also nicht Eifersucht. Nein, sie war nicht berechtigt, eifersüchtig zu sein, doch sie dachte mit einer schmerzlichen Herzbeklemmung an die Seligkeit der Frau, welche so glücklich, von Georges Hubert geliebt zu werden.

„„Plötzlich entzog das Geräusch langsamer und entfernter Schritte Louise ihren schmerzlichen Träumereien, und eine Ahnung sagte ihr: das ist Georges Hubert Sogleich verbarg sie sich im Schatten der Mauer, an welcher sie auf und abgegangen, und blieb unbeweglich unfern

von dem Fiacre, der sie gefahren hatte. Der Kutscher schlief auf seinem Bocke.

„„Louise hatte richtig errathen: es war Georges. Er ging langsam, ein wenig gebückt, mit bloßem Kopfe, stützte sich mit einer Hand auf seinen Stock und hielt in der andern seinen Hut; er schien mit Wonne die Heiterkeit dieser Frühlingsnacht zu genießen. Von Zeit zu Zeit hielt er an und betrachtete den Himmel, was er nun wieder that, indem er ein paar Augenblicke nachdenkend und unbeweglich ziemlich nahe bei Louise, die er nicht erschauen konnte, stehen blieb. Sie war eben so betroffen, als erstaunt über den schwermüthigen Ausdruck seiner Züge Statt auf seiner Stirne, wie sie es erwartete, einen stolzen Reflex seines neuen Triumphes zu finden, gewahrte sie in dem edlen, schönen Gesichte des Dichters das Gepräge einer sanften, zarten Traurigkeit. Er blieb so ein paar Secunden nachdenkend, dann strich er mit der Hand über seine Augen, in denen Louise eine Thräne zu bemerken glaubte, seufzte, verfolgte langsam, den Kopf auf seine Brust geneigt, seinen Weg und stieß maschinenmäßig mit dem Ende seines Stockes auf die schallenden Pflastersteine.

„„Seltsamer Eindruck! Louise, nachdem sie unwillkürlich die unbestimmte, geheime Traurigkeit des Dichters wahrgenommen, fühlte sich beinahe beruhigt, sie will nicht sagen, beinahe glücklich! Würde sie ihn, wie sie es erwartet, die Stirne hoch, den Blick glänzend, als hörte er noch das entfernte Echo des wüthenden Beifalls, mit dem sein Name von einer abgöttischen Menge begrüßt worden war, haben nach Hause kommen sehen, so hätte sie vielleicht ihre Verlegenheit, ihre Furcht nicht überwinden und diesen stolzen Triumphator nicht anreden können, doch sie errieth bei ihm einen Kummer oder eine Sehnsucht; denkend, die Traurigkeit oder die Rührung machen jedes edle Herz zur Nachsicht geneigt, ging Louise nun entschlossen aus dem Schatten hervor, in dem sie sich

verborgen hielt, holte Georges Hubert bald ein, trat an ſeine Seite und ſprach mit bewegter, zitternder Stimme:

„„Mein Herr . . . Herr Georges Hubert . . . ich . . . ich . . .““

„Doch die Worte erſtarben auf ihren bebenden Lippen, ſo heftig wurde wieder ihre einen Augenblick überwältigte Unruhe, und das Mädchen blieb ſtumm und ließ den Kopf ſinken.

„„Sehr erſtaunt, warf Georges Hubert einen durchdringenden Blick auf die Unbekannte und . . . (Louiſe hat dies ſpäter erfahren) und betroffen von dem unſchuldigen Geſichte und der außerordentlichen Jugend der Armen, welche, den Kopf auf ihre pochende Bruſt geſenkt, in einer peinlichen Verlegenheit zu ſein ſchien, glaubte der Dichter Anfangs, eine von den in Paris ſo zahlreichen Unglücklichen wende ſich an ihn. Ach! wie viel ehrenhafte und geehrte junge Frauen und Mädchen finden ſich plötzlich in dieſer großen Stadt, wo auf jedem Schritte der Luxus mit dem Ellenbogen an das Elend ſtößt, durch unerwartete Unglücksfälle in eine Dürftigkeit verſunken, welche um ſo gräßlicher, als ſie dieſelbe aus Achtung vor dem Urtheile der Menſchen vor Aller Augen verbergen müſſen; ſie wagen es auch nur bei Nacht, ſich an die Wohlthätigkeit der Vorübergehenden zu wenden, um mit einer peinlichen Schüchternheit von ihnen das Brod einer Mutter oder eines Kindes zu fordern!

„Georges Hubert glaubte alſo, Louiſe flehe ſeine Mildthätigkeit an. Er ſagte auch freundlich zu ihr:

„„Mademoiſelle, was kann ich für Sie thun?““

„„Mein Herr . . . ich möchte . . . ich möchte gern mit Ihnen ſprechen.““

„„Reden Sie, Mademoiſelle.““

„„Aber ich wünſchte Sie . . . in Ihrem Hauſe zu ſprechen, Herr Georges Hubert.““

„ In meinem Hause?““ versetzte der Dichter sehr erstaunt, indem er die Unbekannte abermals mit einem forschenden Blicke anschaute; dann, als er sah, daß sie immer mehr zitterte, und überdies in geringer Entfernung den Fiacre gewahrte, der sie gebracht hatte, dachte Georges Hubert, man fordere nicht Almosen in einem Wagen; durch ihre bescheidene Haltung, durch ihr treuherziges Aeußeres glich auch das Mädchen durchaus keiner Abenteurerin, und nach kurzer Ueberlegung sagte der Dichter, obgleich er dieses seltsame Zusammentreffen nicht begreifen konnte, artig zu dem Mädchen:

„„Mein Fräulein, wenn Sie mich schlechterdings in meinem Hause zu sprechen wünschen, so werde ich, trotz der vorgerückten Stunde, die Ehre haben, Sie zu empfangen. Wollen Sie dagegen diese Unterredung auf morgen verschieben, so werde ich Sie zu der Stunde erwarten, die Sie mir gefälligst bezeichnen wollen, mein Fräulein.““

„ Herr Georges Hubert, wäre es Ihnen nicht zu unangenehm, so wüßte ich Ihnen großen Dank . . . wenn Sie die Güte haben wollten, mich jetzt anzuhören.““

„„Ich bin zu Ihren Befehlen, mein Fräulein; wir sind nur ein paar Schritte von meiner Wohnung entfernt . . . Wollen Sie meinen Arm annehmen?“

„„Oh! ja, mein Herr,““ erwiederte das Mädchen mit einem naiven Erguſſe der Freude, indem sie, — ein für sie unverhofftes Glück! — den Arm des Dichters ergriff. Doch ihre, in ihrer Lebhaftigkeit so aufrichtige, erste Bewegung bereuend, fing sie wieder an so stark zu zittern, daß Georges Hubert den Arm des Mädchens auf dem seinigen schwanken fühlte. Gerührt von dieser Erschütterung, sagte der Dichter mit doppelt wohlwollendem, ehrerbietigem Tone:

„„Mein Fräulein, ich weiß die Ursache Ihrer Unruhe nicht; ich kenne auch den Gegenstand der Unterre-

dung nicht, die Sie von mir verlangt haben, aber glauben Sie mir, Sie werden mich des ehrenden Vertrauens, das Sie vielleicht in mich ſetzen wollen, würdig finden.“

„„Oh! Herr Georges Hubert (Louiſe gefiel ſich darin, dieſen Namen auszuſprechen), es hat mir nie am Vertrauen zu ihnen gemangelt, . . . ſeitdem . . . ſeitdem . . . ich . . .“ Doch eine tödtliche Verlegenheit verhinderte das Mädchen abermals, den mit einer bebenden Stimme angefangenen Satz zu vollenden.

„„Wie unglücklich bin ich!“ dachte ſie; „„ich werde ihm immer einfältiger ſcheinen, als ich bin!““

„„Georges Hubert, deſſen Mitleid die Verwirrung der Unbekannten erregte, ſtellte ſich, als bemerkte er nichts, ließ ihren Arm los, deutete auf eine kleine Thüre, welche in einer Mauer angebracht war, über der die grünen Gipfel mehrerer großer Bäume emporragten, und ſagte:

„„Wir ſind nun bei mir, mein Fräulein; wenn ich ſpät, wie zu dieſer Stunde, nach Hauſe komme, darf man mich nicht erwarten, und ſtatt am Thorwege zu klopfen, gehe ich hier hinein. Verzeihen Sie, ich will öffnen.“

„„Der Dichter zog hierauf aus ſeiner Weſtentaſche einen kleinen Sicherheitsſchlüſſel, bat die Unbekannte, voranzugehen, und ſchloß die Thüre, die er geöffnet hatte, wieder.

„„Louiſe glaubte zu träumen: ſie war bei Georges Hubert.

„„Eben ſo ſehr, um ſich über ihre Lage zu betäuben, als um ihre glühende Neugierde zu befriedigen, ſchaute Louiſe, wie man zu ſagen pflegt, mit allen ihren Augen, oder vielmehr mit ihrem ganzen Herzen, und ſah beim Mondſcheine einen großen Garten; ſein grüner Raſen dehnte ſich vor dem Hauſe aus, halb verborgen unter mehreren Gruppen von Acacien und blühenden Eben-
[illegible]n, deren ſüßer Geruch ſich bis auf die Straße

verbreitete. Mit dieſem Geruche verband ſich, durchdringender, der von zahlreichen Heliotropen und Roſenſtöcken, welche an den Grenzen des Raſens gepflanzt waren, Jasmine und Je länger je lieber vermengten, dem Aeußeren eines ländlichen, unter einer Pflanzung von großen grünen Bäumen beſchirmten Pavillon als Tapete dienend; auch ihre Wohlgerüche mit dieſen Düften; in der Ferne erblickte man das Haus; ein ſchwacher Schein beleuchtete innen die Fenſter eines kleinen Veſtibule, welches den Eingang in das Erdgeſchoß bildete.

„„Das iſt alſo ſein Haus, ſein Garten!““ dachte Louiſe, die, in ihre Gedanken verſunken, unbeweglich ein paar Schritte von der Thüre ſtehen blieb. „„Das iſt ſein Garten, wo er mit ſeinen Meditationen und ſeinen Träumereien ſpazieren geht! Das iſt ſein Haus, wo er ſo viele Meiſterwerke geſchrieben hat! . . Welche Ruhe! welche lachende Einſamkeit . . . und ich armes, unbekanntes Mädchen bin hier bei ihm . . . bei ihm . . . bei Georges Hubert!““

„ Als der Dichter ſah, daß Louiſe nach einigen Schritten ſtille ſtand, blieb er aus Artigkeit auch ſtehen. Da aber der Stillſtand der Unbekannten ſich übermäßig verlängerte, ſagte der Dichter, der ſich die Urſache dieſer ſchweigſamen Betrachtung nicht erklären konnte, zu dem Mädchen, welches ſich ſo wenig als eine Bildſäule rührte:

„„Dort, mein Fräulein, iſt das Haus, das ich bewohne.““ Und er deutete auf das Erdgeſchoß, deſſen Veſtibule ſchwach erleuchtet war. „„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Weg zeige.““

„„Durch dieſe Worte zu ſich ſelbſt zurückgerufen, fühlte Louiſe, daß ſie Georges Hubert ſeltſam beſchwerlich ſcheinen mußte, und ſie erwiederte verwirrt:

„„Entſchuldigen Sie, mein Herr . . . es iſt . . . es iſt . . . ich betrachtete Ihren Garten . . .““

„„Und ich fühle mich ſehr glücklich, daß ich ihn habe, mein Fräulein, denn die Gärten werden immer ſeltener

im Paris, " versetzte Georges Hubert, und er fügte andere Worte über denselben Gegenstand bei, um einige Nahrung dem Gespräche auf dem kurzen Wege zu geben, den man noch zurückzulegen hatte, um in seine Wohnung zu gelangen. Doch Louise, welche langsam an der Seite des Dichters ging, fand kein Wort der Erwiederung; dann, als sie ihn einige Schritte vorangehen sah, bückte sie sich und pflückte rasch, aus Furcht, man könnte es bemerken, ein paar Heliotropblüthen, welche am Rande des Rasens wuchsen, und steckte diese Blumen in ihren Leib.

„„Was auch geschehen mag, und wenn ich Georges Hubert nie wiedersehen soll,"" dachte das Mädchen, „„diese Blumen sind für mich die Zeugen des heutigen Tages, dessen Andenken nur mit meinem Leben erlöschen wird!""

„„Und sie folgte dem Dichter, der sich, nachdem er die Thüre des Vestibule geöffnet hatte, gegen sie umwandte. Als Louise in diese Wohnung eintrat, fühlte sie ihre Neugierde sich verdoppeln, so viel Interesse flößte ihr der Anblick des Aufenthaltsortes des Dichters ein.

„„Das äußerst einfache Vestibule führte zu einer großen Bibliothek, welche gerade schwach durch den Schein einer halb durch einen grünen Dämpfer verschleierten Lampe erleuchtet war. Zahllose mit Büchern beladene Fächer füllten drei von den Seiten dieses Zimmers; zwischen zwei Fenstern, sowie an dem nicht durch die Bücherschränke verborgenen Täfelwerk bemerkte Louise mehrere große Familiengemälde, welche zum Anfang des vorigen Jahrhunderts zurückgingen: sie stellten verschiedene Personen vor, die nach ihrer strengen Tracht dem Beamtenstande oder den freien Gewerben angehört zu haben schienen; unter den Frauenportraits waren zwei in Ordenskleidern des achtzehnten Jahrhunderts. Sie hatten zu dem berühmten Kloster Port Royal gehört, denn mehrere Verwandte von Georges Hubert hatten sich unter den glühendsten Adepten des Jansenismus hervorgethan.

Eines von den Frauenporträts, das mehr in die Augen fallend als die andern aufgehängt war, stellte eine reizende Gestalt vor; sie mußte wirklich reizend gewesen sein, um so zu erscheinen, trotz der völlig häßlichen Mode, welche die allgemein angenommene unter dem Kaiserreiche war; abgesehen von der Verschiedenheit des Alters und der weiblichen Zartheit der Züge, bestand genug Aehnlichkeit zwischen dem Gesichte des Dichters und diesem Porträt, daß Louise die Mutter von Georges Hubert erkannte. Auf dem breiten, flachen, matt vergoldeten Rahmen des Porträts bemerkte Louise zu ihrem Erstaunen einige mit Tinte geschriebene Buchstaben, deren Bedeutung sie von fern nicht unterscheiden konnte. Bequeme, aber sehr einfache Meubles, eine bronzene Kamingarnitur von trefflichem, künstlerischem Geschmacke vervollständigten das Ansehen dieses Cabinets, in dessen Mitte ein mit einem grünen Teppich bedeckter und mit Büchern aller Art überladener Tisch stand.

„„Noch mehr ergriffen durch die Betrachtung des Allerheiligsten von Georges Hubert, als sie es beim Anblicke seines Gartens gewesen war, versank Louise wieder in eine tiefe Träumerei, der sie durch die Stimme des Dichters entzogen wurde, als dieser zu ihr sagte:

„„Mein Fräulein, wollen Sie die Güte haben, sich zu setzen ... Darf ich den Gegenstand der Unterredung wissen, die Sie von mir zu verlangen die Güte hatten?““

„Oh! arme Louise,“ unterbrach Gilberte die Lesung, „nun ist der verhängnißvolle Augenblick da! .. Was wird sie Georges Hubert sagen können? Bibi, es überläuft mich ein Schauer!“

„Die Lage der Dinge ist freilich äußerst zart! Louise ist nun genöthigt, dem Dichter zu sagen, sie komme, um sich ihm an den Hals zu werfen.“

„Ei! ich habe so viel Vertrauen zum Charakter von

Louiſe und von Georges Hubert, daß ich überzeugt bin, Beide werden ſich ganz artig aus der Verlegenheit ziehen.“

„Hm! Minette.“

„Was willſt Du? das iſt meine Anſicht!“

„Alle Sterne! mir kommt die Lage wüthend ſchwierig vor! Doch wir werden ſehen!“

XIII.

Gilbert und Gilberte laſen alſo in der Geſchichte eines jungen Mädchens weiter:

„„Als Louiſe den Dichter nach dem Gegenſtande der Unterredung, die ſie von ihm gewünſcht, fragen hörte, ſchauerte ſie. Der verhängnißvolle Augenblick war gekommen, und ſie zitterte wieder am ganzen Leibe; es wurde ihr ſchwach ums Herz, ihre Kniee wankten, und ſie mußte ſich mit einer Hand auf die Lehne des Stuhles ſtützen, der ihr angeboten war, ohne daß ſie ſich ſetzte; bald aber überwand ſie ihre Bangigkeit, ihre Schüchternheit, ihre Scham, faßte einen verzweifelten Entſchluß, richtete den Kopf auf, ſchaute den Dichter mit unverwandten Augen an und ſagte mit einer beinahe feſten Stimme zu ihm:

„„Herr Georges Hubert, ich zähle ſiebenzehn Jahre, heiße Louiſe, mein Herz hat noch Niemand gehört, ich bin Herrin meiner Handlungen ... ich liebe Sie.““

„„Auf die ungeheure Anſtrengung, die Louiſe der Entſchluß gekoſtet, ein ſolches Geſtändniß auszuſprechen, folgte eine ſolche Erſchlaffung, daß ſie, bleich, vernichtet, ihr Geſicht in ihren beiden Händen verbarg und beinahe ohnmächtig, in Thränen zerfließend, in den Lehnſtuhl ſank.

„„Bei dieſem ſo ungeſtümen Geſtändniſſe von Louiſe

fühlte ſich Georges Hubert Anfangs beinahe ſo verwirrt, als ſie es ſelbſt war; dann, da er ſich durch ſeine lange Gewohnheit des Beobachtens und durch ſein tiefes Studium des menſchlichen Herzens eine Sicherheit des Urtheils angeeignet hatte, die ihn ſelten täuſchte, folgte auf ſeine Verlegenheit eine rührende Theilnahme für die Unbekannte; er bezweifelte nicht, daß ſie aufrichtig war; ihre außerordentliche Jugend, ihre Erſchütterung, das Beben ihrer Stimme, ihre Unruhe, ihre Befangenheit, ihr Schweigen ſogar, Alles bewies, daß ſie unter dem Einfluſſe einer unüberwindlichen Leidenſchaft ſtand.

„„Georges Hubert war unter allen Männern der am wenigſten eitle, der am wenigſten von ſich eingebildete, denn er ſchätzte ſich weit unter ſeinem Werthe, doch er fühlte, daß, übertrieben oder nicht übertrieben, ſein glänzender Ruf einem ſiebzehnjährigen Kinde, wie man zu ſagen pflegt, den Kopf verrückt haben könnte, und wäre er auch nicht der Held des Abenteuers geweſen, es würden ihn doch Theilnahme, Mitleid und Ehrfurcht für das junge Mädchen erfaßt haben.

„„Er näherte ſich Louiſe; das Geſicht in ihren Händen verbergend, weinte dieſe immer und wartete mit einer Todesangſt auf ſeinen Ausſpruch. Ihr Schickſal ſollte von den erſten Worten des Dichters abhängen. Als ſie ſeine Stimme hörte, glaubte ſie auch, die Schläge ihres Herzens ſtehen ſtille; ihr Leben ſchien an den Lippen von Georges Hubert zu ſchweben.

„„Mein Fräulein," ſprach er mit bewegtem, innigem, beinahe feierlichem Tone, „„ich bitte, beruhigen Sie ſich. Das Geſtändniß, das Sie mir ſo eben gemacht haben, rührt mich tief; glauben Sie mir, ich bin ſtolz, oh! ja! ſehr ſtolz darauf. Wiſſen Sie, warum? Weil dieſes Geſtändniß, ich bin feſt davon überzeugt, nicht an den Menſchen, ſondern an den Schriftſteller, oder vielmehr an die edlen Gefühle gerichtet iſt, die er in

seinen Werken auszudrücken vielleicht das Glück gehabt hat. Bereuen Sie also dieses Geständniß nicht, mein Fräulein, es hat nichts, was nicht rein und ehrenhaft wäre; was Sie in mir lieben, sind die erhabenen Gefühle, die der menschlichen Natur gehören, deren getreuer Maler ich zuweilen gewesen bin. Derjenige, welcher mit Ihnen spricht, mein Fräulein, ist ein ehrlicher Mann. Diese Behauptung hat er durch sein vergangenes Leben gerechtfertigt, er wird sie durch sein zukünftiges Leben rechtfertigen. Damit sage ich Ihnen, mein Fräulein, daß ich das tiefste Geheimniß über unsere Zusammenkunft beobachten werde, und ich schätze, wie er es verdient, Ihren offenherzigen und entschlossenen Schritt, — einen Schritt, der, ich wiederhole es, von Ihnen ehrenhaft, für mich ehrenvoll ist, und über den weder Sie, noch ich zu erröthen haben werden.““

„„Auf die Bangigkeiten von Louise folgten bald eine unbeschreibliche Rührung, ein unaussprechliches Glück. Mit einem vollkommenen Takt und einer unvergleichlichen Güte erhob Georges Hubert Louise in ihren eigenen Augen, befreite er sie von der Last ihrer Verwirrung, machte er es ihr, so zu sagen, bequem, indem er glaubte, oder sich den Anschein gab, als glaube er, das Geständniß, das sie an ihn richtete, sei nicht an den Menschen gerichtet, sondern an die Gefühle, zu deren Organ er sich so oft gemacht. Er versprach dem Mädchen vollkommene Verschwiegenheit und wollte in einem, in Aller Augen im höchsten Maße bloßstellenden, Schritte nur den kühnen Entschluß eines redlichen Herzens sehen.

„„Die Bangigkeiten des Mädchens zerschmolzen in eine unaussprechlich süße Dankbarkeit: sie ergriff auch die Hand von Georges Hubert, zog sie rasch an ihre Lippen und sagte:

„„Sie sind gut . . . oh! Sie sind gut!““

„„Das ist wahr,“ erwiederte er gerührt von der

Treuherzigkeit von Louiſe, welche, ganz verwirrt durch ſein vertrauliches Weſen, die Hand des Dichters, nachdem ſie ſie an ihre Lippen gezogen, wieder fallen ließ. „„Es iſt wahr, ich bin gut . . . Ich vergaß dieſe zweite Anmaßung, die ich immer gerechtfertigt zu haben glaube . . . Weil ich gut bin, intereſſiren Sie mich auch ungemein, armes Kind. Erlauben Sie mir, daß ich ſo mit Ihnen ſpreche,““ fügte er mit einer väterlichen Freundlichkeit bei. „„Denn ich bin noch einmal ſo alt als Sie und könnte Ihr Vater ſein.““ Dann ſprach er lächelnd, um die Unterredung immer mehr zu erleichtern und die Verlegenheit von Louiſe zu vermindern: „„Es iſt ein Vater von ſechsunddreißig Jahren, der die Beichte ſeines ſiebenzehnjährigen Kindes hört; die Altersverſchiedenheit iſt vollkommen im Verhältniß; ſie geſtattet den Ernſt des Vaters, und dennoch, da er noch ein wenig an die Jugend grenzt, fühlt er ſich geneigt, ſeiner Tochter die zärtlichſte Nachſicht zu bezeigen. Und vor Allem, mein Kind, eine ernſte Frage: . . . es iſt bald zwei Uhr . . . Sie vergeſſen das ohne Zweifel. Haben Sie bedacht, daß zu einer ſo weit vorgerückten Stunde nach Hauſe kehren eine Unvorſichtigkeit begehen heißt?““

„„Ich habe Ihnen geſagt, Herr Georges Hubert, ich bin Herrin meiner Handlungen . . . Ich wohne allein in einem Hotel, wo ich dieſen Morgen abgeſtiegen bin . . .““

„„Sie ſind alſo fremd in Paris?““

„„Ja.““

„„Und Ihre Eltern?““

„„Ich bin eine Waiſe.““

„„Armes Kind! . . . Und was wollten Sie in Paris machen?““

„„Sie ſehen, Herr Georges Hubert, es verſuchen, zu Ihnen zu gelangen und Ihnen zu ſagen . . . daß . . . daß . . . daß . . .““

„Daß Sie meine Werke geleſen haben,“ verſetzte der Dichter immer mehr bewegt durch die Treuherzigkeit des Mädchens, dem er die Verlegenheit eines neuen Geſtändniſſes erſparen wollte. „„Dieſe Sympathie, dieſe Werthſchätzung für meine Schriften und für meinen Charakter ehren mich, wie ich Ihnen geſagt habe, mein Kind, und legen mir zugleich Pflichten gegen Sie auf . . . Durch Ihre Offenherzigkeit ermächtigt, werde ich meinerſeits auch offenherzig ſein; Ihre Sprache, Ihre Manieren zeugen von einer ausgezeichneten Erziehung; haben Sie alle Folgen Ihrer Reiſe nach Paris, wo Sie ſich, wie Sie mir ſagen, allein, ganz allein befinden, wohl erwogen?““

„„Seit beinahe einem Jahre, Herr Georges Hubert, habe ich nur an Eines gedacht: Sie ſehen und Sie ſprechen. Ohne nur ſicher zu ſein, ob ich dieſes Glück haben werde, verließ ich die Provinz . . . Sie dürfen glauben, daß ich mich wenig um die anderen Folgen meiner Reiſe bekümmere; ich habe Mittel, um einige Zeit beſcheiden in Paris zu leben, und ich werde hier bleiben.““

„„Armes Kind, Ihre Unſchuld, Ihre Redlichkeit dringen aus jedem Ihrer Worte hervor. Seien Sie aufrichtig bis zum Ende; Sie haben mich nun geſehen, Sie haben mich nun geſprochen . . . ich habe die Theilnahme, die Sie mir einflößen, nicht verborgen . . . was ſind Ihre Abſichten?““

„„Ich habe keine, da mein Schickſal nur von Ihnen abhängt.““

„„Wie ſo?““

„„Von zwei Dingen eines: entweder Sie erlauben mir, Sie zuweilen zu beſuchen . . . und zwar nur, wenn Ihnen dies genehm ſein wird, denn nie würde ich es wagen, ohne Erlaubniß bei Ihnen zu erſcheinen, . . . oder Sie weiſen mich mit Nachſicht ab . . . und nie werden Sie mich wiederſehen.““

„„Nun, im erſten Falle, wenn wir uns wiederſehen ollen, was hoffen Sie?““

„„Ich bin nur ein armes, unbekanntes, verlaſſenes Mädchen, doch durch meine Ergebenheit und meine Ehrurcht wird es mir vielleicht gelingen, Ihnen ein wenig Zuneigung einzuflößen . . . und dann ſind die theuerten Wünſche meines Herzens erfüllt . . . Verlangen Sie dagegen, daß ich Sie nie wiederſehe . . . ſo werde ch gehorchen und mich, von Ihnen, Herr Georges Hubert, wenigſtens ein Andenken, das nur mit meinem Leben erlöſchen wird, mit mir nehmend, entfernen.““

„„Der Dichter hörte Louiſe mit ebenſo viel Erſtaunen, als wachſendem Intereſſe zu. Dieſe ſeltſame Mihung von Treuherzigkeit, von Kühnheit, von Selbſterleugnung ergriff ihn ungemein; er fühlte ſich bis zu Thränen von dieſer unbegrenzten Ergebenheit gerührt.

„„Mein liebes Kind,““ ſprach er zärtlich und zuleich ernſt, „„wären Sie nicht Waiſe, würde ſich irend ein Verwandter, irgend ein Freund für Sie inreſſiren . . .““

„„Ich bin allein in der Welt, Herr Georges Hubert,““ unterbrach das Mädchen den Dichter. „„Niand intereſſirt ſich für mich; und iſt mir das Glück, Sie wiederzuſehen, beſchieden, ſo bitte ich Sie, nie on meiner Familie zu ſprechen; ihr Name muß Ihnen bekannt bleiben. Für Sie werde ich Louiſe ſein... ouiſe . . . die Waiſe.““

„„Gut, ich werde fortan Ihr Geheimniß ehren.““

„„Fortan? . . . Ich ſoll Sie alſo wiederſehen?““

„„Oft . . . ſehr oft.““

„„Ah! mein Gott!““ rief das Mädchen mit einer Geberde der Anbetung die Hände faltend, „„wie gut nd Sie, Herr Georges Hubert!““

„„Das iſt wahr; ich bin ſchon mit Ihnen einig, ıd weil ich gut bin, könnte ich Sie nicht allein, ohne ath, ohne Unterſtützung in Paris laſſen. Hätten Sie,

wie ich ſo eben ſagte, einen Verwandten, einen Freund in Paris, ſo würde ich den Einfluß, den Sie mir gewähren, benützen, um Sie zu beſtimmen, zu denjenigen zurückzukehren, welche durch Ihr Verſchwinden ohne Zweifel in Angſt und Sorgen gerathen ſind; doch Sie ſind allein in der Welt . . . Der Zufall hat Sie in meine Nähe gebracht, Ihre Gefühle für mich legen mir Pflichten auf; ich werde ſie, daran zweifeln Sie nicht, erfüllen.““

„„Herr Georges Hubert, ich glaube zu träumen,“ ſagte Louiſe, in eine Art von köſtlicher Extaſe verſunken. „„Iſt es denn wahr? Ich werde Sie wiederſehen? Sie intereſſiren ſich für mich? Sie, der Sie heute Abend eine Begeiſterung erregten, auf die ich mich ſo ſtolz fühlte . . . verzeihen Sie dieſe Eitelkeit!““

„„Wie! Sie waren heute Abend . . .““

„„Ja, ich war im Theatre-Français; das Glück wollte, daß man gerade heute, am Tage meiner Ankunft, Ihr Drama gab. Denken Sie ſich meine Freude zuerſt und meinen Triumph hernach. Oh! über dieſen ungeheuren Erfolg jubelte ich gewiß mehr als Sie . . . denn . . .“

„„Warum unterbrechen Sie ſich?““

„„Es iſt ſchlimm, Jemand zu beſpähen, und dieſen Fehler habe ich begangen.““

„„Sie haben mich beſpäht?“

„„Heute Abend, als ich auf Sie wartete, ging ich in Ihrer Straße auf und ab; immer verborgen durch den Schatten der Mauer ſah ich Sie langſam kommen ohne Zweifel ergriffen von der Schönheit der Nacht, ſtille ſtehen, dann die Augen zum Himmel mit einem ſo ſchwermüthigen Blicke aufſchlagen, daß ich dachte: Wie! nach einem ſolchen Abend kommt Herr Georges Hubert nicht entzückt, ſtrahlend nach Hauſe? Ich ſagte Ihnen ich: ich jubelte über Ihren ungeheuren Triumph mehr Sie ſelbſt . . .““

„„Der Dichter wandte sich ein wenig ab und deutete auf das Portrait der Frau, der er so sehr glich.

„„Mein Kind,“ sprach Georges Hubert zu Louise, „„dieses Portrait ist das meiner Mutter; ich liebte sie und sie betete mich an. Ich glaube nicht, daß ich ihr in ihrem Leben einen ernsten Kummer gemacht habe, als ich aber das Unglück hatte, sie zu verlieren, war ich ungefähr in Ihrem Alter, und ich hatte nie ihren Stolz ergetzt, einen Stolz, der so groß als ihre Zärtlichkeit für mich . . . Erst mehrere Jahre nach ihrem Tode fing mein Name an bekannt zu werden. Würde ich Ihnen sagen, ich sei unempfindlich für den Succeß heute Abend, der alle meine Hoffnungen übertroffen hat, so wäre dies eine Lüge und ein Undank gegen das Publikum, das sich so wohlwollend gegen mich gezeigt; doch ich bedaure, ich werde immer bedauern, daß sich meine Mutter nie meiner Triumphe erfreuen konnte; sie wären so süß für ihr Herz gewesen! Als Sie mich heute Abend beinahe traurig stille stehen und den Himmel anschauen sahen, dachte ich auch an sie, und ich sagte mir: Wie groß wäre mein Glück gewesen, wenn ich an diesem für mich so schmeichelhaften Abend nach Hause kommend meine Mutter getroffen hätte, welche mich mit jener Stimme, deren Ton meinem Ohre stets gegenwärtig sein wird, gefragt haben würde: Nun, Georges, hat dieses Drama einen glücklichen Erfolg gehabt?““

„„Während er diese Worte sprach, bebte die Stimme des Dichters; er strich mit seiner Hand über seine feuchten Augen und schwieg einen Moment.

„„Nicht minder gerührt, wagte es Louise nicht, die fromme Sammlung von Georges Hubert zu unterbrechen. Dieser trat bald wieder aus seiner Träumerei hervor und sagte:

„„Verzeihen Sie, mein Kind . . . das Andenke-

an meine Mutter ſcheint, Gott ſei Dank, weit entfernt, ſich in mir zu ſchwächen, im Gegentheil mit dem Alter zuzunehmen und beſtändiger, lebendiger zu werden.““

„„Der Dichter ſtand dann auf, nahm eine Feder, tauchte ſie in das Tintenfaß, näherte ſich dem Portrait und ſchrieb auf den breiten Rahmen die Worte:

Meiner Mutter.

„„Und darunter fügte er den Namen Octavius, den Titel des am Abend aufgeführten Stückes, und das Datum der Vorſtellung bei.

„„Louiſe begriff nun die Bedeutung der auf den Rahmen geſchriebenen Charaktere.

„Georges Hubert kehrte zu ihr zurück, lächelte ihr voll Güte zu und ſagte:

„„Wir ſind ſchon beinahe alte Freunde: Sie ſehen auch, ich gehe ohne Umſtände zu Werke. Ich habe es mir zum Geſetze gemacht, wenn eines von meinen Werken von einem glücklichen Erfolge begleitet wird, es ſogleich, wenn ich nach Hauſe komme, dem Andenken meiner Mutter zu weihen.““

„„Ach! Herr Georges Hubert, ein Kummer wie der Ihrige iſt ohne Troſt, ohne Erſatz... laſſen Sie mich aber Ihnen wenigſtens ſagen, daß ein glühendes, ergebenes, obgleich Ihnen unbekanntes Herz, heute Abend in ſeiner demüthigen Dunkelheit die köſtliche Freude empfunden hat, die Ihre Frau Mutter leider nicht ſollte kennen lernen.““

„„Man ſpricht von Genüſſen, welche der Ruf gibt,““ erwiederte Georges Hubert bewegt; „„oh! ich werde Ihnen einen der ſchönſten Augenblicke meines Lebens zu verdanken haben.““

„„Mir?.. Mein Gott! ich könnte glauben . . .““

„„Glauben Sie mir, liebes Kind, ich kenne das [illegible]liche Herz, ſelten hat mich mein Scharfſinn ge-

täuſcht. Es iſt mir nicht möglich, an der Aufrichtigkeit Ihrer Eindrücke, Ihrer Gefühle zu zweifeln. In Ihrem blinden Vertrauen zu mir, in dieſer völligen Hingebung, welche bis zur Verwegenheit geht, ſehe ich auch den edelſten, den reinſten, den ſüßeſten Triumph, den eines Menſchen Herz erſtreben kann! Sträuben Sie ſich nicht dagegen, wir ſchmeicheln uns nicht. Ich beweiſe es Ihnen dadurch, daß ich Ihnen ſage: Ihr Schritt zu mir iſt, in ſeiner Treuherzigkeit, unüberlegt, verwegen geweſen, er würde genügen, um Ihren Ruf in den Augen der Welt zu Grunde zu richten, und dennoch bin ich ſtolz auf dieſen Schritt. Ah! um ein ſolches Vertrauen zu verdienen, muß der Charakter eines Menſchen wirklich geliebt, geehrt ſein! Ich wiederhole Ihnen, wenn ſich ſolche Gefühle in einer Ergebenheit wie die Ihrige, mein Kind, verperſönlichen, ſo erfreut ſich der Menſch, der ſie einflößt, des reinſten und ſüßeſten Triumphes!""

„„Ich verſtehe Sie, Herr Georges Hubert: ja, es muß ſüß und ruhmwürdig für einen Menſchen ſein, über eine, wenn auch beſcheidene, Exiſtenz zu verfügen . . . ""

„„Nun denn, mein liebes Kind, da Sie mich zum Herrn dieſer Exiſtenz machen, ſo müſſen Sie mir verſprechen, meine Rathſchläge zu befolgen.""

„„Oh! das verſpreche ich Ihnen von Herzen.""

„„Und vor Allem, da es bald zwei Uhr iſt, will ich Sie nach Ihrem Hotel zurückführen.""

„„Ich bin ganz verlegen, daß ich Ihnen dieſe Störung verurſache. Mein Gott! Sie wollen ſich dieſe Mühe für mich machen!""

„„Ich werde Sie zu einer ſolchen Stunde der Nacht nicht der Willkür eines Kutſchers überlaſſen. Ich erſuche Sie auch, nicht mehr in einem Hotel garni zu wohnen; ein ſolcher Aufenthalt ſchickt ſich nicht für eine junge Perſon.""

„„Ich werde thun, was Sie wollen.""

„„Hören Sie meinen Plan: ich kenne in die-

friedlichen, abgelegenen Straße eine treffliche Frau, eine äußerst ehrbare Witwe; seit langer Zeit habe ich sie mit dem Abschreiben meiner Manuscripte betraut. Sie bewohnt ein kleines Erdgeschoß mit der Aussicht auf einen Garten; ich bezweifle nicht, daß Ihnen Frau André (so heißt sie) auf meine Empfehlung ein Zimmer abtritt und [redacted] in die Kost nimmt, unter der ausdrücklichen Bedingung, liebes Kind, daß Sie ihr den Zweck Ihrer Reise nach Paris verbergen; sie könnte deßhalb ärgerliche Vorurtheile gegen Sie fassen, denn ohne übermäßig streng zu sein, hat sie doch feste Grundsätze. Wir werden uns also zu einer Lüge entschließen müssen: wir werden sagen, eine Waise, seien Sie nach Paris gekommen, um einen Prozeß zu betreiben, und Sie seien mir besonders empfohlen gewesen; ich bin nach dem, was ich von Ihrem Charakter und dem der Witwe weiß, überzeugt, daß Frau André bald für Sie eine fast mütterliche Zuneigung hegen wird.““

„„Ich kann Ihnen nur wiederholen, Herr Georges Hubert: Sie sind gut! in Ihrer Fürsorge für mich denken Sie an Alles . . . Sie versprechen mir also, daß ich Sie zuweilen sehen werde . . . Verzeihen Sie, wenn ich hierauf bestehe, für mich ist dies . . . das Leben.““

„„Sie werden mich oft sehen, und sogar . . .““

„„Sagen Sie mir nicht mehr, mein Ehrgeiz ist befriedigt . . . ich bin nun glücklich,““ fügte Louise bei, indem sie ihre von Thränen feuchten Augen trocknete. „„Oh! ich bin die Glücklichste der Frauen!““

„„Es schlug zwei Uhr; das Mädchen stand auf.

„„Welche kostbare Zeit haben Sie durch mich verloren, Herr Georges Hubert! Diese Lampe erwartete Sie, ohne Zweifel wollten Sie heute Nacht arbeiten?““

„„Nie, das glauben Sie mir, wird eine Nacht besser für mich angewendet gewesen sein; sie wird eine Stelle in meinen ehrenvollsten Erinnerungen einnehmen.““

„Und Sie . . . Sie, dessen Name und Gegen-

wart eine ſo große Begeiſterung in der Menge erregten! Sie, den Prinzeſſinnen mit ſo viel Zuvorkommenheit empfingen! Sie zeigen ſich ſo nachſichtig, ſo edelmüthig gegen ein armes Mädchen meiner Art . . . "

„„Dieſer ſchmeichelhafte Empfang, dieſer vielſeitige Beifall verherrlichten die ephemeren Arbeiten des Schriftſtellers,"" erwiederte Georges Hubert; „„Ihre Gegenwart hier verherrlicht ſein Herz und ſeinen Charakter, und dieſen letzten Triumph ziehe ich vor. Doch kommen Sie, die Nacht rückt vor; nach Ihrer Reiſe, nach ſo verſchiedenartigen Gemüthsbewegungen müſſen Sie der Ruhe bedürfen; ich will Sie nach Ihrem Hotel führen; morgen früh werde ich Frau Andrè beſuchen, eine Uebereinkunft mit ihr treffen, und ich hoffe Sie am Nachmittag abholen und dieſer wackern Frau vorſtellen zu können; haben Sie nur die Güte, mich in Ihrem Hotel zu erwarten.""

„„Dies war das erſte Zuſammentreffen von Louiſe mit Georges — es entſchied über ihre Zukunft.""

Gilbert und Gilberte hatten ſich ſo ſehr für dieſe Erzählung und die zarte und zugleich peinliche Lage von Louiſe intereſſirt, daß ſie, fortgeriſſen durch den Gang der Ereigniſſe, nicht daran dachten, die für ſie aus mehr als einem Grunde ſo anziehende Lecture zu unterbrechen; da aber das Ende dieſer Epiſode, ſo zu ſagen, einen Ruhepunkt in der Erzählung bildete, ſo rief Gilberte triumphirend:

„Nun, Geliebter, ich ſagte doch, Georges Hubert und Louiſe werden ſich ganz artig und anſtändig aus dieſer, Deiner Anſicht nach, peinlichen Verlegenheit ziehen!"

„Das iſt bei meiner Treue wahr! ich erwartete es nicht! Georges Hubert darf ſich rühmen, tüchtig geliebt zu ſein!"

„Geſtehe, daß er es verdient! Welches Zartgefühl! wie raſch hatte er Louiſe, die ſich ihres Geſtändniſſes ganz ſchämte, das Herz erleichtert, da er ſie ſein liebe

Kind nannte und beinahe wie ein Vater mit ihr sprach. Oh! mein Gilbert, wie stolz macht mich der Gedanke, morgen werden wir, Du dieser geniale, so rührend gute Mann, ich diese vortreffliche Louise sein, welche, was die Liebe und die Ergebenheit betrifft, ein wahrer guter Hund ist, der nur Eines kennt: seinen Herrn lieben und Ihm gehorchen. Wie glücklich werden Beide sein! welch ein Paradies ist eine solche Verbindung!"

„Wenn das Glück hier nicht ist, so ist es bei meiner Treue nirgends: Ruhm, Liebe, Jugend, Vermögen, — denn Georges Hubert bewohnt ein Haus mit einem Garten.

„Und ich erinnere mich, daß er mir, als ich Marquise war, sagte, seine Arbeit sichere ihm in Verbindung mit seinem Erbe eine sehr unabhängige Existenz. Nicht als ob wir einen großen Werth auf ein ungeheures Vermögen legten . . . wir hatten ein bedeutendes Vermögen in unserem Marquisat, und . . ."

„Und wir haben gesehen, was es am Ende war, nicht so, meine arme Minettte? Dieses Vermögen machte nicht, daß wir zweimal zu Nacht speisten, im Gegentheil, da wir gar nicht speisten; indessen, obgleich ich von diesen Ideen eines großartigen Luxus, an den man sich gewöhnt wie an [illegible] Anderes zurückgekommen bin, ist es mir doch für uns nicht unangenehm, daß dieser berühmte Mann, ohne colossal reich zu sein, sich einer schönen Wohlhabenheit erfreut; so kann man einen Freund oder arme Leute unterstützen; kurz, das dient zur Vervollständigung eines Looses, und Georges Hubert und Louise vereinigen, wie gesagt, Alles: Ruhm, Genie, Jugend, Liebe, Vermögen; Beide haben die besten Herzen der Welt, die edelsten Charaktere. Ich wiederhole, hier muß das Glück sein, es ist ganz gewiß da, und morgen werden wir sicherlich unserer lieben kleinen Fee zurufen können: Gehe, Korrigan!"

„Für Euch und für mich wünsche ich es, meine

Freunde," versetzte die sanfte Stimme. „Möchte ich, nachdem Eure letzte Wünsche erfüllt sind, meinen Schwestern nachfolgen dürfen!"

„Oh! seien Sie unbesorgt, gute Korrigan, ich denke wie mein Gilbert: ich bin beinahe sicher, daß wir Ihnen morgen, wenn wir Louise und Georges Hubert sind, die Freiheit wiedergeben ...." Aber, Bibi, nun wollen wir weiter lesen. Louise schreibt immer; während wir schwatzen, muß sie uns ein gutes Stück vorangeeilt sein.

„Wir waren bei dem Augenblick, wo Georges Hubert sie nach Hause führte und ihr rieth, nicht mehr in einem Hotel garni zu wohnen, sondern sich bei einer würdigen Witwe, Frau André, in Kost und Miethe zu geben."

XIV.

Fortsetzung der Geschichte eines jungen Mädchens.

„„Louise wurde wie eine Tochter von Frau André aufgenommen, der sie Georges Hubert vorstellte. Nie wird sie die fast mütterliche Sorgsamkeit vergessen, mit der sie diese treffliche Frau behandelte. Um das Maß ihres Glückes voll zu machen, konnte ihr Louise bald bei den Abschreibearbeiten helfen, die ihr der Dichter gab.

„„Mit welcher Gemüthsbewegung, mit welcher ehrfurchtsvollen Neugierde betrachtete Louise, ganz stolz, die erste Vertraute der von einer gierigen Menge mit Ungeduld erwarteten Werke zu sein, diese mit der Schrift von Georges Hubert bedeckten Blätter! Eine Schrift so schnell und geläufig wie die Welle der überströmenden Inspiration, — anderswo aber wieder langsam, durchstrichen, sorgfältig, wenn die Ueberlegung, die Anal-

die gewiſſenhafte Aufſuchung des Beſſern, die unbeugſame Kritik gegen ſich ſelbſt beim Dichter auf die Improviſation folgten.

„„Wie viele beglückte Stunden brachte Louiſe ſo bei dieſer ihrem Herzen und ihrem Geiſte theuren Beſchäftigung zu, — mit einem aufmerkſamen, entzückten Auge durch das Labyrinth von geiſtreichen Stellen und Zurückweiſungen, mit denen das Manuſcript von Georges Hubert beladen war, den ſtufenweiſen Umwandlungen ſeines Gedankens folgend, der, zuweilen weitſchweifig und unbeſtimmt bei ſeinem Aufkeimen, bei jeder Verbeſſerung aber immer klarer und beſtimmter wurde. Oft — Wunder des menſchlichen Geiſtes, ein Wunder, das Louiſe mehr als einmal anſtaunte, — oft erleuchtete ein Wort, ja ein einziges Wort in einer dramatiſchen Scene beigefügt oder verändert, ein einziges Wort, ein Genieblitz erleuchtete einen Charakter bis in ſeine letzten Tiefen.

„„Mehrere Monate lang beſuchte Georges Hubert Louiſe beinahe jeden Tag; er behandelte ſie mit einer väterlichen Güte, er gefiel ſich darin, ihren Verſtand zu cultiviren, zu entwickeln, zur Reife zu bringen, ihren Geſchmack zu bilden, zu läutern, ihre Seele durch freundliche Geſpräche oder doch ſorgfältig ausgewählte Lecture zu erheben: zuweilen bat er, nöthigte er Louiſe, ihm die günſtigen oder ungünſtigen Eindrücke zu ſagen, welche in ihr das Abſchreiben eines vor Kurzem erſt von ihm abgefaßten Werkes hervorgebracht hatte. Ihre Schüchternheit überwindend, antwortete Louiſe mit ihrer gewöhnlichen Aufrichtigkeit, und mehr als einmal benützte Georges Hubert ihre Bemerkungen. Oft machte er auch lange Promenaden in der Umgegend von Paris mit Louiſe und Frau Andrés: das Studium und die vernünftige Bewunderung der großen Gemälde der Natur waren der Gegenſtand ihrer Unterhaltungen. Kam der Abend, ſo ſpeiſte man heiter in irgend einem Dorfwirthshauſe [illegible]ehrte dann in die Stadt zurück.

„„So köſtlich ausgefüllt, vergingen die Tage von Louiſe; ihre leidenſchaftliche Liebe für den Dichter ſchlug immer tiefere Wurzeln in ihrem Herzen, und dennoch hatte ſie es ſeit ihrem erſten Geſtändniſſe nie mehr gewagt, von dieſer Liebe wieder mit Georges Hubert zu ſprechen, eine ſolche Ehrfurcht flößte er ihr ein, — nicht als wäre er hochmüthig, gleichgültig oder ſtreng geweſen, nein, nein, er bezeigte Louiſe immer eine zärtliche Zuneigung und umgab ſie mit Zuvorkommenheiten, und in ſeinen Unterhaltungen mit ihr ließ er einer reizenden Heiterkeit freien Lauf; doch nie ſprach er auch nur ein Wort, das Louiſe hätte können vermuthen laſſen, er habe die geringſte Erinnerung an das Geſtändniß ihrer Liebe bewahrt. Dann ſagte ſie ſich:

„„Georges hat eine Geliebte; er intereſſirt ſich für mich, weil er der beſte Menſch der Welt iſt; er gefällt ſich darin, meinen Verſtand zu cultiviren, meine Seele zu erheben, weil vom edlen, glänzenden Geiſte dieſes erhabenen Mannes das Gerechte, das Gute, das Schöne ausſtrahlt, wie das Licht von einer Glorie; nie aber wird er mich lieben. Ich bin weder ſchön, noch geiſtreich genug, um ihm zu gefallen, ihm, der unter den Schönſten, den Eleganteſten und den Geiſtreichſten wählen kann. Gleichviel! So wie es iſt, iſt mein Loos ſo glücklich, ſo beneidenswerth, daß ich weder albern, noch eitel genug bin, um mein Glück durch ausſchweifende Wünſche zu ſtören. Vergeht nicht beinahe mein ganzes Leben in einem köſtlichen, vertrauten Umgang mit dieſem Genie, auf das Frankreich ſtolz iſt? Was kann ich mehr verlangen?““

„„Trotz dieſer vernünftigen Reflexionen, die ſie in Ausübung brachte, trotz ihres feſten Willens, ſich nicht in chimäriſchen Hoffnungen zu wiegen, trotz des wirklichen Glückes, das ſie genoß, verſank Louiſe, untergraben vom Fieber und von brennenden Schlafloſigkeiten, allmälig in finſtere Melancholien; ſie magerte ab, verlor den

Appetit und überließ ſich oft einer entnervenden Niedergeſchlagenheit. Man hätte glauben ſollen, in dieſen Stunden trauriger Erſchlaffung geſtehe ihr Blut, bleibe ihr Leben ſchwebend; beſchäftigte ſie ſich mit Arbeiten für Georges Hubert, ſo ſtand ihre Feder ſtille und entſchlüpfte ihren Fingern; ihre Gedanken trübten, verſchleierten ſich; aus dieſer Abſpannung des Körpers, aus dieſer Verdunkelung des Geiſtes ging ſie dann erſtaunt, betrübt hervor, wie wenn man aus einem böſen Traume erwacht, und ſie ſagte ſich weinend:

„„Das iſt Wahnſinn oder Krankheit! Nie iſt eine Frau glücklicher geweſen, als ich, und ich kann dieſe Niedergeſchlagenheit nicht beſiegen und fühle, daß ich von Tag zu Tag an Geiſt und Körper abnehme.““

„„Louiſe ſtemmte ſich dann mit allen Kräften gegen dieſes Hinſchmachten an, doch ſie konnte nicht widerſtehen, gerade wie man an einem Sturmtage unwillkürlich der niederdrückenden Gewalt eines ſchweren, lange bekämpften Schlafes nachgibt.

„„Mit dieſem peinlichen, ſeltſamen Zuſtande verbanden ſich für ſie grauſame Bangigkeiten.

„„Bald befürchtete ſie, die wahre Urſache ihres Welkens werde dem Scharfſinne von Georges Hubert nicht entgehen, und da er ſie nicht lieben könne, ſo werde er ſich aus einem Gefühle von Mitleid von ihr entfernen, — auf das Vergeſſen, auf die Zeit rechnend, um ſie von ihrer tollen Leidenſchaft zu heilen.

„Bald bemerkte ſie, daß ihr getrübter, unruhiger, oft bis zur Abirrung zerſtreuter Geiſt ihr nicht mehr erlaubte, ſich anhaltend mit den Arbeiten zu beſchäftigen, welche einſt ihre Freude und ihr Stolz geweſen; mehrere Male machte ſie ſich eines Unſinns oder unglaublicher Verſehen ſchuldig, wenn ſie die Manuſcripte von Georges Hubert abſchrieb. Anfangs ſchalt er ſie heiter aus, wie man ein verwöhntes Kind ausſchilt; dann, als Verſehen wiederholten, ſprach er nicht mehr

davon und ließ insgeheim die Copien von Louise durch Frau Andrè neu machen. Vergebens bat diese treffliche Frau, deren wahrhaft mütterliche Zärtlichkeit sich nicht verleugnete, Louise inständig, ihr die Ursache ihres Kummers anzuvertrauen ... Louise begrub ihr Geheimniß in die tiefste Tiefe ihres Herzens und bewahrte es hier.

„„Ein letzter Schlag war ihr vorbehalten „„Sie bemerkte gewisse Veränderungen in dem Verhältniß von Georges Hubert zu ihr; er war bald sorgenvoll, in Gedanken versunken, bald ernst, zurückhaltend, kalt, und seine Heiterkeit verschwand. Er besuchte oft Louise mehrere Tage nicht, kam er wieder zu ihr, so schien er beständig einer Befangenheit preisgegeben zu sein; oft gewahrte sie, daß er seinen durchdringenden Blick auf eine unerklärbare Art auf sie heftete. Endlich blieb er einen ganzen Monat von ihr entfernt, ohne daß Louise etwas von ihm hörte.

„„Es ist um mich geschehen,"" dachte sie mit einer finstern Verzweiflung; „„ich werde ihn nicht wiedersehen! er hat meine wahnsinnige Liebe errathen und kann mir meine feige Schwäche nicht verzeihen ... und seine Strenge ist nur zu gerecht! Ihm hatte ich das glücklichste Loos zu danken: ich wußte desselben mich nicht würdig zu machen und es mir zu erhalten. Das ist meine Schuld, das ist meine Schuld ... Oh! was auch geschehen mag, und müßte ich verschmachten, ich werde wenigstens das Glück einige Monate lang gekannt haben. Nicht eine Klage wird aus meiner Seele kommen, denn was hatte ich gethan, um dieses Glück zu verdienen? Ich habe es verloren ... das ist meine Schuld ... das ist meine Schuld!""

„„Als Louise Georges Hubert nach dieser Abwesenheit von einem Monat wiedersah, — eine Abwesenheit, die sie als das Vorzeichen einer entschiedenen Trennung betrachtete, — war sie erstaunt über die Veränderung,

die ſie im Geſichte und in den Manieren des Dichters bemerkte; die Freude, die Zuverſicht, die Heiterkeit glänzten auf ſeiner Stirne; er ging auf Louiſe zu, nahm ihre Hände und küßte ſie (er hatte ſich bis dahin noch nie dieſe unſchuldige Vertraulichkeit erlaubt); dann ſetzte er ſich an ihre Seite und ſagte mit einem Ausdrucke unausſprechlicher, beinahe leidenſchaftlicher Zärtlichkeit:

„„Louiſe, laſſen Sie uns ein wenig von der Vergangenheit, viel von der Gegenwart und noch mehr von der Zukunft reden.““

„„Dieſe Worte, ihre Betonung, die ſtrahlende Miene des Dichters machten, daß das Herz von Louiſe hüpfte und ſich allen Hoffnungen öffnete.

„„Sie fühlte ſich gerettet.

„„Nur dieſe Worte vermögen den Eindruck zu bezeichnen, den ſie empfand, als ſie den Dichter wiederſah, ihn hörte.

„„Louiſe,““ ſprach er, „„ſeit mehreren Monaten habe ich Sie aufmerkſam ſtudirt . . . erforſcht und beſondeks gewürdigt; allmälig folgte auf meine faſt väterliche Zuneigung für Sie ein anderes Gefühl; mit einem Worte, Louiſe, ich liebte Sie, ich liebe Sie!““

„„Sie lieben mich!““ rief das Mädchen mit einem unbeſchreiblichen Entzücken . . . es hatte den Himmel im Herzen. „„Sie lieben mich! mich? . . . mich, Louiſe?““

„„Ich liebe Sie leidenſchaftlich! Ach! gegen dieſes Gefühl habe ich lange gekämpft, doch Ihr Herz hat mich beſiegt . . .““

„„Sie haben gekämpft . . . ich . . .““

„„Hören Sie mich, Louiſe,““ unterbrach Georges Hubert das Mädchen . . . „„Diejenige von Ihrem Eigenſchaften, welche mich am meiſten entzückt hat, iſt die Offenherzigkeit. Die meinige kommt der Ihrigen gleich. Unter uns alſo nie eine Verſchweigung! Ja, lange habe ich gegen dieſe Liebe gekämpft, welche jeden Tag eine

neue Herrschaft über mich gewann. Ich habe gekämpft, wissen Sie, warum? Weil ich mir nach tiefen Reflexionen nie zu heirathen gelobt hatte. Auf diese gegen mich selbst eingegangene Verpflichtung verzichtete ich nicht ohne Besorgnisse, ohne Kämpfe. Zur Reife des Alters gelangt, gewohnt, meine Zukunft unter einem gewissen Anblick zu betrachten, mußte ich mich an einen andern Horizont gewöhnen, einen andern Weg einschlagen, ein anderes Ziel ins Auge fassen, und dies in einem Alter, wo man eine so plötzliche Veränderung nicht ohne Furcht ansieht. Das ist noch nicht Alles, Louise: eine andere, weil sie Sie persönlich betrifft, ernste Erwägung vermehrte noch mein Zögern. Die Ehe ist meiner Ansicht nach die feierlichste Verbindlichkeit, die gewichtigste Verantwortlichkeit, die ein ehrlicher Mann auf sich nehmen kann, denn nach meiner Ueberzeugung sind es beinahe nie die **Frauen**, sondern die **Männer**, welche die Ehen unglücklich machen; und wenn ich zuweilen gerade die vertraulichen Klagen gewisser Ehemänner anhören sollte, erwiederte ich: „„Ich weiß nicht, was Sie mir erzählen wollen, doch ich bin zum Voraus überzeugt, daß Sie nur sich selbst die Verdrießlichkeiten, über welche Sie klagen, zuzuschreiben haben.““ Und ich täuschte mich selten. Damit bezeichne ich Ihnen meine Unschlüssigkeit, meinen Zweifel an mir selbst bei dem Gedanken, daß Ihr Glück und das meinige von der unwiderruflichen, gemeinschaftlichen Verbindlichkeit, welche man die Ehe nennt, abhängen sollen. Endlich, nachdem ich eine nach der andern alle Folgen unseres Bündnisses reiflich erwogen und lange über Ihren Charakter und den meinigen nachgedacht hatte, gewann ich die Ueberzeugung, daß wir alle Chancen eines möglichen und wünschenswerthen Glückes vereinigen werden, wenn Sie meine Hand annehmen; und diese Hand . . . Louise, ich biete sie Ihnen mit Liebe, mit Stolz an!““

„Ah! ich athme!“ rief Gilbert mit einem Seufzer der Erleichterung ſein Leſen unterbrechend; „welch Angſt hatte ich für die arme Louiſe! Einen Augenblick hielt ich ſie für verloren!“

„Armes, liebes Mädchen! ich zitterte auch,“ ſagte Gilberte . . . Welche ſanfte Reſignation! welche Liebe! welcher Muth! und wie hat dieſer würdige Georges Hubert das wackere, gute Herz von Louiſe, indem er ſie heirathete, zu ſchätzen gewußt!“

„Oh! ja; doch Eines begreife ich nicht.“

„Was, Bibi?“

„Die Korrigan hat uns geſagt, Georges Hubert ſei nicht verheirathet.“

„Nun?“

„Und nun iſt er doch im Begriffe, ſie zu heirathen!“

„Halt! halt! Du haſt Recht! Wie geht das zu? Zum Glück werden wir es ſogleich erfahren; wir ſind bei dem Augenblick, wo Georges Hubert ſeine Hand der armen Louiſe anbietet, welche vor Liebe für ihn ſtarb.“

Gilbert las alſo weiter:

„„Louiſe hatte Georges Hubert mit einer unſäglichen Trunkenheit angehört. Süße Thränen entfloßen ihren Augen. Sie ergriff beide Hände des Dichters, bedeckte ſie mit Küſſen und ſprach dann mit einer vor Freude bebenden Stimme zu ihm:

„„Georges . . . dieſe Hand . . . dieſe edle Hand bieten Sie mir an?“

„„Ich habe es Ihnen geſagt, Louiſe, ich biete ſie Ihnen mit Glück und Stolz an.“

„„Ah! mein Gott, ich danke Dir!“ rief Louiſe, während ſie auf die Kniee ſank: dann erhob ſie gegen den Dichter ihr von Liebe und Dankbarkeit ſtrahlendes Geſicht und ſprach: „„Georges Hubert bietet mir ſeine Hand an!““

„„Der Dichter weidete ſich voll Wonne an der Glückſeligkeit von Louiſe, deren Geſicht in milden Thränen gebadet war, neigte ſich zu ihr hinab, ſetzte ſie wieder an ſeine Seite und ſprach:

„„Ich müßte vor Ihnen knieen, meine geliebte Louiſe; an dem, welcher empfängt, iſt es, zu danken . . . und das Geſchenk Ihrer Hand ſichert das Glück meines Lebens. . .““

„„Das Mädchen, nachdem es ſtillſchweigend Georges Hubert angeſchaut hatte, erwiederte mit einem Ausdrucke tiefer, leidenſchaftlicher Liebe:

„„Dieſe Hand, die Sie mir anbieten . . . mein Georges . . . ich ſchlage ſie aus.““

„Was ſagſt Du?“ rief Gilberte ganz erſtaunt, „Louiſe weigert ſich, Georges Hubert zu heirathen?“

„Laß mich doch leſen, Minette,“ verſetzte Gilbert fortgeriſſen durch das Intereſſe der Erzählung, und er winkte ſeiner Frau, daß ſie ihn nicht mehr unterbrechen möge, und wiederholte die letzten Worte von Louiſe:

„„Dieſe Hand, die Sie mir anbieten, mein Georges, ich ſchlage ſie aus!““

„„Louiſe,““ rief der Dichter, der das, was er hörte, nicht glauben konnte, und beſonders betroffen von dem Ausdrucke tiefer, leidenſchaftlicher Zärtlichkeit, mit dem ſie ihm erklärte, ſie ſchlage die Heirath aus: „„Louiſe, dieſe Worte . . . bedenken Sie? . . . Oh! ich bitte, faſſen Sie ſich!““

„„Seien Sie unbeſorgt, Georges, das Glück läßt mich nicht den Verſtand verlieren, ich beweiſe es Ihnen dadurch, daß ich dieſe Heirath nicht annehme.““

„„Louiſe . . . Ihre Sprache iſt unerklärlich! Sie lieben mich, ſagen Sie? . . . und dieſe Heirath. . .““

„„Ich weiſe ſie zurück, weil ich Sie liebe, Georges! weil ich Sie liebe . . . oh! ſehen Sie, wie nie ein Menſch geliebt worden iſt! . . . Ich werde Ihre

Geliebte, Ihre Magd, Alles, was Sie wollen, ſein! doch Ihre Frau nie! oh! nie!““

„„In der That, meine Vernunft geräth in Verwirrung, mein Geiſt erſchöpft ſich, um Sie zu begreifen . . .““

„„Wie, mein Georges, Sie, der Sie das menſchliche Herz in ſeinen geheimſten Falten kennen, Sie begreifen mich nicht?““ ſagte Louiſe, und lächelnd fügte ſie bei: „„Oh! mein göttlicher Dichter, wie glücklich und ſtolz iſt die arme Louiſe, Ihnen, dem tiefen Denker, eine von den tauſend Nuancen, eines von den tauſend Geheimniſſen der Liebe zu offenbaren.““

„„Der Liebe?““ verſetzte der Dichter mit ſchmerzlichem Tone. „„Nein, nein, Sie lieben mich nicht.““

„„Ich liebe ihn nicht!“ ſagte Louiſe, und ſie zuckte die Achſeln mit einer Bewegung mitleidsvoller Zärtlichkeit; dann nahm ſie die Hand des Dichters und ſprach mit einem Tone der Ueberlegenheit, die ſie aus der Tiefe ihrer aufopfernden, hochherzigen Ergebenheit ſchöpfte:

„„Ich liebe Sie nicht! Ah! mein Georges . . laſſen Sie uns vernünftig reden . . . Nicht wahr, dieſe Heirath iſt für Sie der Gegenſtand langer Kämpfe gegen das Gelübde Ihres Herzens geweſen? Sie haben mir das geſagt!““

„„Ja, und ich habe Ihnen die Urſache dieſes Zauberns, dieſes Kampfes genannt.““

„„„Oh! ich weiß es, und dieſes Gefühl ehrt Sie, wie alle die, welche Ihr edles Herz ſchlagen machen; doch daß eine ſo erhabene, ſo geſtählte Seele wie die Ihrige zweifelt und zaudert. . . .““

„„„Oh! Sie Kind!““ rief ungeſtüm der Dichter, „„„im Namen Ihres Glückes, Ihrer Zukunft zauderte ich . . .““““

„„„Glauben Sie, ich ſei fähig, hieran zu zweifeln, Georges? Oh! nein, nein, und gerade, um in keiner Beziehung meine Zukunft, mein Glück zu gefährden,

ſchlage ich es aus, Ihre Gattin zu werden . . . Was wollen Sie! ich bin ſelbſtſüchtig!""

„„Louiſe!""

„„Hören Sie mich an, Sie haben mich ſtudirt, gewürdigt, wie Sie ſagen; Sie beſitzen einen außerordentlichen Scharfſinn, Sie müſſen mich kennen, Sie kennen mich. Antworten Sie mir nun aufrichtig: glauben Sie, ich wäre glücklich, wenn ich mir alle Tage ſagte: Georges wollte nicht heirathen . . . er hat mich ſterbend durch eine wahnſinnige Leidenſchaft für ihn geſehen . . . und in der Großmuth ſeines anbetungswürdigen Herzens hat er mir ſeine Hand angeboten.""

„„Wie! Sie denken, das Mitleid . . ."

„„Nein, nein, die Liebe hat auch Ihren Entſchluß herbeigeführt. Ja, Sie lieben mich, ich glaube es, ich fühle es . . . doch die Liebe vergeht. Oh! antworten Sie mir nicht, die Zuneigung überlebe ſie. Ich bezweifle es nicht, doch was beweiſt dies? Hat es mir je an Ihrer Zuneigung, an Ihren Bemühungen, an Ihrer Fürſorge gefehlt, ſeitdem ich zu Ihnen gekommen bin? und dennoch war ich nicht Ihre Frau! Noch ein Wort, mein Georges, und ich endige," fügte Louiſe bei, als ſie ſah, daß der Dichter ſie unterbrechen wollte: „„Nein, ich wäre nicht glücklich, wenn ich dächte, Ihr Leben ſei an das meinige durch ein, in den Augen eines Mannes wie Sie immer heiliges, Band gefeſſelt; nein, ich wäre nicht glücklich, weil ich mir jeden Tag ſagen würde: Das glänzende Genie hat ſein Geſchick an das meinige gekettet, und das Genie muß frei und unumſchränkter Gebieter über ſeinen Willen, über ſeine Zukunft ſein.""

„„Ei! unglückliches Kind, gebe ich nicht einen Beweis von dieſem Willen, von dem Sie reden, indem ich Sie um Ihre Hand bitte!""

„„Ja, doch an mir, ſo niedrig ich auch bin, iſt es, Sie zu verhindern, mein Georges, daß Sie ſich dieſer Freiheit entäußern.""

„„Seltſame Anmaßung!““ rief der Dichter mit Bitterkeit. „„Sie will beſſer als ich wiſſen, was mich glücklich machen kann.““

„„Was kann Sie glücklich machen, mein Georges?““ fragte Louiſe mit dem Tone zärtlicher Ergebenheit. „„Sie wollen mich heirathen? Warum? um Ihr Leben mit mir hinzubringen, um eine ergebene, liebende, eifrige, glückliche Frau bei ſich zu haben! Alles dies biete ich Ihnen an . . . nur keine Heirath . . .““

„„Wohl aber die Schande, unglückliches Kind! . . Ah! ich liebe Sie, ich achte Sie zu ſehr, ich achte mich ſelbſt zu ſehr, um der Mitſchuldige Ihrer Entehrung zu werden.““

„„Mein Georges, das ſind Worte und nichts Anderes.““

„„Worte?““

„„In weſſen Augen ſollte ich entehrt ſein? In den Ihrigen?““

„„Nein, nicht in den meinigen, wenn ich Ihre Schwäche theilte, doch früher oder ſpäter wären ſie in Ihren eigenen Augen entehrt, und morgen ſchon in denen der Welt.““

„„Die Welt! die Welt, das iſt für mich der Ort, wo Sie ſind, Georges; für mich, — und ich habe die Anmaßung, mich in dieſer Hinſicht beſſer zu kennen, als Sie mich kennen, — für mich wäre es nicht die Schande, ſondern der Stolz meines Lebens, von Georges Hubert geliebt zu ſein.““

„„Louiſe, ich beſchwöre Sie mit gefalteten Händen, überlegen Sie! laſſen Sie ſich nicht verblenden durch die Luftſpiegelung einer Ergebenheit, einer Selbſtverleugnung, welche zu bewundern ich nicht umhin kann; doch die Grundſätze meines ganzen Lebens gebieten mir, zu widerſtehen. Louiſe, ich flehe Sie an, machen Sie
cht durch Ihre Weigerung mein Unglück und das Ihrige
leicht!““

„„Georges, Sie haben die Hartnäckigkeit meines Charakters in seinen guten oder schlimmen Entschlüssen zuweilen gelobt, zuweilen mit Recht getadelt: mein Entschluß ist gefaßt, ich gehöre Ihnen, verfügen Sie über mich, über mein Schicksal, doch nie werde ich Ihre Frau sein.““

„„Louise, ich beschwöre Sie.““

„„Glauben Sie mir, ich handle nicht leichtsinnig, die Schwärmerei der Selbstverleugnung verblendet mich nicht, das wiederhole ich Ihnen zum letzten Male, mein geliebter Georges. Alles Glück, das ich Ihnen, Ihre Frau werdend, zu danken haben könnte, wäre vergiftet durch den Gedanken aller Augenblicke, Sie werden vielleicht eines Tags den Verlust Ihrer Freiheit beklagen.““

„„Louise, nehmen Sie sich in Acht, mein Charakter ist so entschlossen, als der Ihrige, und ich erkläre Ihnen, nie werde ich die gemeinschaftliche Verbindlichkeit Ihrer Verirrung annehmen, nie werde ich der Mitschuldige Ihrer Schande sein.“

„„Sie werden mich verlassen, Georges . . . nicht wahr, meine Weigerung, Sie zu heirathen, wird mich Ihre Liebe kosten? Ich werde mich zu fügen wissen.““

„„Und ich armer Wahnsinniger, ich, der ich alle Hoffnungen meines Lebens auf Sie setzte, was soll aus mir werden?““ rief der Dichter, dessen Augen sich mit Thränen füllten, mit einem so schmerzlichen Ausdruck, daß Louise bebte und ihre Thränen auch nicht mehr zurückhalten konnte. „„Louise,““ fügte er mit einer leidenschaftlichen Dringlichkeit bei, als er die Gemüthsbewegung des Mädchens wahrnahm, „„Louise, meine Bitte rührt Sie, aus Mitleid für mich, aus Mitleid für Sie, weisen Sie mich nicht zurück!““

„„Einem grausamen Kampfe preisgegeben, zerfloß Louise in Thränen und schwieg einige Augenblicke; dann, nach einer beinahe übermenschlichen Anstrengung gegen

ſich ſelbſt, erwiederte ſie mit einer durch das Schluchzen erſtickten Stimme:

„„Mein Georges, nie!““

„„Louiſe . . .““

„„Nein! nein! ſehen Sie, ich erinnere mich deſſen, was ich gelitten habe, als ich glaubte, Sie wollen ſich auf immer von mir entfernen. Aber, großer Gott! was wäre dieſer Schmerz im Vergleiche mit meinen Bangigkeiten in jeder Stunde nur bei dem Gedanken, unſere Ehe könnte Ihnen eines Tags zur Laſt ſein! Vergebliches Bereuen, das Sie durch Ihren Edelmuth vor mir zu verbergen den Muth hätten! Georges, und ſollte ich Sie heute auch zum letzten Male ſehen, ich vermöchte Ihnen nur zu wiederholen: Ich gehöre Ihnen! verfügen Sie über mein Schickſal, aber nie werde ich Ihre Frau ſein!““

„„Gott befohlen! wahnſinniges Geſchöpf!““ rief Georges Hubert in ſeiner heftigen Verzweiflung. „„Gott befohlen . . . und auf immer Lebewohl!““

„„Gott befohlen!“ erwiederte Louiſe mit dem unerſchütterlichen Bewußtſein der Ergebenheit und einer wohl überlegten Selbſtverleugnung. „„Leben Sie wohl, mein Georges, nie hat Sie eine Frau mehr geliebt, nie wird Sie eine Frau mehr lieben, als ich!““

„Ah! das iſt ſehr wahr,“ ſagte Gilberte, während ſie ihre von Thränen befeuchtete Augen trocknete. „Arme Louiſe! welcher Muth! welche Aufopferung! Die Hand von Georges Hubert ausſchlagen! ſich weigern, einen ſo ruhmwürdigen Namen zu führen, während ſo viele Frauen auf das Heirathen wie wüthend ſind!“

„Bei meiner Treue, Minette, Du haſt mich zur rechten Zeit unterbrochen. Ich konnte nicht mehr leſen, die Thränen verblendeten mich. Welche muthige Herzen! Nicht weil ich Georges Hubert ſein ſoll, aber ich finde

ſein Benehmen ſo erhaben, als das von Louiſe. Und Du?"

„Ich auch. Sie kommen ſich ſicherlich an Werth gleich und ſind für einander gemacht. Mein Gott! nun ſind ſie getrennt; wie wird das endigen?"

„Wir werden es bald erfahren," verſetzte Gilbert, indem er ſeine naſſen Augen abwiſchte. „Ah! Geliebte, wir haben oft mit einander Romane an der Ecke unſeres Feuers geleſen, doch mir ſcheint, nie hat uns eine Geſchichte ſo ſehr intereſſirt, wie dieſe."

„Ei! das iſt ganz einfach: wir leſen unſere eigene Geſchichte, da wir Louiſe und Georges ſein werden."

„Du haſt Recht. Laß doch ein wenig ſehen, was uns begegnen wird, oder vielmehr was uns begegnet iſt."

„Wir waren bei dem Augenblick, wo Georges und Louiſe ſich Lebewohl ſagten und im Begriffe waren, ſich zu trennen.""

„Ja . . . und ich wiederhole den letzten Satz:

„„Gott befohlen,"" erwiederte Louiſe mit dem unerſchütterlichen Bewußtſein der Ergebenheit und einer wohl überlegten Selbſtverleugnung; „„„leben Sie wohl, mein Georges, nie hat Sie eine Frau mehr geliebt, nie wird Sie eine Frau mehr lieben, als ich.""""

„„Georges Hubert, nachdem er ſich raſch von Louiſe entfernt hatte, blieb auf der Thürſchwelle unbeweglich ſtehen, verbarg ſein Geſicht in ſeinen Händen und murmelte mit erſtickter Stimme:

„„„Ich kann Sie doch nicht ſo verlaſſen!""""

„Dann, nach einem langen Zögern, fügte er wie gebrochen durch den Kampf bei:

„„„O menſchliche Schwäche! o unbeſiegbare Gewalt der Liebe!""""

„Er machte hierauf eine Bewegung, um ſich Louiſe

zu nähern; doch er widerstand der ersten Hinreißung, ging hastig weg und rief:

„„Nein, nein, diese sträfliche Schwäche werde ich zu überwinden wissen. Gott befohlen, Louise, Sie sehen mich nicht wieder.““

„„Louise folgte ihm mit einem verzweifelten Blicke; dann, als er verschwunden war, fühlte sie sich ohnmächtig werden und sank zu Boden.

„„Von diesem Tage an einem hitzigen Fieber preisgegeben, wurde Louise so gefährlich krank, daß man beinahe jede Hoffnung, sie zu retten, verlor. Frau Andrè, die ihrer mit der Sorgsamkeit der zärtlichsten Mutter pflegte, verließ ihr Bett nicht; als Georges Hubert durch einen Brief dieser vortrefflichen Frau erfuhr, das Leben von Louise sei in Gefahr, eilte er herbei, blieb Tag und Nacht im Hause, spähte an der Thüre der Kranken, und suchte ihre geschwächte Stimme, ihren Athemzug zu vernehmen, denn er wagte es nicht, vor ihren Augen zu erscheinen, weil er unheilvolle Gemüthsbewegungen bei ihr zu verursachen befürchtete. Die Wissenschaft eines, mit Georges befreundeten, berühmten Arztes, die Jugend von Louise, das Wiedererwachen einer unbestimmten Hoffnung, da sie (als ihr Zustand der Frau Andrè sie hievon in Kenntniß zu setzen gestattete) erfuhr, mit welcher schmerzlichen Bangigkeit Georges Hubert, der das Haus nicht verlassen, den verschiedenen Phasen dieser Krankheit, die man Anfangs für tödtlich gehalten, gefolgt war, führten allmälig die Wiedergenesung von Louise herbei.

„„Es kam endlich der Tag, wo Georges Louise ohne Gefahr für sie sehen konnte.

„„Louise,““ sagte der Dichter zu ihr, „„wir lieben uns zu sehr, um von einander getrennt zu leben; Ihre Liebe hat mich abermals besiegt . . . Die Verpflichtung, die ein ehrlicher Mann gegen sich selbst übernimmt, ist eben so heilig, als die, welche er vor dem Gesetze übernimmt . . . Sie schlagen meine Hand aus, Louise; Sie

werden nichtsdeſtoweniger meine Frau ſein! hören Sie wohl: meine Frau! in der heiligſten Bedeutung dieſes ſüßen Namens, das gelobe ich hier. Ja, wenn Sie wiederhergeſtellt ſind, kommen Sie zu mir, und dort, vor dem Bilde meiner Mutter, werde ich Ihre Hand in die meinige nehmen und einen Eid ſchwören, daß ich unſere Verbindung als unauflösbar betrachte . . . Sie kennen mich, Louiſe, Sie wiſſen, welche fromme Ehrfurcht ich für das Andenken meiner Mutter hege: Sie werden meinem Schwure glauben! . .“

„Das Mädchen erlangte bald ſeine Geſundheit wieder. Georges Hubert hielt ſein Verſprechen, und ſeit jenem Augenblicke bis zu der gegenwärtigen Stunde, wo Louiſe dieſe Zeilen ſchreibt, iſt ihr Leben wie ein Zauber geweſen; das unausſprechliche Glück, deſſen ſie ſich erfreut, wird von ihrem geliebten Georges getheilt.

„Dieſes Glück iſt von Geheimniß und Einſamkeit umgeben, in Folge einer reizenden Idee von Georges; nichts kann ſeltſamer und köſtlicher ſein, als ſeine doppelte Exiſtenz.

„Dort, in der Stadt, der geräuſchvolle Tumult des Ruhmes und der dem Genie dargebrachten Huldigungen.

„Hier in dieſem Winkel die Ruhe und die demüthigſte Dunkelheit.

„Während Du unſern von mir beim Scheine Deiner Studirlampe wachſt, mein Georges! einziger Gott meines Herzens und meines Lebens, wollte ich anfangen und vollenden dieſe einfache Erzählung des Lebens eines jungen Mädchens, das Du zur Glücklichſten, zur Stolzeſten der Frauen gemacht haſt.

„Ich habe die heutige Nacht gewählt, um dieſe paar Zeilen zu ſchreiben, weil ich vor zwei Jahren, um dieſelbe Zeit, auch in der Nacht, noch berauſcht von Deinem neuen Triumphe, Dich vor der Thüre Deines Hauſes erwartete, um mit einer ſchüchternen, zitternden Stimme zu Dir zu ſagen:

„„Herr Georges Hubert ... ich ... möchte ... Sie gern ſprechen!““

„Vor zwei Jahren hörte ich, wie ich es in dieſem Augenblicke höre, zwei Uhr Morgens ſchlagen, als ich mich, tief durchdrungen von Deiner anbetungswürdigen Güte, nach unſerer langen Unterredung beinahe närriſch vor Glück und Hoffnung auf Deinen Arm ſtützte und Dein Haus verließ, in das ich ſo furchtſam, ſo gelähmt eingetreten war.

„„In dieſer Erzählung, die Du morgen leſen wirſt, mein Georges, ſieh nichts Anderes, als den leider ungenügenden und entfärbten Ausdruck meiner Liebe und frommen Dankbarkeit gegen Dich.

„„Louiſe. “

Es ſchlug gerade auch zwei Uhr Morgens in der Ferne, als Gilbert und Gilberte die vor ihren Augen von einer unſichtbaren Hand geſchriebenen Zeilen zu Ende geleſen hatten. Kaum war der Namen Louiſe unterzeichnet, da ſchien das Manuſcript zwiſchen den Händen des jungen Ehepaars zu zerſchmelzen und verſchwand.

„Welch eine Liebe iſt die von Georges und Louiſe!“ rief Gilberte mit Entzücken. „Sage, begreifſt Du, mein Freund, daß man eine Glückſeligkeit, die der dieſer zwei Liebenden gleich iſt, träumen kann?“

„Ich kenne nur einen Mann von ganz einfältigem Geiſte, der fähig iſt, ſeine Frau zu lieben, wie Georges Hubert ſeine Louiſe liebt, und dieſer Mann bin ich, Theuerſte,“ ſagte Gilbert, während er ſich vorbeugte und Gilberte mit den Armen umſchlang.

„O mein Gilbert!“ verſetzte Gilberte, die ſich mit einem ſanften Schmachten dem verliebten Umfangen ihres Mannes hingab, „o mein Gilbert, dieſer gute Tag der Arbeit, der Plauderei und der Liebe wird wenigſtens einer der beſten des Lebens geweſen ſein, das wir zu

verlaſſen im Begriffe ſind, um in das ſo ſchöne, ſo ruhmvolle Leben einzutreten, welches unſerer harrt, und auf das ich für Dich und für mich ſtolz bin!“ Dann fügte die junge Frau mit leidenſchaftlichem Tone bei: „Ich liebe Dich ſo ſehr, mein Theurer! Oh! ich liebe Dich! ich liebe Dich! ich liebe Dich!“

„Gute Nacht, Korrigan,“ ſprach die bebende Stimme von Gilbert, „gute Nacht, liebe kleine Fee. Morgen alſo! Einſtweilen, bis wir Georges und Louiſe ſein werden, ſind wir noch Gilbert und Gilberte.“

Bald war die beſcheidene Stube in Finſterniß verſunken; die Gluth des Ofens erloſch allmälig und warf nur noch eine ſterbende Helle auf die rothen Flieſen des Bodens, indeß man außen den Wind ſtöhnen und den Regen die Fenſterſcheiben peitſchen hörte.

„Arme, gute Herzen!“ ſagte mit ſchwermüthigem Tone die Korrigan; „redliche, unſchuldige Seelen! nach einem ſolchen Tage fragen ſie, wo das Glück ſei! Der Schatz liegt zu ihren Füßen, ſie gehen daran vorbei und ſuchen ihn in der Ferne mit einem ungeduldigen Blicke durch die Luftſpiegelungen eines trügeriſchen Horizonts! Ach! das iſt alſo das unſelige Geſetz der Menſchheit auf dieſer Welt!

„Eine ſchmerzliche Erfahrung gibt allein die Weisheit.

„Der Menſch kann zur Mäßigung nur durch die Sättigung gelangen.

„Um die trügeriſchen Güter zu verachten, muß man ſie beſeſſen haben.

„Werden Gilbert und Gilberte zur rechten Zeit in ihren Nachforſchungen inne zu halten wiſſen? Ach! ich verzweifle, meine Schweſtern wiederzuſehen! ich arme Korrigan!“

XV.

Am folgenden Tage nach dem Abend, wo Gilbert und Gilberte die Geschichte von Louise, von diesem Georges Hubert so leidenschaftlich liebenden Mädchen, gelesen hatten, traten zwei Männer in ein auf dem Platze des Palais-Bourbon liegendes Kaffeehaus ein. Der Eine von diesen Männern war der sich so nennende General Baron Poussard.

Der Raufer ließ sich zwei Gläser unfehlbaren Absinthe geben. Der Freund des Generals hieß Rapin; er war Proviantmeister während der letzten Kriege des Kaiserreichs gewesen. Herr Rapin besaß eine Physiognomie, welche zugleich an der des Fuchses und der des Geiers Theil hatte: wie der letztere hatte er einen kahlen Schädel, einen langen Hals, ein rundes, klares, durchdringendes Auge, aber seine Nase war beweglich und spitzig wie die des Fuchses; sein dicker, grauer, halbmondförmig geschnittener Backenbart umgab seine Wangen wie der weißliche Pelz die Schnauze des allzu gescheiten vierfüßigen Thieres umgibt, das der List als Prototyp dient.

Herr Rapin sah, von Müdigkeit niedergebeugt, sorgenvoll und erzürnt aus; seine bestaubten Stiefel, eine leichte Unordnung in seinen Kleidern, der Schweiß, in dem seine glänzende Stirne gebadet war, sein noch ein wenig keuchender Athem zeugten genug davon, daß der ehemalige Proviantmeister einen langen und raschen Lauf gemacht hatte.

Der in seinem Innern viel beschäftigte General Poussard vergaß zuweilen unter zahlreichen Zerstreuungen das Vergnügen, einen alten Kameraden nach langer Trennung wiedergefunden zu haben. Die zwei Freunde nahmen Platz an einem Tische in einem abgelegenen Winkel

des in diesem Augenblick ziemlich leeren Kaffeehauses, und als ihnen der Kellner die zwei Gläser Absinthe gebracht hatte, setzten sie also ein außen angefangenes Gespräch fort:

„Um auf diese beklagenswerthe, verfluchte Geschichte zurückzukommen," sagte Herr Rapin, der maschinenmäßig mit dem Brettchen spielte, an welchem, wie gewöhnlich, eines der Journale des Tags befestigt war „als ich Dir zu meinem großen Erstaunen auf dem Boulevard des Invalides bei Deiner Rückkehr von jener Beerdigung begegnete, hatte ich zehn Minuten vorher meine Tochter erblickt . . . das weiß ich gewiß . . ."

„Warum hast Du sie dann nicht festgehalten?" versetzte der Raufer mit einer so merkbaren Zerstreuung, daß er, statt in das Glas die Ueberfülle des Absinthe zu gießen, welche in einer kleinen silbernen Unterschaale schwamm, den Inhalt auf den Marmor des Tisches schüttete, ohne seinen Mißgriff zu bemerken. „Alle Teufel!" mein alter Kamerad," fügte er bei, „Du hättest Deine einfältige Tochter festnehmen und mit der gehörigen Strenge zurückführen müssen."

„Ah! Poussard, an was denkst Du denn?" sprach Herr Rapin mit eben so viel Erstaunen als Ungeduld. „Sagte ich Dir denn nicht, ich sei dem Fiacre nachgelaufen und habe gerufen: Halt, Kutscher, halt! Doch ohne Zweifel einem von meiner Tochter gegebenen Befehle gehorchend, peitschte der Schuft seine Pferde aus Leibeskräften. Ich folgte dem verdammten Fiacre, so lange ich konnte, in unserem Alter hat man aber nicht mehr seine fünfzehnjährigen Beine, und als mich der Zufall Dir begegnen ließ, hatte ich den Wagen auf der Höhe der Rue Blumet aus dem Gesichte verloren. Mein Zorn, meine Müdigkeit waren so groß, daß Du mich wüthend und außer Athem auf einem Weichsteine sitzend fandst. Wie kannst Du mir dann sagen: Du mußtest diesen Wagen anhalten?"

„Das iſt wahr," verſetzte der General, aus ſeiner Träumerei erwachend, „ich hatte das vergeſſen . . . Und Du weißt gewiß, daß Du Deiner Tochter begegnet biſt?"

„Ja, obgleich ich ſie kaum einen Augenblick ſah."

„Sie war allein in dieſem Wagen?"

„Ich habe Louiſe (ich ſagte Dir, ſie heiße Louiſe), erſt in dem Augenblick erſchaut, wo ſie den Kopf ein wenig herausbeugte; ich konnte auch nicht in den Hintergrund des Fiacre ſehen; doch ich glaube, daß ein Mann bei ihr war."

„Tauſend Donner! mein Alter, wir werden dem Verführer zur Aber laſſen, nicht mehr, nicht weniger als einem Huhne, und ich bin es, der . . . ich bin es, der! . . ."

„Du biſt es, der . . . Vollende doch!" ſagte der ehemalige Proviantmeiſter, ſehr erſtaunt, als er ſah, daß der General ſich plötzlich unterbrach und ſeine großen Augen mit einer ſcheuen Miene umherlaufen ließ. „Ah! Pouſſard, ich kenne Dich nicht mehr, Du ſprichſt nicht vier Worte hinter einander, ohne in unglaubliche Zerſtreuungen zu verfallen."

„Nein!" rief der Rauſer, „das kann nicht ſo fortdauern, heute noch muß ich mein Herz ausſchütten, alle Teufel!"

„Dein Herz ausſchütten, worüber?"

„Ueber nichts," erwiederte ungeſtüm der General. „Du ſagteſt mir alſo, Deine nichtsnutzige Tochter . . ."

„Höre, Pouſſard," ſprach Herr Rapin mit einer gereizten Miene, „obgleich wir Freunde ſind, will ich Dich doch nicht mit meinen Beſchwerden ermüden; Du nimmſt ſie, ohne Zweifel unwillkürlich, mit ſo viel Zerſtreuung auf, daß ich bedaure, einen ſolchen Gegenſtand berührt zu haben. Doch was willſt Du! in meiner Erbitterung gegen meine Tochter überſtrömte mein Herz, als ich Dich nach einer Abweſenheit von mehreren Jahren wiederfand; verzeihe mir dieſen unbeſcheidenen Er-

guß, ich werde nicht mehr von meinem Kummer sprechen . . . laß uns von etwas Anderem reden."

„Wie, Rapin, Du erzürnst Dich über eine solche Kleinigkeit! Du bist gereizt, Du zweifelst an dem Interesse, das mir Deine Lage einflößt! Alle Teufel, das ist albern! Du kennst mich lange genug, um von meiner Freundschaft überzeugt zu sein; ich leugne es nicht, ich war ein wenig zerstreut, während ich Dich anhörte; entschuldige mich, ich werde keiner Zerstreuung mehr preisgegeben sein, und setze Deine vertrauliche Mittheilung fort; im Nothfalle bin ich, wie Du weißt, ein Mann von gutem Rath."

„Sicherlich! darum wollte ich mich auch Dir eröffnen. Du kennst Paris, seine Gänge und Wege, seine Mittel, während ich in dieser Stadt seit den fünfzehn Jahren, die ich auf meinen Gütern bei Bordeaux lebe, völlig fremd geworden bin."

„Ich wiederhole Dir, mein Alter, zähle auf mich in Allem und für Alles; sprich, ich höre Dich an, diesmal ohne Zerstreuung, das darfst Du glauben. Und damit wir uns wohl erinnern, nimm, ich bitte Dich, die Dinge von ein wenig weit zurück."

„Du weißt, daß ich meine Frau vor zwölf Jahren verloren habe?"

„Und sie mußte Dir, beiläufig gesagt, ein hübsches Vermögen hinterlassen: sie hatte Dir mehr als zweimalhunderttausend Franken Mitgift gebracht."

„Ja, doch über dieses Vermögen muß ich meiner Tochter am Tage ihrer Volljährigkeit Rechenschaft ablegen," erwiederte Herr Rapin, einen Seufzer unterdrückend und die Stirne faltend; „zur Zeit des Todes meiner Frau war Louise acht Jahre alt, da sie nun neunzehn zählt; ich brachte sie in Pension nach Bordeaux, wo ich sie bis zu ihrem sechszehnten Jahre ließ; dann rief ich sie zu mir zurück, um Jemand zu haben,

der mein Hauswesen beaufsichtigen und meine Dienstboten mich zu bestehlen verhindern sollte. Eine Zeit lang erfüllte meine Tochter ihre Aufgabe ziemlich gut, und dann an einem Morgen, das ist zwei Jahre her, verschwand sie aus meinem Hause."

„Mit kaum siebenzehn Jahren! das ist frühzeitig. Sie hat sich wohl durch einen Liebhaber verführen lassen. . . Und Du hast keinen Verdacht in Betreff des Räubers?"

„Keinen; ich empfing zu meinem vertrauten Umgange nur ein paar Nachbarn, verheirathete Leute von unserem Alter. Auch hat keiner die Gegend seit jenem Ereigniß verlassen . . . ich kann sie also nicht im Verdacht haben."

„Deine Tochter hatte keine Ursache, sich über Dich zu beklagen?"

„Ich zeigte mich allerdings gegen sie nicht von einer übertriebenen Zärtlichkeit, denn Du weißt, daß einst ihre Mutter . . ."

„Was willst Du, mein Alter, das ist ein kleines Unglück, doch man stirbt nicht daran, und dann lassen zweimalhunderttausend Franken Mitgift über manche Dinge weggehen. Und, alle Wetter! so wie Du mich siehst, Rapin, fände ich eine Mitgift . . . hm! das ist ein hübscher Pfennig, zweimalhunderttausend Franken! Das sind viele getrüffelte Poularden, Austern von Marennes und Fäßchen Chambertin! Bei Gott, ich würde um diesen Preis eine Baronin Poussard machen! um so mehr, als ich der Küche der Restaurants müde zu werden anfange. Doch verzeih', mein Alter, diese culinarische und ehestandliche Unterbrechung. Ich höre Dich."

„Ich sagte also, die Erinnerung an meine Frau habe mich nicht zu einer tollen Zärtlichkeit gegen meine Tochter bewogen, wenn Louise überhaupt meine Tochter ist, was ich sehr bezweifle."

„Bah! mein Alter, es ist immer die Tochter der

Mitgift ihrer Mutter, und das ist das Wichtigste. Was as Uebrige betrifft, so würde ich es mir aus dem Sinne hlagen."

„Du sprichst beständig von dieser Mitgift," verte ungeduldig der ehemalige Proviantmeister, „und Du eißt nicht . . ."

„Was denn?"

„Warte ein wenig, Du sollst es erfahren. Was eufels! jedes Ding zu seiner Stunde, Du unterbrichst ich immer! Ich wiederhole Dir, daß sich meine Toch- r, streng genommen, nicht über mich zu beklagen atte; mit meinen Weinbergen, mit meinen Angelegen- eiten beschäftigt, sah ich sie gewöhnlich nur zur Zeit es Mittagessens. Sie war von einem schweigsamen, erschlossenen Charakter und liebte die Welt so wenig, aß ich zuweilen von meinem Ansehen Gebrauch machen ußte, um sie in einige Gesellschaften unserer Nach- arn zu führen; sie beaufsichtigte indessen hinreichend ein Haus und brachte ihre übrige Zeit mit Lesen u, denn sie hatte eine wüthende Leidenschaft für die lecture."

„Ah! mein Alter, ich komme immer wieder auf ein Wort zurück: was für ein abscheuliches Zeug sind och die Bücher! Deiner Tochter wird der Kopf durch omane verrückt worden sein . . . Sie hat Dich also lötzlich verlassen, ohne daß Du auch nur entfernt ihren luchtplan ahnen konntest?"

„Durchaus nicht. Ich hatte zwei Tage in Bor- eaux zugebracht; bei meiner Rückkehr erfahre ich, daß m Abend vorher Louise unter dem Vorwande, eine Nachbarin zu besuchen, ausgegangen und nicht wieder rschienen ist. Ich laufe in ihr Zimmer und finde auf hrem Kamine einen Brief von ein paar Zeilen, unge- ähr in folgenden Worten abgefaßt:

„Mein Herr,

„„Sie haben keine Zuneigung für mich, ich fühle keine für Sie, seitdem Sie von meiner Mutter in Ausdrücken gesprochen, die ich nie vergessen werde. Sie haben mir gesagt, ich sei nicht Ihre Tochter und Sie behalten mich nur aus Mitleid bei sich. Der Aufenthalt in Ihrem Hause ist mir unerträglich geworden, Sie werden mich nicht mehr sehen. Ich nehme die Juwelen meiner Mutter mit, die Sie mir bei meinem Austritte aus der Pension übergeben haben.““

„Das ist ein wahrhaft husarenartiges Betragen für ein Hühnchen von kaum siebenzehn Jahren! Alle Nachforschungen waren also ...“

„Vergeblich. Ich wandte mich an die Polizei von Bordeaux und durch Correspondenz an die von Paris: unmöglich, die Adresse von Louise zu entdecken! Nachdem ich seit zwei Jahren auf die Hoffnung, sie wiederzufinden, verzichtet hatte, komme ich gestern in Paris an, um einige Angelegenheiten in Ordnung zu bringen, und vorhin, ich wiederhole es Dir, gewahre ich Louise in einem Wagen, und wenige Augenblicke nachher begegnete ich Dir, als Du von jener Beerdigung zurückkamst.“

Bei dieser traurigen Erinnerung bebte der Raufer, der bis dahin sehr aufmerksam auf die Erzählung seines Freundes gewesen war, und schien abermals tief zerstreut, während der Vater der Flüchtigen also fortfuhr:

„Du begreifst nun, mein alter Kamerad, daß sich nach der schändlichen Flucht von Louise meine geringe Zuneigung für sie in Abneigung verwandelt hat. Ich befürchte nur, sie hat sich durch einen Schlaukopf verführen lassen, der ihre Mitgift gewittert haben wird, denn beim Eintritt ihrer Volljährigkeit hat sie von mir

über fünfmalhunderttausend Franken Capital und Interessen zu fordern, da ihre Mutter seit mehr als zwölf Jahren todt ist."

Die Zauberworte: eine Mitgift von fünfmalhunderttausend Franken, hatten die Gewalt, den Raufer seinen Träumereien zu entziehen. Er riß seine großen Augen weit auf, erhob sich halb von seinem Sitze, faßte seinen Freund am Arm und rief:

„Wie, mein Alter, was sagst Du da? Deine leichtfertige Tochter werde fünfmalhunderttausend Franken Mitgift bekommen!"

„Nein. Ich sage, sie werde von mir diese Summe zu fordern haben, und das ist ein großer Unterschied."

„Wie so?"

„Wir sind nun zu der Geschichte dieser Mitgift gekommen, von der Du beständig sprichst. Du bist mein alter Freund; ich darf Dir nichts verbergen, da ich Dich bitte, mich mit Deinem Rathe zu unterstützen. Ich gestehe Dir, ich habe Speculationen gemacht, ich habe an der Börse gespielt; die Chancen sind gegen mich gewesen; beinahe die Hälfte des Vermögens von Louise ist in meinen Geschäften gefährdet und verloren; und ich zittere, indem ich den Augenblick näher kommen sehe, wo ich meiner Tochter oder dem Schlaukopf, der sie im Hinblick auf ihre Mitgift verführt oder geheirathet hat, werde Rechenschaft geben müssen. Du begreifst diese Besorgnisse, nicht wahr?"

„Vollkommen," erwiederte der Raufer, während er mit seinen Fingern über seinen Schnurrbart mit einer nachdenkenden Miene strich, denn seine Träumereien hatten ihren Gegenstand gewechselt. „Deine Tochter würde also statt fünfmalhunderttausend Franken Mitgift nur ungefähr die Hälfte haben?"

„Ja, doch da ich ein schlauer Fuchs bin und vorsehe, daß ich früher oder später Louise wiederfinden

könnte, so habe ich mich eines für den Fall versichert."

„Was willst Du mit Deinem für den Fall sagen?"

„Ich habe in Bordeaux einen Anwalt, einen pfiffigen Burschen, gefunden, der, wenn ich Louise wieder erwischte, sich herbeiließe, sie zu heirathen und meine Vormundschafts-Rechnungen mit geschlossenen Augen zu billigen, unter der Bedingung, daß meine Tochter ihm zweimalhunderttausend Franken baar Geld mitbringt; ich schätze aber zu wenigstens zweimalhunderttausend Franken das durch meine Speculationen im Vermögen von Louise herbeigeführte Deficit. Es bleiben ihr ungefähr zweimalhundert und achtzigtausend Franken, welche jeden Tag zu realisiren sind; gebe ich nun zweimalhunderttausend Franken meinem zukünftigen Schwiegersohne gegen eine Quittung von ihm über meine vormundschaftliche Verwaltung, so begreifst Du, daß ich von meinen Aengsten befreit bin, und daß mir noch ein angenehmes Sümmchen bleibt; wie, Poussard?"

„Gewiß," erwiederte der General, immer mehr nachdenkend. „So daß am Ende Deine Tochter eine Mitgift von zweimalhunderttausend Franken in runder Summe haben wird. . ."

„Ja . . . wenn sie noch zu verheirathen ist . . . doch ich befürchte einzig und allein, daß sie der Schlaukopf, der sie wegen ihrer Mitgift verführt haben wird, geheirathet hat."

„Teufel! . . . das ist wahr!"

„Andererseits sage ich mir: Vielleicht hat der Verführer als ein vorsichtiger Mensch die Volljährigkeit von Louise abwarten wollen, um nicht eine Katze im Sacke zu kaufen und um vor der Trauung sich des Betrags vom Vermögen seiner Frau zu versichern. Meine letzte Hoffnung ist, daß er so gehandelt haben wird; denn ist einmal meine Tochter in meiner Gewalt, so stecke ich

sie, da ich alle meine Rechte über sie bis zu ihrer Volljährigkeit behalte, vorläufig in ein Kloster, um sie für ihre Entweichung zu bestrafen; wonach ich eine Criminalklage gegen den Schlaukopf wegen Entführung einer Minderjährigen anhängig mache: das Uebrige geht von selbst. Habe ich diese verdammte Louise unter meiner Hand, so werde ich sie wohl nöthigen, meinen Anwalt zu heirathen. Du begreifst nun, von welchem Interesse für mich die Festnahme von Louise wäre; ich habe auf meiner Seite das Recht und das Gesetz. Doch das ist noch nicht Alles, und es gäbe vielleicht ein Mittel, zu..." Hier unterbrach sich Herr Rapin, der maschinenmäßig mit dem Journal spielte, welches er im Verlaufe dieses Gespräches mehrere Mal genommen und wieder auf den Tisch gelegt hatte; er dachte einige Secunden nach und ließ seinen zerstreuten Blick auf dem Blatte umherirren, das er in seinen Händen hielt, ohne daß es ihm einfiel, dasselbe zu lesen. Plötzlich bebte er vor Erstaunen; seine Augen hatten sich zufällig auf den Titel des kleinen Tagblatts, der Spürhund, gerichtet, — ein in großen Buchstaben gedruckter Titel, der in diesem Augenblick um so mehr die Neugierde des ehemaligen Proviantmeisters erregen mußte, als der Inhalt auf folgende anlockende Weise bezeichnet war:

Entführung einer reichen Erbin durch einen berühmten Schriftsteller.

Schon betroffen von diesem Titel, las der Vater von Louise mit einer, jeden Augenblick wachsenden, Neugierde den also abgefaßten Artikel:

„Der Spürhund spürt sowohl durch Geburtsrecht als durch Naturrecht.

„Spürend, hat unser Spürhund folgende Anekdote aufgespürt; wir geben unsere Aufspürung unse-

ren Lesern mit jedem Vorbehalte, obgleich wir behaupten dürfen, daß wir, wie gewöhnlich, vollkommen unterrichtet sind.

„Es war einmal ein berühmter Schriftsteller, ein ausgezeichneter dramatischer Dichter.

„Oh! neugieriger Leser, uns scheint, wir hören Dich schon ungeduldig rufen:

„„Sein Name? Wie heißt diese Celebrität?“

„Sein Name?

„Wir werden die Indiscretion nicht so weit treiben, daß wir Dich damit bekannt machen, lieber Leser, wir werden nicht einmal den gewöhnlichen Anfangsbuchstaben geben ... einen so gerechten und heiligen Abscheu haben wir vor dem Aergerniß!

„Nur sagen wir Dir leise, ganz leise Folgendes:

„1. Die Echos der französischen Academie ertönen noch von dem academischen Triumphe, der unlängst dem fraglichen großen Dichter zu Theil geworden ist.

„2. Man hat kürzlich in der Comédie-Française eines von den Dramen dieses großen Mannes wieder aufgenommen, ein Drama, das vor zwei Jahren mit einem betäubenden Succesſe gegeben worden ist, und die Wiederholung dieses Werkes zieht eine ebenso große Menge herbei, als es bei seiner Neuheit der Fall war.

„3. Dieser ausgezeichnete Dichter, der zum großen Bedauern des Publikums seiner Bewunderung seit zwei Jahren kein neues Werk übergeben hatte, wird demnächst zum ersten Male ein Schauspiel in fünf Acten und in Versen, ein coloſſales, pyramidales, sculpturales, monumentales Werk aufführen lassen, dessen unglaublicher, ungeheurer, unermeßlicher unerhörter Succeß alle vergangene, gegenwärtige und zukünftige Succesſe übersteigen wird!

„Nehehehmen Sie Ihre Billets! nehehehmen Sie Ihre Billets!

„Die einfachen Orcheſterſperrſitze werden an der

Börse, mit einer Prämie von eilftausend neunhundert neunundneunzig Franken und fünfundsiebzig Centimes verkauft! Man glaubt allgemein, die Prämie, werde die fabelhafte Summe von zwölftausend Franken erreichen!

„Nehehehmen Sie Ihre Billets! nehehehmen Sie Ihre Billets! . . . Bumm! Bumm! Zinn . . . Zinn . . . Zinn . . . Nehehehmen Sie Ihre Billets!

„Lieber Leser, wenn Du nun nicht errathen hast, von welchem Fürsten der Literatur die Rede ist, so können wir nur Deinen Mangel an Scharfsinn bedauern; um Dich indessen zu unterstützen, fügen wir als letzte Belehrung bei, daß das Portrait unseres Helden in allen Auslagen der Bilderhändler mit einem Facsimile seiner Handschrift hängt und den Vorübergehenden anmuthig zulächelt.

„Nachdem dies vorausgestellt ist, lieber Leser, kommen wir auf unsere Aufspürung zurück.

„Es war also einmal ein berühmter Schriftsteller, der seit langer Zeit das Bedürfniß fühlte, eine reiche Erbin zu heirathen: er wollte den grünen Lorbeeren von Apollo das goldene Diadem von Plutus beifügen.

„Diese Erbin (man spricht von mehreren Millionen Vermögen) fand unser berühmter Schriftsteller.

„„Wo?

„„Wann?

„„Wie?

„Wirst Du rufen, lieber Leser.

„Doch der Spürhund, als ein wohldressirter Hund, weiß zur Noth verschwiegen zu sein; überdies ist das nicht das Reizende des Abenteuers.

„Das Reizende vernimm:

„Unser großer Dichter ist eins und er ist zwei.

„Schreie nicht auf, Leser, setze diese wahrhaftige Lecture fort, und Du wirst das Geheimniß der seltsamen Dualität haben.

„Ein oder zweimal in der Woche thront unſer berühmter Schriftſteller mehrere Stunden königlich unter den Strahlen ſeiner Glorie in der officiellen Behauſung, die er inne hat in der Straße . . .

„„In welcher Straße?““

„An der Straße iſt nichts gelegen, lieber und zu neugieriger Leſer.

„Doch bald nimmt der König der modernen Poeſie ſeine Krone ab, der Genius legt ſeine bunten Flügel nieder, zieht einen einfachen Paletot an und begibt ſich vor die Barrière des Invalides. (Wir fordern Dich auf, durch Dich ſelbſt die topographiſche Genauigkeit dieſer Erzählung außer Zweifel zu ſetzen, lieber Leſer; der Frühling iſt reizend, Du wirſt einen zugleich angenehmen und intereſſanten Spaziergang machen.) Der große Dichter, ſagen wir, begibt ſich von der Barrière des Invalides nach der Mericourt-Allee, geht längs dieſer einſamen und beinahe unbewohnten Allee hin und bleibt vor einer grünen mit Hagebuchen umgebenen Thüre ſtehen, über welcher die Nummer drei zu ſehen iſt. Die Thüre öffnet ſich, und . . .

„O wunderbare und plötzliche Metamorphoſe!

„Kaum iſt die Thüre wieder hinter ihm geſchloſſen, da wird unſer berühmter Dichter, deſſen Name von einem Ende der civiliſirten Welt zum andern erſchallt, in dieſen demüthigen Winkel eintretend Herr Dumesnil (vergiß den Pſeudonymen nicht, lieber Leſer), ein beſcheidener Kanzleibeamter, der ſehr beſcheiden in einem ſehr beſcheidenen, aber ſehr freundlichen Häuschen mit ſeiner Gattin wohnt, welche unterſtützt durch eine Dienerin Namens Catherine, (oh! der Spürhund hat wohl geſpürt), für alle Bedürfniſſe des Hauſes genügt und alle Pflichten erfüllt, welchen gewöhnlich von der Frau eines Angeſtellten mit achtzehnhundert Franken Genüge zu leiſten iſt.

„Dieſe thätige Hausfrau iſt keine Andere, als . . . die fragliche **reiche Erbin**.

„Der beſcheidene Angeſtellte iſt kein Anderer, als . . . unſer **berühmter Schriftſteller**.

„Die Chronik ſchweigt über die Urſache dieſes Geheimniſſes, und der Spürhund ahmt der Chronik nach.

„Alles, was der Spürhund ſeinen Leſern mitzutheilen vermag, iſt, daß der Prolog dieſes häuslichen Dramas hätte . . . (wir wenden die dubitative Form an) hätte können in der Gegend von Bordeaux ſpielen.

„Spürt der Spürhund einige neue Umſtände auf, ſo werden wir unſern Leſern die Erſtlinge dieſer Aufſpürung bieten.“

XVI

Herr Rapin, nachdem er dieſen Artikel des kleinen Journal: der Spürhund, geleſen, ſprang von ſeinem Sitze auf; der Prolog dieſes häuslichen Dramas, ſagte der Spürhund, habe ſich in der Gegend von Bordeaux zugetragen, ſo daß, abgeſehen von der bezüglichen Uebertreibung des Vermögens der Erbin, die Bezeichnung der Oertlichkeit, das Geheimniß, in das ſich der Dichter und ſeine Gefährtin hüllten, den ehemaligen Proviantmeiſter mit großer Wahrſcheinlichkeit vermuthen ließen, die durch den berühmten Schriftſteller entführte Erbin ſei keine Andere als Louiſe. Im Erguſſe der Freude, die ihm dieſe Entdeckung verurſachte, rief er auch, indem er mit einer Hand den General beim Arm faßte und ihm mit der anderen das kleine Journal reichte:

„Lies das . . . lies das . . .“ Und er fügte mit keuchender Stimme bei: „Ah! Pouſſard, es gibt einen Gott für die Väter!“

Trotz der verſchiedenen tiefen Gedanken, die ihn in Anſpruch nahmen, war der Rauſer doch ſo betroffen von den Worten und dem Ausdrucke der Phyſiognomie ſeines Gefährten, daß er den Spürhund nahm und den Artikel las.

Der General hatte nur mit einer außerordentlichen Zerſtreutheit die Erzählung von Herrn Rapin angehört; nichtsdeſtoweniger theilte er die Hoffnungen des Letztern in Folge gewiſſer Umſtände und beſonders der Angabe einer Oertlichkeit in der Nähe von Bordeaux als Scene des Prologs dieſes Abenteuers.

„Du haſt, beim Teufel! Recht," ſagte der Rauſer, „dieſe Erbin könnte wohl Deine leichtſinnige Tochter ſein!"

„Oh! wenn es möglich wäre, zu erfahren, wer der berühmte Schriftſteller iſt, von dem man ſpricht . . . ich hätte meine Zweifel bald aufgeklärt!"

„Warte doch!" erwiederte lebhaft der General, der ſich vor die Stirne ſchlug; und er nahm wieder das Journal und las abermals die Stelle, in der die Rede war von der kürzlich erfolgten Aufnahme des großen Dichters in die franzöſiſche Academie, von dem glänzenden Succeſſe der Wiederaufnahme von einem ſeiner Dramen und von der Ungeduld, mit der das Publikum ein neues, für die nächſte Zeit verſprochenes Werk erwartete.

„Es unterliegt keinem Zweifel!" rief er. „Er iſt es . . . Vorgeſtern erſt bei dem Feſte des Marquis . . . hörte ich . . ."

Doch der Rauſer unterbrach ſich und ſagte:

„Rapin! die Sache iſt ernſt, verdient Aufmerkſamkeit und flößt mir ſelbſt ein Intereſſe ein, deſſen Urſache Du ſpäter erfahren wirſt. Doch um unſere Marſchordnung und unſeren Schlachtplan reiflich zu erwägen, mein alter Kamerad, muß ich den Geiſt frei haben, und das habe ich nicht."

„Was willſt Du damit ſagen?“

„Ich habe Dir meine Zerſtreuung, meine Bangigkeiten nicht verbergen können, ich muß mein Herz ausſchütten. Eine Erinnerung drückt mich, macht mich dumm, verdreht mich zum Eſel, wie der Oberſt Soupiot zu ſagen pflegte. Höre mich alſo an, ohne mich als einen Narren, als einen Geiſterſeher zu behandeln, und dann gehöre ich Dir, ganz Dir, um Dir zu rathen und, wenn es Noth thut, zu handeln, denn die Sache fängt an mich perſönlich zu berühren, ich werde Dir ſagen warum und was eintretenden Falles meine Pläne ſein dürften: ich bin feſt überzeugt, wir werden uns verſtändigen, denn Deine Teufelstochter ſcheint mir . . . Doch laß uns ſpäter hievon ſprechen; noch einmal bemerke ich Dir, um Alles wohl zu überlegen, muß ich den Geiſt frei haben und Dir ein Geſtändniß machen.“

„Es ſei!“ verſetzte der ehemalige Proviantmeiſter mit Ungeduld; „doch bedenke, daß die Augenblicke koſtbar ſind.“

„Vor Allem: glaubſt Du an übernatürliche Ereigniſſe?“

„Wie, Pouſſard! um mir ſolche alberne Poſſen zu erzählen, unterbrichſt Du unſer Geſpräch über einen für mich ſo wichtigen Gegenſtand?“

„Teufel! das ſind keine alberne Poſſen! . . . Wenn ich von einem übernatürlichen Ereigniſſe rede, ſo rede ich von dem, was ich mit meinen zwei Ohren gehört und mit meinen zwei Augen geſehen habe . . . iſt das klar?“

„Wie? was haſt Du gehört? was haſt Du geſehen?“

„Vorgeſtern am Morgen war ich Zeuge von einem Duell, wobei der junge Herzog, deſſen Beerdigung ich heute aus Schicklichkeit beigewohnt habe, getödtet wurde. Dieſes Duell fand aus Gründen, deren Erklärung zu lang wäre, in einem Salon ſtatt; höre mich wohl an: der

Herzog und ſeine Gegner fallen zu gleicher Zeit aus, rennen ſich und ſtürzen Beide nieder; der Eine, der Herzog, ſtirbt auf der Stelle; der Andere, der Marquis, verdreht das Auge; ſeine Naſe und ſeine Lippen werden weiß, er erſtarrt; mit einem Wort, er hat nur noch den Athem . . . Du verſtehſt mich, er hat nur noch den Athem, und er fängt an im Todeskampfe zu röcheln.“ . . .

„Weiter? . . . wo iſt denn hierin etwas Uebernatürliches?

„Warte doch! Der Marquis liegt verſcheidend da; ich ſehe ihn noch auf dem Rücken ausgeſtreckt, das Auge ſtarr und halb geſchloſſen, den Mund bläulich, ein wenig geöffnet und kaum ein leichtes Röcheln durchlaſſend . . . Ich hob einen von meinen Duelldegen auf, der neben den Marquis gefallen war, als . . . als . . .“

„Vollende doch . . . Was Teufels haſt Du denn? Der Schweiß läuft Dir von der Stirne!“

„Alle Teufel! es iſt wohl Grund vorhanden, große Tropfen zu ſchwitzen, wenn man ſich erinnert, daß man mit lauter Stimme, ohne die Lippen zu bewegen, einen Sterbenden, dem, wie ich Dir geſagt, nur der Athem geblieben, hat ſprechen hören.“

„Ah! Pouſſard! wirſt Du verrückt, mein armer Alter?“

„Da haben wir es! Ich wußte es wohl, ich bin verrückt! Aber, tauſend Donner und Teufel! wenn ich Dir ſage, daß dieſer Marquis, obgleich röchelnd, geſprochen hat; ja, er hat geſprochen . . . . ohne die Lippen zu bewegen, und zwar mit einer ſo vollen, ſo ſonoren Stimme, daß man ihn auf zwanzig Schritte gehört hätte, und ſeine Worte, vernimm ſie . . . würde ich tauſend Jahre leben, ich vergäße ſie nicht: „„Korrigan! ich will, daß dieſer Raufer, General Pouſſard, der noch mehr grauſam als gefräßig iſt und alle dieſe Uebel verurſacht

hat, eine entſetzliche Kolik bekommen ſoll, ſo oft er im Begriffe ſein wird, ſich zu ſchlagen.“

„Ha! ha! ha! ein guter Spaß,“ verſetzte Herr Rapin, der ſich des Lachens nicht erwehren konnte; doch ſeine unzeitgemäße Heiterkeit ſchien ſeinem Freunde ſo viel Verdruß und Zorn zu machen, daß er wieder ernſt wurde, dem General die Hand reichte und beifügte:

„Verzeih' mein alter Kamerad, aber . . .“

„Du lachſt!“ ſagte mit einem bittern Zorne der Raufer, „Du lachſt bei dem Gedanken, daß der General Pouſſard, dem bis jetzt noch Niemand in das Weiße der Augen zu ſchauen gewagt, und der Jedermann darein ſchaut, daß der General Pouſſard, der eilf Menſchen im Duell getödtet hat, für den letzten Wicht gelten könnte! Du lachſt bei dem Gedanken, ich werde nicht mehr im Stande ſein, den Degen in die Hand zu nehmen, ohne die Kolik zu bekommen!“

„Höre mich doch an.“

„Tauſend Millionen Donner! die Kolik! in dem Augenblick, wo ich mich ſchlagen ſoll! ich ein Braver, von dem der Marſchall Soult geſagt hat: „„Der Commandant Pouſſard würde mit ſeinem Bataillon zehn tauſend Mann angreifen und Alles bis auf ſeinen letzten Rekruten zuſammenhauen laſſen ohne zu weichen! das iſt die Tapferkeit ſelbſt!““

„Ich ſage Dir noch einmal, nicht über Dich habe ich gelacht, mein Kamerad! und überdies bereue ich meine augenblickliche Heiterkeit, da ſie Dich verdroſſen hat; nur begreife ich nicht, daß Du im Glauben, Du habeſt einen Sterbenden ſprechen hören . . .“

„Wie! im Glauben? Ich wiederhole Dir, ich habe ihn mit meinen beiden Ohren gehört! . .“

„Dieſer Menſch war wohl nicht ſo ſterbend, als er zu ſein ſchien!“

„Ei! den Teufel! ich verſtehe mich ein wenig darauf, denn ich habe Leute genug tödten ſehen, um das

Geſicht einer Leiche oder eines Sterbenden von dem eines Lebenden zu unterſcheiden! Willſt Du mir etwa behaupten, man könne mit einer klaren Stimme ſprechen, wenn man mit ſechs Zoll Klinge im Leibe röchelt!

„Was ſoll ich Dir ſagen? die Sache dünkt mir unmöglich. Du verſicherſt mich, Zeuge davon geweſen zu ſein; ich glaube Deinem Worte, nur ſcheint mir das unbegreiflich!“

„Unbegreiflich? ja, von einer Seite, doch von der andern, alle Wetter! iſt es nur zu klar! Die Kolik! das begreift ſich! und ich, der ich mich immer eines Straußenmagens und eiſerner Eingeweide erfreute, habe vorgeſtern Abend bei dem Feſte, das dieſes Duell zur Folge gehabt hat, die Kolik bekommen! ah! mein Alter, das iſt grauſam! es wird einem ſchwach um das Herz, der Schweiß tritt auf die Stirne, die Beine wanken, und wäre man ein Cambronne, man muß ſchlottern, und zwar auf der Stelle! Ah! Rapin, wenn ich bedenke, daß morgen, heute irgend ein Kerl mich beleidigen kann, und daß, wenn ich auf den Kampfplatz komme . . . ich, ich, der General Pouſſard! . . . die Haare ſträuben ſich auf meinem Haupte!“

„Ei! im ſchlimmſten Falle ſchlage Dich nicht mehr! ſuche mit Niemand mehr Streit!“

„Kann ich mich zurückhalten? Das liegt im Blute. Ich vermag der Luſt, ein Geſicht, das mir mißfällt oder das mich mit einer gewiſſen Miene anſchaut, zu beohrfeigen nicht zu widerſtehen.“

„Was willſt Du dann?“

„Ich nehme an, ich könne meine Gewohnheiten beſiegen. Was wird man von mir ſagen? „„Sie wiſſen nicht: der bekannte General Pouſſard, der früher ſo tüchtig auf der Hüfte war, altert, er ſchlägt ſich nicht mehr, er wird eine morſche Birne.““ Wohl! ich füge mich in dieſe Schmach, doch, tauſend Donner! —— man mich beleidigt!“

„Ei! wer soll Dich beleidigen? Deine Proben hast Du abgelegt, Dein Name ist furchtbar, Dein Gesicht ist wie Dein Name, Dein dicker Schnurrbart, Dein kühner Blick imponiren und erschrecken. Man müßte ein Narr sein, um sich an einem Wildschweine Deiner Art zu reiben! Du wirst auf Deinem alten Rufe eines entsetzlichen Duellisten leben!"

„Alle Teufel! . . . wenn aber . . ."

„Ei! was willst Du denn machen? Ich bin hierin wie die Gottesfürchtigen: ich glaube, was Du mir sagst, ohne etwas davon zu begreifen; mit einem Worte, Du hast nur die Wahl zwischen zwei Entschlüssen: entweder versichere Dich, ob die Unannehmlichkeit, mit der Du bedroht bist, reell ist, und fordere den Ersten den Besten heraus ..."

„Hundertmal habe ich seit gestern hieran gedacht, doch wenn ich auf dem Kampfplatze die Kolik bekomme, bin ich entehrt, tausend Donner!"

„Dann füge Dich in den andern Entschluß, sei nicht mehr streitsüchtig und lebe, wie ich Dir gesagt habe, auf Deinem alten Rufe. Suche Dich vor Allem dieser Gedanken zu entschlagen, welche vielleicht von einer Sinnentäuschung herrühren."

„Eine Sinnentäuschung!"

„Ja, ich habe bei der Armee die Doctoren sagen hören, die Leute von heftigem, sanguinischem Temperamente (und unter uns gesagt, Du hast gehörig dieses Temperament), seien gewissen Sinnentäuschungen unterworfen, welche besonders ihre Augen und ihre Ohren erleiden. Dies ist meiner Ansicht nach die einzige Erklärung der Sache, die Dich beunruhigt; doch ich wiederhole Dir, folge meinem Rathe: statt Dich durch diese Erinnerung niederbeugen zu lassen, suche sie aus Deinem Geiste zu entfernen."

„Glaubst Du, das sei leicht?"

„Versuche es wenigstens, und Du hast eine vortreffliche Gelegenheit zu einem Versuche: Du kannst Deinen Geist zerstreuen und mir einen Dienst leisten; Du hast den Artikel des Tagblatts gelesen, das mir ein glücklicher Zufall vor die Augen gebracht hat. Alles sagt mir, und Du theilst meine Hoffnung, die Erbin, von der die Rede ist, sei meine Tochter . . . und vorhin warst Du, glaube ich, im Begriffe, gegen mich Deinen Verdacht in Betreff des in diesem Artikel bezeichneten berühmten Schriftstellers auszusprechen?“

„Du hast vielleicht Recht, ich muß es zu vergessen suchen, dieses verfluchte Abenteuer, denn wenn ich daran denke, kenne ich mich nicht mehr, so stumpfsinnig komme ich mir vor,“ erwiederte der Raufer, während er sich mit aller Anstrengung zusammenzuraffen suchte. „Gib mir das Blatt, ich will es noch einmal lesen, um mich zu versichern, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht täusche.“

Und nachdem er den Artikel abermals gelesen, sagte der General:

„Es ist so! er ist es offenbar!“

„Du weißt, wen man meint?“

„Vorgestern bei dem Feste, bei welchem ich war, fand sich auch solch ein Schmierer; man hatte nur für ihn Augen und Ohren. Begreifst Du das? Ich fühlte mich auch so gereizt, so ärgerlich über die Huldigungen, die man diesem Burschen darbrachte, daß ich ihm unter die Nase geschaut hätte, wäre mir nicht das Duell des Marquis dazwischen gekommen.“

„Sage mir doch seinen Namen, da Du glaubst, dieser Schriftsteller sei derjenige, welchen man in dem Artikel des Tagblatts bezeichnet,“ versetzte der ehemalige Proviantmeister, welcher seinen Freund wieder in seine düstere Gedanken versinken zu sehen befürchtete.

„Dieser Herr heißt Georges Hubert,“ erwiederte der Raufer; „denn ich hörte um mich her sagen, man

habe mit großem Erfolge ein Stück, das früher von ihm in der Comédie Française aufgeführt worden, wiedergegeben; er sei in die französische Academie aufgenommen worden, und man sei im Begriffe, ein neues Stück von ihm aufzuführen. Du siehst, diese Anzeigen stimmen vollkommen mit denen überein, welche das Blatt gibt."

„Ah! es unterliegt keinem Zweifel mehr ... er ist es ... Georges Hubert! Nun erinnere ich mich!"

„Erkläre Dich!"

„Ich habe Dir von der Leidenschaft von Louise für die Lecture gesagt; ich entsinne mich nun, daß sie die Dramen von diesem verdammten Georges Hubert nicht nur las, sondern auswendig lernte ... die Unglückliche! ja, sie declamirte sie wie eine Schauspielerin. Mehrere Male, wenn ich mich der Thüre ihres Zimmers näherte, hörte ich meine Tochter laut sprechen; ich glaubte, es sei Jemand bei ihr; nichts: sie declamirte!"

„Die Tiraden dieses Burschen werden ihr den Kopf verrückt haben. Ah! Rapin, was für schlechtes Zeug sind doch die Bücher! Dieser Civilist ist also in Bordeaux gewesen?"

„Nie, daß ich wüßte!"

„Wie hat er aber dann, wenn er es ist, um den es sich handelt, Louise entführen können?"

„Das weiß ich gerade nicht, wie ich auch nicht weiß, ob sie verheirathet sind."

„Das ist das Wichtigste für uns," sagte nachdenkend der General. „Ich sage für uns, denn siehst Du Rapin, ich wäre ebenso geneigt, als Dein Anwalt in Bordeaux, Dir eine Quittung für Deine Vormundschaftsrechnungen gegen zweimalhunderttausend Franken Mitgift zu geben."

„Verſuche es wenigſtens, und Du haſt eine vortreffliche Gelegenheit zu einem Verſuche: Du kannſt Deinen Geiſt zerſtreuen und mir einen Dienſt leiſten; Du haſt den Artikel des Tagblatts geleſen, das mir ein glücklicher Zufall vor die Augen gebracht hat. Alles ſagt mir, und Du theilſt meine Hoffnung, die Erbin, von der die Rede iſt, ſei meine Tochter . . . und vorhin warſt Du, glaube ich, im Begriffe, gegen mich Deinen Verdacht in Betreff des in dieſem Artikel bezeichneten berühmten Schriftſtellers auszuſprechen?“

„Du haſt vielleicht Recht, ich muß es zu vergeſſen ſuchen, dieſes verfluchte Abenteuer, denn wenn ich daran denke, kenne ich mich nicht mehr, ſo ſtumpfſinnig komme ich mir vor,“ erwiederte der Raufer, während er ſich mit aller Anſtrengung zuſammenzuraffen ſuchte. „Gib mir das Blatt, ich will es noch einmal leſen, um mich zu verſichern, daß ich mich in meiner Vermuthung nicht täuſche.“

Und nachdem er den Artikel abermals geleſen, ſagte der General:

„Es iſt ſo! er iſt es offenbar!“

„Du weißt, wen man meint?“

„Vorgeſtern bei dem Feſte, bei welchem ich war, fand ſich auch ſolch ein Schmierer; man hatte nur für ihn Augen und Ohren. Begreifſt Du das? Ich fühlte mich auch ſo gereizt, ſo ärgerlich über die Huldigungen, die man dieſem Burſchen darbrachte, daß ich ihm unter die Naſe geſchaut hätte, wäre mir nicht das Duell des Marquis dazwiſchen gekommen.“

„Sage mir doch ſeinen Namen, da Du glaubſt, dieſer Schriftſteller ſei derjenige, welchen man in dem Artikel des Tagblatts bezeichnet,“ verſetzte der ehemalige Proviantmeiſter, welcher ſeinen Freund wieder in ſeine düſtere Gedanken verſinken zu ſehen befürchtete.

„Dieſer Herr heißt Georges Hubert,“ erwiederte Raufer; „denn ich hörte um mich her ſagen, man

habe mit großem Erfolge ein Stück, das früher von ihm in der Comédie Française aufgeführt worden, wiedergegeben; er sei in die französische Academie aufgenommen worden, und man sei im Begriffe, ein neues Stück von ihm aufzuführen. Du siehst, diese Anzeigen stimmen vollkommen mit denen überein, welche das Blatt gibt."

„Ah! es unterliegt keinem Zweifel mehr . . . er ist es . . . Georges Hubert! Nun erinnere ich mich!"

„Erkläre Dich!"

„Ich habe Dir von der Leidenschaft von Louise für die Lecture gesagt; ich entsinne mich nun, daß sie die Dramen von diesem verdammten Georges Hubert nicht nur las, sondern auswendig lernte . . . die Unglückliche! ja, sie declamirte sie wie eine Schauspielerin. Mehrere Male, wenn ich mich der Thüre ihres Zimmers näherte, hörte ich meine Tochter laut sprechen; ich glaubte, es sei Jemand bei ihr; nichts: sie declamirte!"

„Die Tiraden dieses Burschen werden ihr den Kopf verrückt haben. Ah! Rapin, was für schlechtes Zeug sind doch die Bücher! Dieser Civilist ist also in Bordeaux gewesen?"

„Nie, daß ich wüßte!"

„Wie hat er aber dann, wenn er es ist, um den es sich handelt, Louise entführen können?"

„Das weiß ich gerade nicht, wie ich auch nicht weiß, ob sie verheirathet sind."

„Das ist das Wichtigste für uns," sagte nachdenkend der General. „Ich sage für uns, denn siehst Du Rapin, ich wäre ebenso geneigt, als Dein Anwalt in Bordeaux, Dir eine Quittung für Deine Vormundschaftsrechnungen gegen zweimalhunderttausend Franken Mitgift zu geben."

„Du, meine Tochter heirathen, während Du weißt . . .“

„Ich weiß, daß ich der Letzte der Wichte wäre, wenn ich die Schändlichkeit beginge, Deine Tochter zu heirathen, um meine Frau aus ihr zu machen nach ihrer Entweichung.“

„Was willst Du damit sagen?“

„Gegen ihre Mitgift gebe ich ihr meinen Namen, mache ich sie zur Baronin Poussard, und nicht mehr; wir leben immer getrennt, obgleich wir unter demselben Dache wohnen, und wenn sie meine Küche gut beaufsichtigt, wenn sie lebt wie eine Klausnerin, so wird Deine Tochter in mir, so zu sagen, einen Vater finden; wenn nicht, so mag sie sich hüten! ich werde sie gehörig zu recht setzen! Auf jede Weise ziehe ich Dich aus der Verlegenheit, und ich gebe Dir eine Quittung für Deine Vormundschaftsrechnungen.“

„Ich sage nicht nein,“ erwiederte Herr Rapin mit einer nachdenkenden Miene, „ich sage nicht nein.“

„Doch ich wiederhole, Deine Tochter und ich werden nur der Form wegen verheirathet sein; denn nach ihrem Abenteuer würde ich mich als einen Elenden betrachten, wenn ich wirklich meine Frau aus ihr machte.“

„Wir werden wieder hievon reden, mein Alter, doch alle unsere Pläne sind auf Sand gebaut, so lange wir nicht wissen, ob Louise mit Georges Hubert verheirathet ist oder nicht ist.“

„Das ist wahr.“

„Binnen Kurzem werden wir es erfahren; wir sind auf der Spur; wir haben schon den Namen und die Adresse des Verführers, und wird sein Signalement für uns nothwendig, so sagt das Blatt, man finde das Portrait dieses Schriftstellers bei allen Kunsthändlern! Ah! ah! meine große Herren!“ fügte der ehemalige Proviantmeister bei, indem er sich mit einem höhnischen die Hände rieb, „ah! Ihr wollt Berühmtheit!

Ihr habt sie hoffentlich! Man beschäftigt sich mit Euch! Ja, Herr Georges Hubert, trotz des Geheimnisses, in das Sie sich hüllen, ist das Publikum von Ihren verborgensten Handlungen unterrichtet, und in fünf Minuten werde ich Ihr Gesicht kennen lernen, um Sie im Nothfall beim Kragen packen zu können! Komm, Poussard, laß uns gehen; wir wollen vor Allem das Portrait dieses großen Mannes kaufen; ich bin begierig, das Gesicht des Räubers kennen zu lernen, gegen den ich, täuschen uns unsere Vermuthungen nicht, eine Criminalklage wegen Entführung einer Minderjährigen anhängig machen werde. Komm, komm, wir wollen, wie Du sagst, unsere Marschordnung und unsern Schlachtplan klug combiniren."

Hienach verließen die zwei Freunde das Kaffeehaus.

XVII.

„Wir wollen Georges Hubert und Louise sein," hatten am Tage vorher Gilbert und Gilberte zu der Korrigan gesagt; „doch wir wollen warten bis morgen früh, um in dieses neue Leben einzutreten."

Die Nacht ging vorüber.

Als der Tag kam, hatte der Regen aufgehört und eine heitere Frühlingssonne sandte ihre goldenen Strahlen durch die Vorhänge des Stübchens der jungen Leute.

„Es ist entschieden, Bibi! Welches Glück! wir werden Georges Hubert und Louise sein!" sprach Gilberte, die vor ihrem kleinen Spiegel stand und ihren reizenden, zarten Leib in seinem Corset von Basin zurückbog, um hinter ihrem Kopfe ihre kastanienbraunen, seidenartigen, feinen, glänzenden langen Haare aufzurollen. „Oh! diesmal, ich bezweifle es nicht, werden wir zu unserer guten kleinen Fee sagen: Gehe, Korrigan!"

Gilbert, der in diesem Augenblick seine Cravate vor demselben Spiegel, dessen sich seine Frau bediente, umband und sich auf seine Fußspitzen erhob, um über den Kopf von Gilberte zu sehen, antwortete nicht; in Versuchung geführt durch den Anblick der weißen Schultern mit ihren Grübchen, welche seine Augen entzückten, drückte er einen Kuß darauf; Gilberte wandte sich lächelnd um und sagte zu ihrem Manne mit einer allerliebsten Mundverziehung:

„Sie können also nicht einen Augenblick vernünftig sprechen, Herr Bibi?“

„Ich finde, daß es nichts Vernünftigeres gibt, als mit dem Ende der Lippen zu den hübschen Schultern von Minette zu reden. Das ist mein Charakter!“

„Dein Charakter ist artig! Doch nun keine Possen mehr; sind wir fest entschlossen, Georges Hubert und seine Geliebte zu werden? Ich, was mich betrifft, ich zögere nicht. Ich werde so stolz auf Deinen Ruhm sein!“

„Bei meiner Treue, ich gedenke mich sehr gut in den Ruhm zu fügen; denn am Ende ist man Marquis durch den Zufall der Geburt, Millionär durch den Zufall des Vermögens, aber Schriftsteller von Genie, ei! das ist ein teufelmäßiger Unterschied: weder das Vermögen, noch die Geburt geben uns das Genie.“

„Georges Hubert und Louise also!“

„Einverstanden! . . . Sie hören, liebe kleine Korrigan?“

„Ich höre,“ erwiederte die sanfte Stimme, „Eure Wünsche sollen in Erfüllung gehen.“

„Das ist drollig, Minette,“ sagte Gilbert, während er sich am Ohr kratzte, „der Gedanke dieser neuen Verwandlung macht eine seltsame Wirkung auf mich. Wenn wir in ein Wespennest ähnlich dem von unserem Marquisat gerathen würden?“

„Liebe Korrigan,“ sprach Gilberte. „Sie können

uns alſo nicht ſagen, ob wir, um glücklich zu ſein, Recht oder Unrecht haben, wenn wir in das Leben von Georges Hubert und Louiſe eintreten?"

„Ich wiederhole Euch, meine Freunde," antwortete die Stimme, „ich muß Euch gehorchen, doch es iſt mir nicht erlaubt, Euch zu führen bei Eurer Pilgerfahrt zu Aufſuchung der Glückſeligkeit auf dieſer Welt; ſonſt würde ich Euch ſagen, wo das wahre Glück für Euch iſt, Gilbert und Gilberte, und auf der Stelle wäre ich frei."

„Sie wiſſen alſo, wo für uns das Glück wäre?"

„Ja."

„Und Sie wollen uns dieſes koſtbare Geheimniß nicht mittheilen?"

„Ach! zu meinem Unglück, und trotz meines guten Willens für Euch, meine Freunde, bin ich genöthigt, dieſes Geheimniß zu bewahren."

„Aber, Korrigan, wir werden alſo noch nicht das Glück im Leben von Georges Hubert und Louiſe finden?"

„Ihr möget ſelbſt urtheilen."

„Was Georges Hubert und ſeiner Geliebten begegnen ſoll, wird alſo unfehlbar uns begegnen?" fragte Gilbert; „Sie können nichts an dieſem Geſchicke ändern?"

„Nichts . . . ſobald Ihr in ihr Leben eingetreten ſeid, wie ich nichts an dem Geſchicke des Marquis und der Marquiſe, als Ihr dieſe geworden waret, ändern konnte; das Schickſal von Georges Hubert und ſeiner Geliebten wird das Eurige ſein."

„Bah! immerhin!" verſetzte Gilberte entſchloſſen; „wer nichts wagt, gewinnt nichts! Seien wir alſo Georges Hubert und Louiſe."

In dieſem Augenblick klopfte man außen an die Thüre des Stübchens, und man hörte die Stimme von Frau Badureau rufen:

„Junge Leute, ich bin es; ich bringe Ihnen Ihr erstes Frühstück: eine vortreffliche Tasse Kaffee mit Sahne.“

„Oh! Minette,“ sagte Gilbert, „einen guten Spaß der Badureau! Korrigan, wir wollen Georges Hubert und Louise sein; doch bevor wir diese neue Reise antreten, wollen wir der Frau Badureau, während wir mit ihr sprechen, unsichtbar bleiben.“

„Es ist geschehen,“ antwortete die Fee.

„Sie klopfen, Frau Badureau?“ sagte die Stimme von Gilbert, denn ihre Körper waren verschwunden; „sind Sie es wirklich?“

„Ich bin es in Fleisch und Knochen, junge Leute; fürchten Sie sich nicht!“

„Ich will Ihnen öffnen,“ sprach die Stimme von Gilbert.

Und als der Riegel der Thüre gezogen war, trat Frau Badureau in das Stübchen ein, wo sie zu ihrem großen Erstaunen Niemand sah, obgleich sie ganz nahe bei sich die Stimmen von Gilbert und Gilberte hörte, welche abwechselnd zu ihr sagten:

„Guten Morgen, Frau Badureau.“

„Oh! wie gut sieht Ihr Kaffee aus!“

„Und dieses kleine Milchbrod, wie schön goldgelb ist es, Frau Badureau!“

Die Portière blieb Anfangs mit aufgesperrtem Munde und großen Augen unbeweglich mitten im Zimmer stehen, schaute mit einem wachsenden Erstaunen dahin und dorthin, suchte sich dann von ihrer Verwunderung zu erholen und ging in den kleinen Alkoven; sie sah hier ebenfalls Niemand, und man sagte ihr doch beinahe ins Ohr:

„Wollen Sie den Kaffee auf den Ofen stellen, Frau Badureau.“

„Es ist diesen Morgen schönes Wetter, Frau Ba[illegible]eau.“

Nach einer kurzen Ueberlegung schüttelte die Portière, wohlgefällig ihrem tiefen Scharfsinne zulächelnd, den Kopf, setzte das Brod und den Kaffee auf den Ofen und rief:

„Junger Mann, ich habe viel Unglück ausgestanden, doch das hat mich nicht dumm gemacht, wie eine Gans! Junger Mann, ich begreife! Sie sind kein verkleideter polnischer Fürst, Sie sind ein Bauchredner und ein Taschenspieler; Sie sind vielleicht Robert Houdin oder der berühmte Bosco in Person; ja, Sie müssen Bosco sein, Sie sind Bosco! denn ich habe auf Ihren Zetteln gelesen, daß Sie eine Person escamotiren, wie man ein Taschentuch escamotirt; es ist aber das Wenigste, daß Einer, der die Andern escamotirt, sich selbst escamotirt. Herr Bosco . . . das ist Ihr Name, und ich gebe Ihnen denselben zurück! Das Stückchen ist herrlich, Sie müssen im Listsack geboren und mit Pfiffigkeitspulver genährt worden sein. Nur sachte! Sie haben sich hieher zurückgezogen, um im Verborgenen mit Madame Bosco, Ihrer Frau, welche zugleich Ihre Gehülfin ist, Ihre Kniffe vorzubereiten, die Sie sodann mit ihr im Publikum ausführen wollen! Nur stille! Zählen Sie auf meine Verschwiegenheit. Ihr zweites Frühstück wird um neun Uhr servirt sein; ich sage Ihnen nichts vom Mittagbrode: Sie werden sehen, Herr Bosco!"

Und nach ihrer Gewohnheit ging die Portière geheimnißvoll aus dem Zimmer weg; in diesem Augenblick wurde das junge Ehepaar wieder sichtbar.

„Gut!" rief Gilberte, bis zu Thränen lachend; „nun sind wir aus unserer Größe herabgestürzt . . . Du bist nicht mehr ein polnischer Fürst, ich nicht mehr die Tochter eines Mylord! Wir sind Herr und Madame Bosco!"

„Ah! wie entschlossen ist diese Badureau!" versetzte Gilbert. „Hast Du gesehen, Minette, als ihr erstes Erstaunen vorüber war, verzog sie keine Miene . .

Der General Poussard war ganz anders verblüfft, als ich ihm vorgestern Morgen weissagte, er werde die Kolik bekommen, so oft er auf den Kampfplatz gehe, um sich zu schlagen. Vergessen Sie das nicht, Korrigan!"

„Eure Wünsche sollen erfüllt werden," erwiederte die Stimme. „Meine Freunde, wollt Ihr nun entschieden in das Leben von Georges Hubert und Louise eintreten?"

„Ja, Korrigan," antworteten gleichzeitig Gilbert und Gilberte, und dennoch preßte diese, welche eine unbestimmte Angst nicht überwinden konnte, an ihren Busen den Arm ihres Mannes. „Ja," antworteten sie, „wir wollen Georges Hubert und seine Geliebte sein."

„Es ist geschehen," sprach die sanfte Stimme. „Ihr seid Georges Hubert und Louise Rapin, seine Geliebte!"

Gilbert und Gilberte fühlten sich einen Augenblick von einem Schwindel ergriffen, während welcher Zeit sie das Bewußtsein ihrer Existenz verloren. Die Verwandlung war vollendet.

Die zwei jungen Leute, die (nur nicht in ihren eigenen Augen) die Züge von Georges Hubert und Louise angenommen hatten, befanden sich in dem bescheidenen Häuschen, das vor der Barrière des Invalides lag und in dem Artikel des Tagblattes: der Spürhund, bezeichnet worden war.

Dieses Häuschen erhob sich am Ende einer einsamen Allee; in der ganzen Länge der Straße, welche ein Gehölze durchzog, erblickte man nur ein paar durch unbestimmtes oder angebautes Terrain von einander getrennte Wohngebäude: der bescheidene Winkel, wo das Incognito des Dichters sein Asyl fand, bot dem Auge einen reizenden Anblick; der von Hagebuchen umschlossene Garten, in welchen man durch eine kleine Gitterthüre eintrat, ging rings um das Häuschen, das im Süden von einer Gruppe von Acacien beschattet und mit spanischem Flieder und eben in voller Blüthe stehenden

Roſenſträuchen umgeben war; etwas entfernter ſah man einige Rabatten von Blumen, mit Liebe gepflegt durch den Dichter und ſeine Gefährtin, die fortan Gilbert und Gilberte ſein werden: außer dieſem, dem Vergnügen geweihten, Theile des Bodens war der Garten für den Nutzen beſtimmt. Ein guter Gärtner würde die Eigenthümer um die ſchönen Gemüſebeete beneidet haben, welche ſymmetriſch von Einfaſſungen von Dragun, Thymian und Pimpinelle, nicht minder ſorgfältig als die Blumen von den zwei Bewohnern des Häuschens gepflegt, begrenzt waren; verliebt in die Gärtnerei, fanden ſie in dieſer Cultur, der Eine ſüße Erholungen von ſeinen geiſtigen Arbeiten, die Andere eine reizende Zerſtreuung; ein kleiner ganz dem Winde ausgeſetzter Obſtgarten, beſtehend aus ungefähr zwanzig Bäumen, vervollſtändigte dieſe Anlage. Das Haus entſprach durch ſein Aeußeres und durch ſein Inneres der ländlichen Einfachheit des Gartens: im Erdgeſchoſſe eine Küche, ein Speiſezimmer und ein kleiner Salon, der dem Dichter als Arbeitscabinet diente, im oberen Stocke ein Schlafzimmer und zwei Ankleidecabinets, das war die Einrichtung dieſes ohne allen Luxus, aber mit Bequemlichkeit meublirten und von einer ängſtlichen Reinlichkeit glänzenden Häuschens.

In dem Augenblick, wo Gilbert und Gilberte durch die Macht der Korrigan ihre Verwandlung erlitten hatten, ſaß Gilbert (der Georges Hubert geworden) in ſeinem Arbeitscabinet, träumte und dachte über ſein neues Drama nach, deſſen Vorſtellung an demſelben Abend ſtattfinden ſollte; er beſchwor in ſeiner Erinnerung die wichtigſten Scenen dieſes neuen Werkes herauf, um die guten und ſchlimmen ſeiner Arbeit vorbehaltenen Chancen einer letzten kritiſchen Schätzung zu unterwerfen und zum Voraus zu beurtheilen (ſo weit ſich der Zufall zum Voraus beurtheilen läßt); dann, durch eine von jenen ſtufenweiſen Verkettungen des Geiſtes, die ihn all-

mälig von seinem Ausgangspunkte abweichen lassen und unmerklich zu einem völlig entgegengesetzten Punkte führen, dachte der Dichter, nachdem er damit angefangen, daß er von seinem vollendeten Stücke geträumt hatte, unbestimmt an das Drama, welches er hernach schreiben wollte; da wurde er plötzlich von einem jener seltenen Augenblicke tiefer, beinahe die Extase erreichenden Freude ergriffen, welche der Dichter empfindet, wenn eine neue, mächtige, fruchtbare, emsig, aber vergebens von ihm Tage, Monate lang von der Inspiration verlangte Idee vor seinem Innern zu erscheinen anfängt; er empfängt sie noch nicht, doch er hat das Vorgefühl derselben. Es ist weder der Tag, noch die Morgendämmerung: es ist jener ungreifbare Schein, der ihr vorhergeht und die Herrlichkeit der nahen Sonne verkündigt; einige Augenblicke mehr, und die noch verworrene Idee trat allmälig aus ihrem Nebel hervor, wie die Gottheit aus ihrer Wolke, und enthüllte sich vor Gilbert in ihrer leuchtenden Klarheit, als plötzlich die Thüre seines Arbeitscabinets geöffnet wurde und Louise (wir werden sie fortan Gilberte nennen) mit einem vor Glück strahlenden Gesichte eintrat und sich Gilbert auf den Fußspitzen näherte. Sie hielt in der Hand mehrere beschriebene Blätter; sie legte sie vor den Dichter, küßte ihn dann auf die Stirne und ging wieder weg, nachdem sie ihm heiter zugerufen hatte:

„Du arbeitest? Ich fliehe! Lies dies, wenn Du einen Augenblick frei hast."

Und da sie sich rasch entfernte, so bemerkte sie nicht, daß ihr ungestümer Eintritt bei Gilbert, der so seinen Meditationen entzogen wurde, eine Geberde der Ungeduld zur Folge gehabt hatte.

Ach! Sie sind sehr beweglich, diese Luftspiegelungen der Einbildungskraft, sie sind so ungreifbar als der Schatten und das Licht! . . . Ach! er ist sehr zerreißbar, der geheimnißvolle Faden, das Band des Geistes, das

ihn bis in die unbekannten Räume erhebt, wo die Idee erscheint! Bald blendend, schnell aber flüchtig wie der Blitz, erleuchtet diese plötzlich den Geist oder läßt ihn in die Finsterniß versinken, wenn er nicht rasch genug gewesen ist, um sie zu erhaschen; bald auch nebelig, wie ein Stern bei seiner Entstehung, enthüllte sie sich nur allmälig dem gespannten, aufmerksamen, gesammelten Geiste und entgeht ihm bei der geringsten Zerstreuung.

So war es bei dem Dichter; plötzlich seinen Gedanken entzogen, verlor er den kostbaren Faden, welcher ihn bis zu der einen Augenblick erschauten Idee geführt hatte, die ihm für lange Zeit, für immer vielleicht entging! Doch es gibt etwas so tief Selbstsüchtiges, etwas so Reizbares in der Seele des Dichters in Betreff seiner Empfängnisse, daß in diesen Augenblicken mühsamer Geburt die Ankunft eines theuren Freundes, einer angebeteten Frau, einer verehrten Mutter oder eines geliebten Kindes immer lästig oder drückend für ihn ist.

Gilbert stand auf, stampfte zornig mit dem Fuße, ging voll Heftigkeit, seine verschwundene Idee aufsuchend, in seinem Cabinet auf und ab, öffnete sein Fenster, schaute den Himmel, die Bäume an, setzte sich wieder, stützte seine Stirne auf seine Hände und schloß die Augen, um sich von den äußeren Gegenständen zu trennen, doch die Idee, die er einen Augenblick zu ergreifen geglaubt hatte, kam nicht wieder, und, wie dies gewöhnlich geschieht, gerade die Hartnäckigkeit der chimärischen Verfolgung des Schriftstellers ermüdete, trübte, erschöpfte seinen Geist. Die Inspiration, ein göttliches Feuer, aber so vorübergehend als ein Meteor, erkaltete, erlosch, und Gilbert fiel verdrießlich, niedergeschlagen aus den hohen Regionen herab, in denen er kurz zuvor noch strahlend schwebte ... Abermals stampfte er zornig mit dem Fuße und rief:

„Verflucht sei sie, daß sie mich so gestört hat!

Man kann nicht einen Augenblick mehr auf eine völlige Einsamkeit zählen."

Diese Gereiztheit, dieser wahre geistige Schmerz war eben so tief als von kurzer Dauer. Die natürliche Güte des Menschen beherrschte bald den selbstsüchtigen Zorn des Dichters, und sein Aufbrausen bereuend, sprach er mit einem Seufzer der Erleichterung:

„Zum Glück hat das arme Kind den Aerger nicht bemerkt, den mir einen Augenblick seine Gegenwart verursachte. Doch was für Blätter sind dies?" fügte er bei, während er sie vom Tische nahm; und er las folgende Worte, welche oben auf dem Manuscripte standen:

Geschichte eines jungen Mädchens.

„Großer Gott!" rief er mit einer Art von Ungeduld, aus der noch ein wenig von seinem Aerger, daß er seinen Gedanken entzogen worden, hervordrang, „hält sie sich für eine Schriftstellerin, weil ich sie liebe? Will sie ein Blaustrumpf werden und durch eine unglückliche Anmaßung das treffliche, reizende Naturell gefährden, das ich in ihr anbete? Nichts hat mich bis jetzt vermuthen lassen, sie fülle so ihre Mußestunden aus." Und er las abermals den auf dem ersten Blatte stehenden Titel: Geschichte eines jungen Mädchens. „Was kann das sein? „Lies das," sagte sie zu mir. Wohlan!" fügte er mit einem Seufzer bei, „entweder muß ich die unschuldige Eitelkeit der Armen dadurch verletzen, daß ich offenherzig streng gegen sie bin, oder ich muß aus Furcht, sie zu betrüben, ihr lügen, schmeicheln, sie wegen dieses ersten Versuches aufmuntern; andere werden darauf folgen und . . . Nein, nein, ich liebe sie zu sehr, um mich nicht aufrichtig zu zeigen. Viele Versuche sind mir durch Leute, welche meinem sehr gleichgültig waren, anvertraut worden, und

ich habe es immer als eine Pflicht betrachtet, ihnen die Wahrheit zu ſagen, ſie mit meiner ganzen Macht in ihrem Berufe zu ermuthigen, wenn er mir wirklich vorhanden zu ſein ſchien, gefährliche Illuſionen aber kurz abzuſchneiden. So muß ich auch gegen dieſes liebe Kind handeln . . . Ich werde ſie ſchon bei ihrem erſten Auftreten auf dieſem Wege ohne Ausgang zurückhalten, da ſie hier wie ſo viele Andere nichts finden dürfte, als Sorgen, Täuſchungen und . . .“

Doch Gilbert unterbrach ſich, zuckte die Achſeln und ſprach im Tone des Vorwurfs:

„O Dichter! mit welcher Naivetät verräthſt Du die Natur Deiner reizbaren, grollſüchtigen Race! Meine Lebensgefährtin, dieſe anbetungswürdige Frau, welche nur Liebe und Hingebung iſt, hat das gräßliche Verbrechen begangen, meine Inſpirationen zu ſtören, und ohne nur ein Wort von dem, was ſie geſchrieben, geleſen zu haben, bewaffne ich mich zum Voraus mit einer furchtbaren Strenge gegen dieſe armen Zeilen, die ſie mir vertrauensvoll und glücklich gebracht hat. Mit welchem Rechte erkläre ich ſie für talentlos? Entzückt mich ihr ſo lebhafter und offener Geiſt nicht ebenſo ſehr als die Güte ihres Herzens? Sind der Geiſt und das Herz nicht die erſten Elemente des Talents? Wahrhaftig, ich müßte mich an mir ſelbſt ſchämen, wäre ich wenigſtens nicht ſo vernünftig, wahrzunehmen, daß ich abſcheulich lächerlich bin. Ich will alſo die Erzählung zur Strafe für meine Albernheit leſen, — eine zu ſüße Strafe! Und um ſie vollſtändig zu machen, wünſche ich, daß die Erzählung reizend ſein möge!“

Und er las die von der jungen Frau in der vorhergehenden Nacht geſchriebenen Blätter, Blätter, in denen ſie die rührende Geſchichte ihrer Liebe erzählte; ſowie er immer weiter las, vermehrte ſich ſeine Rührung, und als er geendigt hatte, verließ er ſein Cabinet, r
er erblickte unfern davon unter einer grünen Laube

berte, die ſich mit den Vorbereitungen zu einem beſcheidenen Frühſtück beſchäftigte: ohne ein Wort zu ſagen, ſchloß ſie Gilbert leidenſchaftlich in ſeine Arme. Sie wandte ſich um und ſah die Augen von Gilbert von Thränen befeuchtet.

„Du haſt ſchon geleſen?“ fragte den Dichter Gilberte, die ſeine Gemüthsbewegung theilte, „Du machſt es mir nicht zum Vorwurf, daß ich Blauſtrumpf werden will.“

„Doch, dies iſt mein erſter Gedanke geweſen. Meine Offenherzigkeit wird mich indeſſen von meinem albernen Vorurtheile abſolviren, denn dieſe von Dir geſchriebene einfache Erzählung wird das ſchönſte Blatt meines Lebens ſein.“

„Du machſt es mir auch nicht zum Vorwurf, daß ich Dich in dieſem Bekenntniſſe in Unwiſſenheit über meinen Familiennamen laſſe?“

„Ich habe Dein Geheimniß immer geachtet, ich werde es immer achten; Du haſt nur einen Namen für mich: Angebetete! Dieſer Name wird ſtets der Deinige ſein. Oh! Du kannſt nicht begreifen, was ich dieſer Erzählung verdanke, beſonders unter den gegenwärtigen Umſtänden; ich ſehe darin ein glückliches Vorzeichen . . . Was willſt Du! der Dichter iſt wie der Spieler abergläubiſch.“

„Ich verſtehe Dich nicht . . .“

„Und heute Abend . . .“

„Heute Abend?“

„Die erſte Vorſtellung . . .“

„Nun?“

„Seit unſerer Verheirathung, oder wenn Dir dieſes Wort als eine Lüge anſtößig iſt, ſeit unſerem Glücke . . . über dieſe Wahrheit werden wir wenigſtens einverſtanden ſein . . . iſt das Drama von heute Abend das erſte, das ich aufführen laſſe. Du weißt, welches Gewicht ich lege auf dieſes Werk eines neuen, durch [illegible] verſchönerten, verwandelten Lebens, dieſes bezaubern-

den Lebens, in dem ich zum ersten Male die stillen Freuden des häuslichen Herdes genossen habe, — köstliche Gewohnheiten des Geistes und des Herzens, welche, jeden Tag gefühlt, jeden Tag theurer werden und mich ein wahres Mitleid mit meiner früheren, immer so thätigen, so geräuschvollen und bewegten Existenz haben fassen lassen! Ja, dieses Drama, an welchem ich seit achtzehn Monaten in unserer Einsamkeit unter Deinen Augen, unter Deiner Eingebung mit so viel Liebe und Eifer gearbeitet habe, wird gleichsam der Ausdruck, die Verherrlichung dieser beglückten Vertraulichkeit sein. Ah! soll mein Ruf nicht eines Tages ephemer und vergessen hingehen, so wird ihn vielleicht dieses Werk allein vor der Vergessenheit schützen! . . . Ich habe dieses Vorgefühl, ich, der ich bis jetzt immer ein unüberwindliches Mißtrauen gegen meine Werke hegte."

„Mein Freund, diese Hoffnung auf einen günstigen Erfolg theile ich, und ich bin darauf viel stolzer, als Du, denn unter meiner Eingebung, sagst Du, sei dieses Drama empfangen, ausgearbeitet und vollendet worden; doch ich habe das Bewußtsein, Dich so leidenschaftlich zu lieben, Dich so sehr um Deiner selbst willen, um Deines Ruhmes willen zu lieben, daß ich mich auch nicht erwehren kann, an den guten Einfluß meiner Liebe zu glauben."

„Ich sagte Dir, abergläubisch wie der Spieler, sucht oder sieht der Dichter, wie dieser, überall Vorzeichen, und ich sehe eines der glücklichsten in dieser rührenden Erzählung, geschrieben von Dir in der vergangenen Nacht, am Jahrestage unseres Zusammentreffens, dem ich das Glück meines Lebens verdanke, auch am Jahrestage des Successes, dessen Zeuge Du gewesen bist! Alles dies ist meiner Ansicht nach ein vortreffliches Vorzeichen, und wenn ich, wie ich hoffe, einen günstigen Erfolg erlange, mit welcher Trunkenheit werde ich Dir

ſagen: „‚Dieſer Triumph iſt der Deinige, meine Angebetete!‘“

Das Geſpräch der zwei Liebenden wurde unterbrochen durch ihre Dienerin, welche mit einer beinahe ängſtlichen Miene zu dem Dichter ſagte:

„Herr! Herr!“

„Was gibt es, Frau Catherine?“

„Aber, Herr, Sie vergeſſen die Stunde.“

„Welche Stunde?“

„Die Stunde Ihrer Kanzlei. Es iſt heute Ihr Tag, dahin zu gehen. Schon hat es zehn Uhr geſchlagen; Sie werden zu ſpät kommen und von Ihren Chefs einen Verweis erhalten.“

„Beruhigen Sie ſich, gute Catherine,“ erwiederte Gilbert lächelnd und einen Blick des Verſtändniſſes mit Gilberte wechſelnd; „ich habe heute Erlaubniß, erſt um Mittag auf meine Kanzlei zu kommen. Es gibt gegenwärtig ſehr wenig Geſchäfte bei meiner Adminiſtration.“

„Das wundert mich nicht, denn Sie gehen höchſtens zwei- bis dreimal in der Woche dahin. Im Ganzen, da man Sie dennoch bezahlt, iſt Ihnen das gleichgültig, nicht wahr? Doch verzeihen Sie, Herr, daß ich Sie unnöthig geſtört habe. Sehen Sie, Sie ſind ein ſo gutes Kind (mit aller Ehrfurcht geſprochen), daß es mir ſehr ärgerlich wäre, wenn Ihnen Unangenehmes wegen Ihrer Kanzlei widerführe.“

„Ich danke Ihnen für dieſen Beweis von Aufmerkſamkeit, Frau Catherine,“ erwiederte Gilbert; „doch ich habe das Glück, ſehr gut mit meinen Chefs zu ſtehen.“

„Sie müßten hübſch ſchwierig ſein, wenn ſie nicht zufrieden wären,“ ſagte die Dienerin, während ſie die Taſſen und die Teller wegnahm, welche zum Frühſtück gedient hatten; „ich fordere ſie auf, einen Beamten zu finden, der ſo pünktlich iſt wie Sie und eine ſo ſchöne Handſchrift hat . . . ſo war der Brief, den Sie

mir vor drei Tagen für meine Nichte zu schreiben die Güte hatten, wie gestochen."

„Gestehen Sie, Frau Catherine, daß Sie mit der Abfassung nicht so zufrieden gewesen sind, als mit der Schrift," versetzte lächelnd Gilberte, „denn Sie haben einen von Ihnen selbst dictirten Brief dem, welchen mein Mann Anfangs geschrieben, vorgezogen."

„Ei! ohne mir einzubilden, ich dictire viel besser, als der Herr, fand ich seinen Brief zu . . . zu weich. Ich wollte meine Nichte schelten, weil sie mir so lange keine Nachricht von sich gibt, und, bei meiner Treue, ich glaube ohne Eitelkeit, ich habe die Epistel besser gesatzen, als der Herr. Man sollte wahrhaftig denken, weil Claudine Köchin bei einem Journalisten ist, hatte sie sich für berechtigt, aus Hoffart ihre Verwandten zu verleugnen."

„Ah!" versetzte Gilbert erstaunt, „Ihre Nichte ist Köchin bei einem Journalisten?"

„Ja, sie ist im Hause von Herrn Duport, dem Oberredacteur des Tagblatts: der Spürhund."

„Das ist wenigstens ein viel versprechender Titel," rief lächelnd Gilberte, „und wenn er hält, was er verspricht, so muß dieses Blatt von Indiscretionen überfließen."

„Ich vermöchte das nicht zu sagen, Madame, denn ich kann weder schreiben, noch lesen. Doch seit dem sie in jenem Hause ist, spielt meine Nichte die Stolze und die Undankbare. Denn Sie erinnern sich des Koffers neulich, Madame?"

„Welches Koffers, Frau Catherine?"

„Des alten Koffers, Sie wissen es wohl, der auf dem Boden stand; ich meine nicht den ledernen, sondern den andern, auf den noch eine von den Diligencekarten genagelt war, welche den Abgang und die Ankunft der Effecten bezeichnen."

„Oh! Frau Catherine," sagte Gilberte, „dieß

Koffer, den ich einſt gebraucht hatte, war nicht viel werth. Sie baten mich darum, und ich gab Ihnen denſelben, ohne Ihnen damit ein ſehr ſchönes Geſchenk zu machen."

„Nun, Madame, der Koffer konnte noch dienen: Claudine ſchrieb mir (oh! ſie weiß mir zu ſchreiben, wenn ſie mich um etwas zu bitten hat), Claudine ſchrieb mir, ſie brauche einen Koffer, um ihre Effecten darein zu packen, wenn ſie zum Redacteur des Spürhunds gehe. Ich hatte den alten Koffer auf dem Boden geſehen, bat Sie darum, und Sie ſchenkten ihn mir. Ich ſchickte ihn meiner Nichte, und ſtatt mir für dieſen Koffer zu danken, antwortet ſie mir nicht einmal . . ."

„Wir wollen hoffen, Frau Catherine, daß Ihre Nichte ſich beſſert," ſagte der Dichter, der, nachdem er mit einer heldenmüthigen Geduld die Erzählung der Dienerin angehört hatte, ihr Geſpräch offenbar zu lang fand. „Ich bitte, wollen Sie dieſen Tiſch vollends abräumen."

„Ja, Herr," erwiederte Catherine, während ſie ſich entfernte, „doch vergeſſen Sie Ihre Kanzleiſtunde nicht. Um Mittag müſſen Sie dort ſein, und es hat halb eilf Uhr geſchlagen."

„Ich geſtehe," ſagte Gilberte, „ich finde Dein Incognito immer ſehr beluſtigend. Sollte man es glauben? Dieſer beſcheidene Beamte, der im Nothfall Frau Catherine als Secretär dient, iſt ein großer Dichter von europäiſchem Rufe; ſein glorreicher Name iſt auf allen Lippen, und heute Abend noch wird ihm die Menge in ihrer Begeiſterung zujauchzen!"

„Wie Du, theure Angebetete, finde ich dieſes Incognito auch piquant, und es iſt überdies unerläßlich für unſere Ruhe, für meine Arbeiten und beſonders für den Zauber unſerer Einſamkeit; wäre ohne dieſes Incognito unſere Wohnung nicht immer überſchwemmt? und dann fahre wohl, Vergnügen, am Ende der ſchönen

tage zu gärteln! fahret wohl, unſere langen

Plaudereien, unſere Leſungen am Abend! Wenn Du wüßteſt, welchen Beläſtigungen, welchen Exceſſen einer oft kindiſchen Neugierde ich mich unterwerfe, wenn ich zwei- bis dreimal in der Woche in der Rue Blanche, wie Du ſagſt, throne, in dem Hauſe, das ich behalten habe, um die Leute glauben zu machen, ich wohne dort! Mein alter Kammerdiener und der Portier, welche, allein in unſer Geheimniß eingeweiht, unbarmherzig gegen die Beſuche ſind, antworten dieſen unabänderlich: „„Der Herr iſt ausgegangen!““ Doch dieſe zwei Cerberuſſe humaniſiren ſich während der paar Stunden, die ich von Zeit zu Zeit in der Rue Blanche zubringe, um das zu empfangen, was Du meinen Hof nennſt.“

„Ja: gewiß, biſt Du nicht einer von den Herrſchern der Intelligenz unſerer Zeit? Königthum verbindet . . .“

„Ich will nicht ſagen, Königthum, aber Höflichkeit, Dankbarkeit verbinden, denn es liegt etwas ſo Ehrenvolles, nicht für mich perſönlich, ſondern für die Würde der Intelligenz gerade in dieſen Belagerungen, daß ich mich tief davon gerührt fühle, obgleich ich ſolchen eifrigen Huldigungen dieſen unbekannten, mit Dir getheilten Winkel vorziehe.“

„O ſtolze Verachtung der Größe!“

„Verachtung, nein . . . doch Bewußtſein.“

„Bewußtſein von was, mein Fürſt des Geiſtes?“

„Von dem Wenigen, was ich werth bin, wenn ich mein Verdienſt mit dem Lobe vergleiche.“

„Du biſt aufrichtig, denn nie iſt ein ausgezeichnetes Talent zugleich beſcheidener und ſtolzer geweſen, als Du. Oh! ich kenne Dich! und . . .“

Als aber die junge Frau Gilbert, welcher ſchon mehrere Male den Kopf nach der vier Fuß hohen Hagenbuchenhecke, die den Garten umſchloß, umgedreht hatte, eine Bewegung der Ungeduld machen ſah, unterbrach ſie ſich und fragte:

„Mein Freund, was haſt Du denn?“

„Das iſt in der That unerträglich!“

„Was meinſt Du?“

„Schon zwei- oder dreimal ſtreckt ein Herr, der vor jener Hecke auf und ab geht, den Kopf darüber und ſchaut uns mit einer unbegreiflichen Unbeſcheidenheit an.“

„Oh! vergib ihm; der lachende Anblick unſeres Gartens wird ihn verführt haben, und er bewundert dieſen. Das iſt Deine Schuld; warum biſt Du ein ſo guter Gärtner? und dann habe ich Dich ſehr im Verdacht, daß Du, indem Du Dich gegen dieſen armen Neugierigen erzürnſt, eine geſchickte Ablenkung machen willſt, um den Wahrheiten zu entgehen, die ich Dir zu ſagen im Zuge bin.“

„Welche Wahrheiten?“

„Ich nehme unſer Geſpräch wieder auf: Du biſt zugleich der Beſcheidenſte und der Stolzeſte der Menſchen.“

„Stolz . . . ich? Allerdings, meine Angebetete, wenn ich an Deine Liebe denke . . . doch außer dem...“

„Hören Sie, mein Fürſt, als Sie an jenem Abend, meinen dringenden Bitten nachgebend, die Einladung bei Frau von Montlaur annahmen, wo Ihre Gegenwart, gerade dadurch, daß Sie jetzt beinahe nie in Geſellſchaft gehen, ich bin es feſt überzeugt, ohne es geſehen zu haben, eine gewiſſe Senſation gemacht hat, da waren Sie, geſtehen Sie es, ſtolz auf die Huldigungen, die dem Geiſte die glänzendſte Welt von Paris darbrachte?“

„Oh! was das betrifft, ja, meine Freundin, ich bin ſtolz wie ein Geſandter, der, was auch ſein Verdienſt ſein mag, hoch und feſt die Würde des Souverain trägt, den er vertritt, und wie zurückhaltend und wohlwollend auch mein Charakter ſein mag, ich werde unbarmherzig anmaßend, wenn man mir die Achtung nicht bezeigt, die man meiner Souveraine, der Intelligenz, ſchuldig iſt.“

„Ja, ja, das iſt der edle Stolz, den ich liebe und bewundere! Du biſt der beſcheidenſte und, ich möchte beinah (verzeih, mein Dichter), der unwiſſendſte Menſch,

handelt es sich darum, Deinen persönlichen Werth zu schätzen. Doch Du bist der hoffärtigste, anmaßendste (verzeih, mein Fürst), vornehme Mann, wenn man nicht mit der ihr gebührenden Ehrfurcht die souveraine Aristokratie behandelt, zu der Du gehörst."

„Ich gestehe, Freundin, daß . . ." doch sich unterbrechend, rief der Dichter, indem er ärgerlich aufstand und abermals nach der Hecke schaute: „Ah! das ist zu stark! Da sind nun zwei Frauen, die uns mit Theatergläsern lorgniren, den andern Ueberlästigen nicht zu rechnen!"

„Oh! mein Gott!" fügte Gilberte bei, „und jener ganz junge Mensch, der auf die Ulme klettert, von wo aus man die Hagenbuchenhecke überschaut: er läuft Gefahr, herabzufallen und sich zu verletzen, denn er schaut beständig nur uns an."

XVIII.

Gilbert und Gilberte waren ebenso erstaunt, als verdrießlich über die plötzliche, unerwartete Erscheinung dieser Neugierigen, welche, vor der Hecke aufgepflanzt, sie mit den Augen verschlangen; der erste Aergerliche, der sich mit dem halben Leibe über die Hecke neigte, auf die er momentan ein ungeheures Album gelegt hatte, machte sich mit der linken Hand einen Schirm vor der Stirne, um sich vor den Sonnenstrahlen zu schützen, und verließ den Dichter und seine Gefährtin nicht mit dem Blicke.

Zwei Frauen, von denen die eine jung und hübsch, die andere von reiferem Alter, an ihrer Haltung und an ihren Manieren leicht als Engländerinnen erkennbar, standen auch vor der Hecke; die Jüngere von Beiden bediente sich eines Doppelglases, die Aeltere einer ungeheuren Theaterlorgnette, ohne Zweifel, um die

des berühmten Schriftstellers und der Frau, die seine Einsamkeit theilte, besser zu unterscheiden.

Ein ganz junger, höchstens achtzehn Jahre alter Mensch, mit einem bleichen, sanften, von langen Haaren umrahmten Gesichte, hatte sich, nachdem er mit dem Eifer und der Behendigkeit seines Alters eine Ulme erklettert, rittlings auf einen großen Ast gesetzt und bemühte sich, eine Papierrolle, welche ihm bei seinem Aufsteigen beinahe entfallen wäre, wieder in die Tasche seines Paletot zu schieben.

Plötzlich sahen Gilbert und Gilberte, welche über diese aufeinanderfolgenden Erscheinungen schon sehr erstaunt waren, Frau Catherine ganz athemlos herbeilaufen, und sie hörten sie rufen:

„Ah! Herr, was für eine Geschichte ist das! man muß die Narren von Charenton losgelassen haben. Zum Glück ist die kleine Gartenthüre geschlossen. Doch hören Sie, Herr, hören Sie? er schellt, um Alles zu zerreißen!“

Gilbert und Gilberte hörten in der That das wiederholte Klingen eines Glöckchens.

„Um des Himmels willen, Frau Catherine,“ sagte Gilberte, „was soll das bedeuten?“

„Das bedeutet, daß dieser Mensch ein Narr ist, wenn er es nicht etwa darauf abgesehen hat, unserem armen Herrn Dumesnil (das war der angenommene Name von Gilbert), einen Possen zu reißen. Dieser Wahnsinnige, der so gräßlich klingelt, muß ein Provençal oder ein Marseiller sein; mit einer wüthenden Miene und mit seinem südlichen Accent hat er zu mir gesagt: „„Ich will Herrn Georges Hubert sprechen.““

Der berühmte Schriftsteller bebte vor Bestürzung, wechselte einen trostlosen Blick mit seiner Gefährtin und rief, vor Aerger auf den Tisch schlagend:

„Zum Teufel! unser Incognito ist entdeckt! unser Asyl ist bekannt!“

„Mein Freund, wie Du beklage ich dieſes Mißgeſchick,“ ſagte die junge Frau; „doch wie ſind alle unſere Vorſichtsmaßregeln vereitelt worden?“

„Ich,“ ſprach die Dienerin, ihre Erzählung fortſetzend, „ich antworte dem Marſeiller: „„Herr Georges Hubert wohnt nicht hier.““ „„Alle Donnerwetter!““ ſchreit er, „„wenn Ihr mir die Thüre nicht öffnet, ſo ſprenge ich ſie! ich ſage Euch, daß Herr Georges Hubert hier wohnt, Herr Georges Hubert der Schriftſteller.““ „„Ich weiß wohl, daß Herr Georges Hubert Schriftſteller iſt,““ erwiedere ich dem Marſeiller, „„ich habe genug in ſeinen Stücken geweint, doch ich ſage Ihnen, mein Herr, daß er nicht hier wohnt; dieſes Haus hat Herr Dumesnil, ein Beamter, inne.““ „„Gerade das iſt es,““ entgegnet der Marſeiller. „„Georges Hubert wohnt hier verborgen unter dem Namen Dumesnil, und . . .““

Doch die Dienerin unterbrach ſich, als ſie die Neugierigen erblickte, welche ſich außerhalb der Hecke aufgepflanzt hatten und fortwährend beobachteten, was im Garten vorging, und fügte dann bei:

„Ach! dieſe Damen, welche mit Lorgnetten hierher ſchauen, und der junge Menſch, der auf einen Baum geklettert iſt! Sehen Sie, Madame!“

„Komm, laß uns hineingehen,“ ſagte Gilbert verdrießlich zu Gilberte; „wir können unmöglich ſo der Neugierde der Vorübergehenden ausgeſetzt bleiben. Ah! verflucht ſeien dieſe Ueberläſtigen!“

Kaum hatten der Dichter und ſeine Gefährtin die Freitreppe des Erdgeſchoſſes erreicht, als der Marſeiller, der hartnäckig ohne Erfolg klingelte, die Drohung, die er gegen die Dienerin ausgeſprochen, vollführte; mit einem Fußtritt ſprengte er die zerbrechliche Thüre, und wie ein Menſch handelnd, dem der Egoismus völlig fremd, rief er den andern vor der Hecke gruppirten Neugierigen zu:

„Victoria! der Platz iſt im Sturme genommen! Alle Donnerwetter! kommt! kommt!“

„Herr!“ rief Frau Catherine ganz beſtürzt, „der wüthende Marſeiller hat die Thüre eingetreten, der junge Menſch rumpelt von ſeinem Baume herunter und die Damen laufen mit dem dicken Herrn mit der Brille herbei.“

Beinahe erſchrocken über dieſe dem Genie des großen Dichters dargebrachten tollen Huldigungen, wollte Gilberte die ſeltſame Scene nicht durch ihre Gegenwart verwickeln und zog ſich in ein Zimmer in der Nähe des Arbeitscabinets, in das ſich der Dichter begab, zurück. Wohl fühlend, was Ehrenvolles für ihn in der ſchmeichelhaften Neugierde lag, die er einflößte, aber aus Beſcheidenheit floh, ſchickte ſich Gilbert an, mit Höflichkeit und Würde die enthuſiaſtiſchen Erſtürmer ſeiner theuren Einſamkeit zu empfangen; mit großer Mühe beſchwichtigte er die Beſtürzung von Frau Catherine, und er bat ſie, eine nach der andern, in ſein Cabinet die Perſonen eintreten zu laſſen, welche ſich ſo unverſehens bei ihm eingeführt hatten.

Der erſte Beſuch, der durch das Recht der Eroberung im Arbeitscabinet des Dichters erſchien, war der Marſeiller, ein kleiner, brauner, ſehr lebhafter Mann, deſſen ſtark ausgeprägter ſüdlicher Accent ſich vortrefflich mit einer unglaublichen Zungenfertigkeit verband. Gilbert ging ihm zuvorkommend einige Schritte entgegen und ſagte mit einer vollkommenen Höflichkeit, ohne eine Anſpielung auf ſeinen ſeltſamen Einfall zu machen:

„Mein Herr, darf ich wiſſen, was mir die Ehre, Sie zu ſehen, verſchafft?“

„Alle Teufel! mein Herr, wenn es einem gelingt, Sie zu treffen, ſo geht das nicht ohne Mühe ab!“ rief der Marſeiller mit einem Ausdrucke zornigen Vorwurfs; ich bin genöthigt, Ihre Thüre zu ſprengen! . . . das ſtändlich!“

„Mein Herr, ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß ich hier keinen Besuch erwartete; es war also ganz natürlich, wenn Sie meine Thüre geschlossen fanden," erwiederte Gilbert mit verdoppelter Höflichkeit, „und ich . . ."

„Mein Herr . . . ein Mann von Ihrer Celebrität gehört nicht sich, er gehört dem Publikum, das seinen Ruf gemacht hat!" unterbrach ungestüm der Marseiller den Dichter. „Sich verbergen, wie Sie es thun, heißt Verachtung, Undank gegen Ihre Bewunderer zeigen."

„Mein Herr, glauben Sie im Gegentheil, daß . . ."

„Wischi waschi! Ich glaube das, was ich sehe! Ich gehe von Marseille vor vierzehn Tagen ab, um eine Geschäftsreise nach Paris zu machen; meine Freunde vom Kaffeehause zur Grainette sagen zu mir: „„Marius, Du gehst nach Paris, das ist eine vortreffliche Gelegenheit, Georges Hubert, den berühmten Georges Hubert zu sehen, dem wir so sehr im Theater applaudirt haben.""

„Mein Herr, ich fühle mich außerordentlich geschmeichelt, daß . . ."

„Geschmeichelt? Ah! ja, es scheint so! Ich bin in fünf Tagen mehr als eilfmal zu Ihnen nach der Rue Blanche gegangen; ja, eilfmal, um gegen Sie die Achtung und Ehrfurcht meiner Freunde vom Kaffeehause zur Grainette auszudrücken, und jedes Mal hat man mir die Thüre vor der Nase geschlossen! Sie glauben, das sei angenehm . . ."

„Aber, mein Herr . . ."

„Aber, mein Herr, Ihretwegen wäre mir beinahe das Auge ausgeschlagen worden, und das ist nun meine Belohnung!"

„Ich bin trostlos, wenn . . ."

„Ja, mein Herr, das Auge beinahe ausgeschlagen. Es war bei der ersten Vorstellung von Octavius im großen Theater von Marseille; ich und alle meine Freunde von der Grainette hatten nicht zu Mittag gespeist,

die erſten Bänke vom Orcheſter einzunehmen. Es war uns zu Ohren gekommen, daß ſich hier Cabalenmacher einniſten ſollten, angeführt von einem Dichterlinge unſerer Stadt, der eiferſüchtig auf Sie! auf Sie! der doppelte Eſel! der dreifache Tropf! Eiferſüchtig auf Sie, der Sie eine der Glorien Frankreichs ſind."

„Mein Herr . . . wahrhaftig, ich verdiene nicht. . ."

„Ah! ja wohl, allerdings verdienen Sie nicht, daß man ſich der Gefahr ausſetzt, ſich das Auge ausſchlagen zu laſſen, und das wäre mir beinahe geſchehen, in dem Momente, wo die Cabalenmacher unter Anführung des Dichterlings ſchon im erſten Acte zu murren anfingen und ſagten: „„Oh! ſchlecht . . . ſchlecht!"" „„Hinaus die Cabale!"" riefen wir, ich und meine Freunde von der Grainette. „„Nieder mit der Claque,"" entgegneten die Parteigänger des Dichterlings. „„Alle Teufel! ich ſteige auf meine Bank und rufe: „„Der Erſte, der von Claque ſpricht, bekommt einen! . . ."" Ich war auch außer mir. Wie kann man nicht mit Aufmerkſamkeit und Ehrfurcht Octavius, Ihr Drama, anhören! Ich habe es fünfmal geſehen, und zwar mit noch mehr Vergnügen das letzte Mal, als das erſte Mal, wo mir allerdings beinahe das Auge ausgeſchlagen worden wäre."

„Ich bin hierüber um ſo troſtloſer, mein Herr, als Ihr Beifall mir . . ."

„Laſſen Sie mich doch in Ruhe, Sie kümmern ſich den Henker um meinen Beifall! . . . So daß einer von den Cabalenmachern aufſteht und ruft: „„Wer ſpricht hier davon, daß er Kläpfe geben will?"" „„Ich,"" antwortete ich, „„und ich werde den erſten Dummkopf, der gegen Georges Hubert zu cabaliſiren wagt, beklapfen, mit Ihnen anzufangen."" Da hat dieſer Dummkopf von einem Cabalenmacher, welcher ſich unfern von den Muſikern befindet, die Gemeinheit, eine Poſaune zu ergreifen und mir damit einen Schlag quer über das Geſicht zu

Alle Teufel! ich fiel von Blut bedeckt nieder. glaubte ich, es ſei mir ein Auge ausgeſchlagen;

Sie können auch sehen, daß mir eine tüchtige Narbe geblieben ist. Entrüstet, warf das Publikum die Cabalenmacher vor die Thüre, denn in Marseille, wie in Paris, wie überall, schwärmt man für Sie. Man brachte mich in das Kaffeehaus vom Theater, um mich zu verbinden. Doch kaum war der Verband angelegt, da konnte mich nichts mehr zurückhalten; trotz meiner Freunde von der Grainette, wollte ich mit der Binde vor dem Auge wieder ins Theater gehen, um der Vorstellung Ihres Meisterwerkes beizuwohnen, um es wahnsinnig zu beklatschen ... Und zur Belohnung muß ich Ihre Thüre eintreten, um mir das Vergnügen zu verschaffen, Sie zu sehen. Alle Teufel! ist das glaublich?"

„Mein Herr, ich bitte, lassen Sie mich die Ursache erklären, warum."

„Und ohne den Artikel im Spürhunde, den ich gestern gelesen, hätte ich Sie nicht einmal ausfindig machen können."

„Was für einen Artikel meinen Sie, mein Herr?"

„Ei! einen Artikel, in welchem der Spürhund sagt, Sie wohnen hier in der Avenue Mericourt, Numero 3, mit einer Millionen reichen Erbin aus der Gegend von Bordeaux. Die Erbin ist mir gleichgültig; wohnen Sie mit so viel Erbinnen, als Sie wollen, es lag mir nur daran, Ihnen ins Gesicht zu sagen: Herr Georges Hubert, Sie sind ein Undankbarer!"

„Mein Herr!"

„Ja, mein Herr, ein Undankbarer, und dabei auch ein Hoffärtiger. Ich, der ich Ihretwegen beinahe ein Auge verloren hätte, ich, der ich für Sie schwärmte, ich, der ich mich, wie meine Freunde vom Kaffeehause zur Grainette hätte in Stücke hauen lassen, um Sie gegen Männiglich in Schutz zu nehmen!.."

„Aber, mein Herr, lassen Sie mich doch Ihnen antworten und erklären, warum ich genöthigt bin ..."

„Sehen Sie, trotz Ihres Talentes habe ich nun

ebenſo viel Abneigung gegen Sie, als ich früher Bewunderung für Sie hegte! Das iſt albern, doch man iſt in dieſer Beziehung nicht Herr über ſich, und da man heute Abend ein Stück von Ihnen zum erſten Male aufführt, . . . gut, gut, ſchon genug! Ah! alle Teufel, Sie können ſicher ſein, daß ich diesmal nicht Gefahr laufen werde, mir ein Auge ausſchlagen zu laſſen, um die Cabale zu verhindern. Im Gegentheil, wenn ich von Mittag an Queue machen und einen Parterreplatz mit vierzig Franken bezahlen müßte, ich werde heute Abend in der Comédie Française ſein; ich habe ausdrücklich meine Abreiſe um einen Tag verſchoben. Abermals Ausgaben, zu denen Sie mich genöthigt, denn das Leben iſt entſetzlich theuer in Paris; doch gleichviel, heute Abend in Ihrer erſten Vorſtellung werde ich meine Koſten herausſchlagen, wie wir im Kaffeehauſe zur Grainette zu ſagen pflegen. Und hienach Ihr Diener, mein Herr, ich überfalle Sie nicht als ein Verräther! Ich war Ihr Schwärmer, doch nun kenne ich Ihren Undank, und ich verabſcheue Sie ebenſo ſehr, als ich Sie bewundert habe!"

Nachdem er ſo geſprochen, verließ der enttäuſchte und aufgebrachte Bewunderer von Gilbert das Cabinet noch wüthender, als er eingetreten. Beinahe zu demſelben Augenblick erſchienen die zwei Engländerinnen.

Die Eine, groß und knochig, trug unter ihrem Hute falſche Bänder von blonden Haaren, geſchmückt mit einer Diamantenferronnière, und zeigte alle Augenblicke Zähne von einer furchtbaren Länge. Ihre viel jüngere Gefährtin war ſehr hübſch. Beide rückten im Cabinet von Gilbert mit gleichem Schritte und einer automatiſchen Steifheit vor, als ob ſie dem Impulſe einer und derſelben Feder gehorcht hätten; dann blieben ſie unfern von dem berühmten Schriftſteller ſtehen; die Jüngere von Beiden hielt ihr Doppelglas vor die Augen, und ſie fingen an überall umherzuſchauen und mit einer unbeſcheidenen,

phlegmatischen Neugierde die Wohnung des Dichters und seine Person prüfend zu betrachten, wobei sie leise Englisch sprachen und nur von Zeit zu Zeit die Stimme erhoben, um sich zu sagen:

„O yes.“

„O no.“

Schon gepeinigt durch das Geschwätze seines Erbewunderers und ungeduldig gemacht durch die Prüfung, deren Gegenstand er war, vergaß Gilbert jedoch nicht, daß er es mit Frauen zu thun hatte, trat auf die zwei Engländerinnen zu, begrüßte sie höflich und sprach:

„Meine Damen, darf ich wissen, was mir die Ehre Ihres Besuches verschafft?“

Die zwei Engländerinnen berieth sich mit dem Blicke und flüsterten abermals; dann machten sie gleichzeitig und immer, als ob sie von derselben Feder in Bewegung gesetzt würden, dem Dichter auch ein paar Schritte entgegen, blieben wieder stehen, und die Aeltere sagte mit einer liebenswürdigen Miene lächelnd und ihre langen Zähne zeigend zu Gilbert, indem sie ihm äußerst freundlich mit dem Kopfe zunickte:

„Der Spürhund . . .“

„Madame,“ versetzte der Dichter, „Sie erweisen mir die Ehre, mir zu sagen?“

„Der Spürhund . . . das . . . kleine Thier! . . .“

„O no, no,“ versetzte die Jüngere, ihre Gefährtin anschauend, „nicht das kleine Thier . . . das kleine Journal.“

„O yes,“ versetzte die Andere; und sie wandte sich, ihre wahrhaft phänomenalen Zähne bis an das Zahnfleisch entblößend, an Gilbert und sagte: „O yes . . . der Spürhund . . . das kleine Journal, wir haben es gestern gelesen und daraus erfahren die Wohnung von Ihnen . . . und wir kommen, um Sie zu sehen . . . und das Innere von Ihnen.“

Und nach einem neuen Blicke, den ſie auf den Dichter und ſein Inneres (das Innere ſeines Cabinets) warfen, nickten ihm die zwei Engländerinnen ſehr freundlich mit dem Kopfe in Form eines Abſchieds zu, wandten ſich auf den Ferſen um und verließen das Cabinet mit dem ihnen eigenthümlichen ſteifen, abgemeſſenen, automatiſchen Schritte.

„Der Teufel hole das Journal, das mir ſo ärgerliche Beſuche zuführt!“ rief Gilbert. „Doch wie konnte man erfahren . . .“ Dann, als plötzlich eine Erinnerung ſeinen Geiſt erleuchtete: „Es unterliegt keinem Zweifel, die Nichte von Catherine iſt Köchin beim Redacteur des Spürhunds. Durch die überall verbreiteten Facſimile erkannte dieſer Journaliſt meine Handſchrift in dem Briefe, den mir unſere Haushälterin dictirt hat, und ein Geheimniß vermuthend wird er ſeine Dienerin befragt haben, und dieſe hat ihm wohl geantwortet, der Brief ſei ohne Zweifel von einem Angeſtellten geſchrieben worden, deſſen Haushaltung ihre Tante beſorge. Als hiedurch die Neugierde des Redacteur erregt war, wird er um dieſes Haus herumgeſtrichen ſein und mich erkannt haben, und davon wird ſeine indiscrete Mittheilung über meinen mit einer reichen Erbin von Bordeaux getheilten Zufluchtsort herrühren . . . Warum von Bordeaux? Ah! ich begreife, auf dem alten Koffer, den meine Frau Catherine ſchenkte, waren noch der Ort des Abgangs und der der Ankunft des Reiſenden bezeichnet! Und mehr brauchte der Spürhund nicht, um ſeine Geſchichte aufzubauen . . . um dem Publikum als Futter Vorfälle aus meinem Privatleben zuzuwerfen, meine Frau in eine reiche Erbin zu verwandeln und mich zu nöthigen, dieſen Winkel zu verlaſſen, deſſen Lage uns ſo ſehr gefiel, wo wir glücklich und unbekannt lebten! Ja, dieſer von mir geſchriebene verdammte Brief hat das ganze Uebel verurſacht . . . Was iſt zu thun? Meine geringſten Billets haben den Ruhm, Autographa zu wer-

den, und die Facsimile meiner Handschrift [illegible] so verbreitet als mein Portrait! Hienach behaupte man sein Incognito! Oh! verflucht sei der Ruf. Seine Freuden werden mir nicht zu Theil, ich fühle nur seine Verdrießlichkeiten."

Während Gilbert schmerzlich ergriffen so seinen Klagen freien Lauf ließ, hatte er den dicken Mann mit der Brille, den Träger eines ungeheuren Albums, nicht auf sich zukommen sehen; dieser war, auf den Fußspitzen gehend, sogleich nach dem Abgange der Engländerinnen in das Cabinet geschlüpft. Um die Aufmerksamkeit des berühmten Schriftstellers zu erregen, der ihm den Rücken zuwandte und seine Gegenwart nicht wahrnahm, hustete der Ueberlästige zweimal. Bei diesem Geräusche drehte sich Gilbert ungestüm um, der Mann mit der Brille näherte sich ihm mit dem einschmeichelndsten Lächeln und sprach, indem er auf sein Album deutete:

„Ich komme zu dem berühmtesten Dichter unserer Zeit, ohne das Glück zu haben, ihm bekannt zu sein, und nachdem ich mich vergebens sehr oft in seiner Wohnung in der Rue Blanche eingefunden, um mir die Gunst von zehn Zeilen von seiner Hand zu erbitten; sie werden die Diamanten meines schon so reichen Albums sein. Dieses enthält unter Anderem Spicimina der Handschrift von allen Souverains Europas; es fehlt meiner Sammlung, um derselben ihren ganzen Werth zu geben, nur ein Autographon von dem großen Dichter, der zugleich auch der König durch das Genie ist."

Unter anderen Umständen würde Gilbert nach seiner Gewohnheit diese schmeichelhafte Bitte um ein paar Zeilen von seiner Hand höflich aufgenommen haben, doch diese Bitte kam so zur Unzeit gerade in dem Augenblick, wo der Dichter im Zuge war, die seinen geringsten Billets gegebene ruhmvolle Oeffentlichkeit zu verfluchen, daß er, nur mit Mühe seine Ungeduld bewältigend, zu dem Mann mit dem Album sagte:

„Mein Herr, ich bedaure unendlich, daß ich einem für mich so ehrenvollen Wunsche nicht entsprechen kann, doch ich habe mir unwiderruflich gelobt, so wenig Werth meine Schrift besitzen mag, Niemand mehr davon zu geben.“

„Ah! mein Herr, Sie werden nicht den Muth . . . was sage ich, Sie werden nicht die Barbarei haben, mich abzuweisen.“

„Ich beschwöre Sie, mein Herr, ersparen Sie mir die Nothwendigkeit, Ihnen eine mir peinliche Weigerung zu wiederholen.“

„Mein Herr! ah! mein Herr, bedenken Sie, daß ich einen unschätzbaren Werth auf diese paar Zeilen von Ihrer Hand lege. Diese Zeilen allein werden meiner Sammlung ihr wahres Interesse geben.“

„Mein Gott! mein lieber Herr, ich fühle, wie sehr mir Ihre Dringlichkeit schmeicheln muß, doch ich kann nicht thun, was Sie wünschen.“

„Mein Herr, ich flehe Sie an!“

„Ich habe die Ehre, Ihnen zu wiederholen, mein Entschluß ist unerschütterlich.“

„Mein Herr, erlauben Sie mir nur, Ihnen dieses mit Vignetten verzierte schöne Blatt von weißem Velin zu zeigen, das ich Ihnen vorbehielt,“ sagte der Mann mit der Brille, indem er hastig sein Album aus seinem Saffianetui zog und auf dem Schreibtische des Dichters auflegte. „Sehen Sie, mein Herr, Ihre Handschrift wird ihre Stelle zwischen der Ihrer Majestät der Königin von England und der Ihrer Majestät der Königin von Spanien haben.“

„Mein Herr, ich habe schon die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, daß . . .“

„Ziehen Sie die Nachbarschaft der Königin Pomare vor? Hier ist ein Billet von ihr, geschrieben an [illegible]rn Pritchard in Betreff der Geburt des siebenzehnten [illegible]des dieser fruchtbaren Majestät.“

„Mein Herr, ich muß leider ausgehen ... und ...“

„Das wird so schnell geschehen sein ... Ich bitte, nur Ihre Unterschrift ... Oh! hier liegt Ihre Feder, diese unvergleichliche, herrliche Feder, welche so viele Meisterwerke geschrieben hat.“

Und der Autographenliebhaber tauchte die Feder in die Tinte und reichte sie dem Dichter.

„Oh! mein Herr, das ist die Sache eines Augenblicks.“

„Aber, mein Herr ...“

„Ziehen Sie die Nachbarschaft Seiner Majestät des Kaisers von Rußland vor? Es ist ein weißes Blatt übrig neben dem ... wo ...

„Mein Herr, ich habe die Ehre gehabt, Ihnen zu sagen, und wiederhole Ihnen zum letzten Male, daß ich bedaure, nicht thun zu können, was Sie von mir verlangen.“

„Gut, mein Herr,“ versetzte mit zornigem Tone der Autographenliebhaber, während er ungestüm sein Album schloß und wieder in sein Etui steckte. „Ich glaubte nicht einen solchen Empfang hinsichtlich einer Bitte zu verdienen, durch die sich so viele andere Personen, welche vielleicht nicht minder ausgezeichnet und berühmt als Sie, erlauben Sie mir, dies Ihnen zu bemerken, unendlich geehrt fühlen würden.“

„Ich kann das nicht bezweifeln, mein Herr, nur lehne ich diese Ehre ab.“

„Gott sei Dank, obgleich Ihres Namens beraubt, mein Herr, wird mein Album darum doch seinen Werth nicht verlieren.“

„Offenbar, mein Herr ... Ein paar Zeilen von mir hätten den Reichthum Ihrer Sammlung durchaus nicht vermehrt.“

„Bei meiner Treue,“ sprach der Aergerliche, indem er den Riemen vom Etui seines Bandes wieder zuschnallte, „ich muß Ihnen gestehen, daß mein Album

durch die Namen, welche auf ſeinen Blättern figuriren, genug verherrlicht iſt, um ſtreng genommen des Ihrigen vollkommen entbehren zu können."

„Ei! mein Herr," erwiederte Gilbert ungeduldig, „warum haben Sie dieſe Ueberzeugung nicht früher gehabt! Sie hätte Ihnen eine Bitte und mir eine Weigerung erſpart."

„Mein Herr, Sie können überzeugt ſein, daß ich nie, oh! nie vergeſſen werde, mit welcher Freundlichkeit ich von Ihnen aufgenommen worden bin," ſprach der Autographenliebhaber mit ſpöttiſchem Lächeln. Dann nahm er ſeinen Hut, ging raſch ab und kreuzte ſich mit einem jungen Menſchen, welcher, als er die Thüre öffnen hörte, in das Cabinet des Dichters ſtürzte.

XIX.

Der Jüngling, der beim Dichter ſogleich nach dem grimmigen Abgange des Autographenliebhabers erſchien, war höchſtens achtzehn Jahre alt: man vermöchte ſich kein reizenderes Geſicht als das ſeinige vorzuſtellen, ein Geſicht doppelt intereſſant durch ſeine leichte Bläſſe, durch den ſchüchternen, ſanften Blick ſeiner großen blauen Augen und durch das ſchwermüthige Lächeln, das ſeine Lippen umſchwebte. Der Jüngling hielt in ſeinen Händen die dicke Papierrolle, welche beinahe aus ſeiner Taſche gefallen wäre, als er in der Hitze ſeines Alters den Baum erklettert hatte, um den großen Dichter, den Gegenſtand ſeiner jugendlichen Begeiſterung, ſeines religiöſen Cultus, beſſer zu betrachten. Nachdem er haſtig in das Cabinet eingetreten war, blieb er auch, voll Bangigkeit, erröthend, mit pochendem Herzen, ſtehen und wagte es nicht, die Augen zu dem berühmten Manne aufzuſchlagen, deſſen Gegenwart eine ſo tiefe Gemüthsbewegung bei ihm hervorbrachte.

Gerührt von der Verlegenheit und der Jugend des literariſchen Debutanten, betroffen vom Ausdrucke ſeiner Züge, den Zweck ſeines Beſuches beim Anblick des Manuſcriptes, das er in den Händen hielt, errathend, ging ihm Gilbert ein paar Schritte entgegen und ſagte zu ihm, während er auf einen Stuhl neben dem ſeinigen deutete:

„Mein Herr, wollen Sie die Güte haben, ſich zu ſetzen.“

Der junge Menſch ſetzte ſich ganz auf den Rand des Stuhles, rollte ſein Manuſcript in ſeinen Händen hin und her und erwiederte, indem er die Augen niederſchlug, mit einer ſo ſchwachen Stimme, daß man es kaum hörte:

„Mein Herr ... ich bin ... ich bin Auguſt Clement.“

„Auguſt Clement?“

„Ja, mein Herr.“

„Verzeihen Sie, ich erinnere mich nicht ...“

„Mein Herr, ich habe Ihnen ein Drama betitelt: Der Tod im Leben, geſchickt. Ich bin ſehr oft bei Ihnen in der Rue Blanche geweſen, ohne Sie treffen zu können ... Ich habe Ihnen auch ſehr oft geſchrieben, ohne je eine Antwort zu erhalten.“

Der Jüngling ſchien ſo betrübt, als er dieſe letzten Worte ſprach, daß ihm der Dichter doppelt wohlwollend und höflich erwiederte:

„Mein Herr, ich muß mich bei Ihnen entſchuldigen. Ich erinnere mich nun Ihres Namens und Ihres Dramas, das ich geleſen, ſehr aufmerkſam geleſen habe. ... Wenn ich ſo lange gezögert, Ihnen zu antworten, worüber ich Sie tauſendmal um Verzeihung bitte, ſo iſt dies die Folge davon, daß ich ſeit geraumer Zeit ſehr mit den Proben von einem Werke, das man heute Abend gibt, beſchäftigt geweſen bin. Nachdem ich Ihnen dies geſagt habe, nachdem meine Entſchuldigungen, wie ich hoffe,

von Ihnen angenommen sind . . . lassen Sie uns von Ihrem Drama reden."

„Ah! mein Herr," versetzte der Jüngling, der, einer tiefen Bangigkeit preisgegeben, abwechselnd erröthete und erbleichte, „wie mein Herz schlägt! Sie werden über mein Schicksal entscheiden."

„Ich wünschte wenigstens, daß Sie meine Meinung anhörten . . . Erlauben Sie mir auch, offenherzig zu sprechen, und sagen Sie mir vor Allem, — schreiben Sie diese Frage nur dem wahren Interesse zu, das Sie mir einflößen, — sagen Sie mir, was ist Ihre Lage? Beschäftigen Sie sich mit der Literatur nur aus Geschmack und als Zeitvertreib?"

„Ich wohne bei meinen Eltern, mein Herr, sie gehören dem Handelsstande an und wünschen, daß ich mich ihrem Gewerbe widmen möchte. Nie werde ich mich hierein fügen können; ich habe nur für die Literatur Neigung," sprach August Clement, und mit einer etwas ruhigeren Stimme fügte er bei: „Mir scheint, die Literatur ist mein einziger Beruf."

Der Dichter betrachtete das sanfte, interessante Gesicht mit einer Art von zartem Mitleiden, und nachdem er einen Augenblick geschwiegen, sagte er mit einem zugleich liebevollen und ernsten Tone:

„Herr Clement, ich habe es immer für eine Ehrenpflicht gehalten, durch eine volle Aufrichtigkeit das Vertrauen der Dubutanten auf der Laufbahn der Literatur zu erwiedern, wenn sie mir die Ehre erweisen, mir ihre ersten Versuche mitzutheilen und mich um Rath zu fragen; meine Schätzung, ich wünsche mir hiezu Glück, hat mich bis jetzt selten getäuscht. Fand ich bei den Einen wirkliche Fähigkeiten, so ermuthigte, erleichterte ich mit meiner ganzen Macht ihren Beruf, und oft haben die günstigen Erfolge ihrer Arbeiten meine Vorhersehungen gerechtfertigt; fand ich bei Andern nicht einmal den Keim oder das Anzeichen von den für den

Dichter oder den Schriftsteller unerläßlichen Fähigkeiten, so sagte ich ihnen: „„Glauben Sie mir, verzichten Sie auf gefährliche Illusionen, verlassen Sie eine Laufbahn, auf der Sie nur grausame Täuschungen, bittere Reue und Armuth finden würden; geben Sie aber darum den Cultus der Intelligenz nicht auf. Nein! nein! so unvollkommen Ihre Versuche sind, so kündigen sie doch wenigstens einen ausgesprochenen Geschmack für die Wissenschaften an. Cultiviren Sie diesen Geschmack während der Augenblicke der Muße, die Ihnen ein nützliches, ehrenwerthes Gewerbe läßt, das Ihnen das tägliche Brod sichern wird. Oh! dann, unter solchen Bedingungen, wird der Sinn für die Literatur eine edle Erholung für Sie werden: diese heilsame Zerstreuung wird Sie vor, oft verderblichen, Hinreißungen Ihres Alters bewahren und Ihnen die reinsten, die erhabensten Ergötzungen gewähren, welche die Seele genießen kann.““ Das ist es, Herr Clement, was ich immer zu denjenigen gesagt habe, welche durch einen, übrigens der Theilnahme würdigen, Irrthum als einen wirklichen Beruf ihren leidenschaftlichen Geschmack für die Literatur betrachteten; Sie gehören zu diesen, Herr Clement, ich sage es Ihnen aufrichtig, ohne Umschweife, überzeugt, daß Sie als ein Mensch von Gemüth meine Offenherzigkeit schätzen werden.“

Der Jüngling hatte Anfangs mit einer Mischung von Hoffnung und Bangigkeit, die sich nicht schildern läßt, den Dichter angehört; ein leichtes Zittern bewegte seine Hände, der Schweiß perlte auf seiner unschuldigen Stirne, und, seine Schüchternheit überwindend, heftete er seine großen, schwermüthigen blauen Augen auf die des Mannes, der über sein Schicksal entscheiden sollte; doch bei den letzten Worten, die ihm jede Hoffnung benahmen, wurde August Clement noch bleicher, als gewöhnlich, seine Lippen bewegten sich, ohne einen Ton hören zu lassen, und die Thränen überströmten sein

Geſicht, das er in ſeinen Händen verbarg. Dann murmelte er mit verzweiflungsvollem Tone:

„Mein Gott! mein Gott!“

Schmerzlich bewegt, nahm der Dichter eine von den Händen des Jünglings und ſprach mit einer väterlichen Güte zu ihm:

„Ah! mein armes Kind, glauben Sie mir, ich muß in meinem Gewiſſen Muth ſchöpfen, um mich zu entſchließen, ſo, wie ich es in dieſem Augenblicke thue, jugendliche Illuſionen, lachende Hoffnungen zu zerſtören, ſtatt ihnen durch einige alltägliche, unbedachte Lobſprüche zu ſchmeicheln; ich ſcheine Ihnen vielleicht in dieſem Augenblicke ſtreng, verletzend, ungerecht, und dennoch erfülle ich nur die gebieteriſche Pflicht, welche mir Ihr Vertrauen auferlegt hat. Auf, faſſen Sie Muth, verzweifeln Sie nicht ſo. Gibt es in der Welt keine andere Laufbahn als die der Literatur?“

Auguſt Clement erhob ſein von Thränen, welche er mit der rechten Hand abwiſchte, überſtrömtes Geſicht und ſagte mit einer durch das Schluchzen gehemmten Stimme:

„Alſo . . . mein Herr . . . dieſes Drama . . . dieſes Drama . . .“

„Ihr Drama, mein Kind, ich habe es geleſen; hier iſt es,“ erwiederte Gilbert, während er ein Manuſcript aus einer Schublade ſeines Tiſches nahm. „Ich habe es ſehr aufmerkſam geleſen . . . Durch mehrere von meiner Hand geſchriebene Randbemerkungen werden Sie die hauptſächlichſten Kritiken kennen lernen, und leider ſind dieſe Kritiken von einem Gewichte, daß ich Sie, im Intereſſe Ihrer Zukunft, beſchwöre, ſich in die Wünſche Ihrer Eltern zu fügen, wie ſie die nützliche Laufbahn des Handels zu ergreifen und ſich, wie ich Ihnen ſagte, mit der Literatur nur zu beſchäftigen, um Ihre Mußeſtunden auf eine edle Art auszufüllen.“

„Ah! mein Herr,“ ſprach der Jüngling mit einem Ausdrucke tiefen Schmerzes, zugleich aber auch der Ergebenheit, „ich beklage mich nicht . . . doch ohne es zu wollen, machen Sie mich ſehr unglücklich! Ach! . . . nicht ein Wort! nicht ein einziges Wort der Ermuthigung!“

„Ermuthigung? . . Wozu Sie ermuthigen, mein armes Kind? Damit Sie eine Laufbahn verfolgen, zu der Sie keine Fähigkeiten haben? Laſſen Sie uns ein wenig vernünftig reden,“ ſagte der Dichter, immer mehr vom Mitleid bewegt. „Sie ſprechen von Ermuthigung. Nehmen wir an, ſtatt Ihr Drama aufmerkſam zu leſen und es mit einer gewiſſenhaften Strenge zu beurtheilen, habe ich daſſelbe in dieſer Schublade gelaſſen, ſodann nach einiger Zeit und ohne daß ich nur einen Blick auf Ihr Manuſcript geworfen, es Ihnen zurückgeſchickt, mit einem Billet folgende oder gleichbedeutende Worte enthaltend: „„Mein Herr, ich habe Ihr Drama geleſen, es berechtigt zu den glänzendſten Hoffnungen, ich bin überzeugt, daß ſie ſich bald verwirklichen werden; Sie ſind ein Mann von Styl und Gedanken; . . . die Zukunft gehört Ihnen u. ſ. w.“

„Oh! mein Herr!“ rief der Jüngling die Hände faltend, „ein ſolcher Brief von Ihnen würde mich ſo glücklich gemacht . . . mir ſo viel Muth verliehen haben, ſelbſt wenn ich dieſes Lob von Ihrer Seite nicht verdient hätte!“

„Ah! armes Kind, wie ſehr ſind Sie im Irrthum! Sie denken alſo nicht an die traurigen Folgen eines lügenhaften Lobes? Wiſſen Sie, was geſchehen wäre? Ermuthigt durch meinen Brief, trunken vor Freude und Hoffnung, würden Sie ſogleich Ihr Drama an irgend einen Director geſchickt und von Tag zu Tag eine günſtige Antwort erwartet haben: hatte ich Ihnen nicht geſchrieben, Ihr Drama ſichere Ihnen eine ruhmwürdige Zukunft? — ſo daß Sie ſchon von den Berauſchungen

eines nahen Triumphes träumten, und dennoch vergingen die Tage, die Wochen, die Monate, und die Antwort des Directors kam nicht; dann folgten auf Ihre bezaubernden Träume die Entmuthigung, die Traurigkeit, der Zweifel an Ihnen selbst, doch nein! nein! leider konnten Sie nicht an Ihrem Berufe zweifeln; hatte ich Sie nicht ermuthigt, verherrlicht? In Folge meiner unvorsichtigen und lügnerischen Lobeserhebungen, lasen Sie bei jeder neuen Täuschung abermals meinen Brief mit einem bitteren Stolze und sagten zu sich selbst: „„Und dennoch habe ich Talent! Ein Schriftsteller von Ruf, ein Mann, der kein Interesse dabei hatte, mich zu täuschen, mich, der ich mich auf eine redliche Weise an ihn wandte, hat mir eine ruhmwürdige Zukunft versprochen, und diese Zukunft wäre die meinige ohne den bösen Willen, ohne die Ungerechtigkeit der Menschen ... Ich bin ein unbekanntes, bei seiner Geburt ersticktes Talent ... Ich bin ein unbegriffenes Talent!““ Ach! mein Kind, ich entrüste mich, wenn ich an das verächtliche Gelächter denke, das diese Worte: ein unbegriffenes Talent, immer hervorrufen. Sie wissen also nicht, diese albernen, rohen Spötter, daß für denjenigen, welcher sich für ein unbegriffenes Talent hält, das Leben eine Marter aller Augenblicke ist! Die Eifersucht, der Haß zernagen sein in Galle getauchtes Herz! So gerecht sie sein mögen, die Successe der Andern erscheinen diesem Unglücklichen als ein an seinem verkannten Genie begangener Raub, als eine seinem unverdienten Elend zugefügte Beleidigung; er verflucht Gott und die Menschen und sich selbst. Ein unbegriffenes Genie! das ist der Neid, die Ohnmacht, die Wuth, der Schmerz! Es ist die Hölle! Und es können einige aus Schwäche, aus Gleichgültigkeit oder einem elenden Trachten nach Popularität bewilligten Schmeicheleien auf immer in diese Hölle eine Anfangs vertrauensvolle und gute Seele versenken! Nein, nein,

ich würde mich ſelbſt verabſcheuen, wenn ich je mich der Gefahr ausſetzte, ein ſolches Verbrechen zu begehen. Und nun, mein liebes Kind, ſagen Sie, werden Sie ſich noch wundern, daß Sie mich ſo ſtrong in meiner Offenherzigkeit finden? Werden Sie mir es noch vorwerfen, daß ich Ihnen nicht die geringſte Ermuthigung auf die Gefahr, aus Ihnen ein unbegriffenes Talent zu machen, gegeben habe?"

Dieſe warmen, herzlichen, überzeugten Worte des Dichters brachten einen großen Eindruck auf den Jüngling hervor; ſein engeliſches Geſicht, ein Wiederſchein aller Bewegungen ſeines Gemüthes, hatte abwechſelnd den Schmerz oder die Angſt ausgedrückt, ſo wie ihm Gilbert die furchtbaren Folgen der alltäglichen Lobſpenden zeigte, welche zuweilen ſo gefällig an literariſche Anfänger durch berühmte Schriftſteller verſchwendet werden. Die Augen in Thränen gebadet, rief auch Auguſt Clement mit einer bebenden Stimme:

„Oh! Dank, mein Herr, Dank für Ihre Offenherzigkeit, ſie wird mich von den gräßlichen Qualen, denen die unbegriffenen Talente preisgegeben ſind, gerettet haben; es wird mir wenigſtens keine Illuſion bleiben! . . . Und nach einem letzten Beweiſe von Edelmuth von Ihrer Seite wird mein Schickſal entſchieden ſein. Ah! mein Herr! dieſen letzten Beweis von Güte, geben Sie ihn mir aus Mitleid!"

„Von Herzen gern. Um was handelt es ſich?"

„Mein Drama taugt nichts, nicht wahr, mein Herr?" verſetzte der Jüngling mit einem erſtickten Seufzer, „durchaus nichts?"

„Nein, mein Kind, wenigſtens meiner Anſicht nach, und ich habe Ihnen geſagt, Sie werden Randbemerkungen zu Unterſtützung meines Urtheils finden."

„Mein Herr, ich glaube Ihren Worten, wie ich denen Gottes glauben würde, wenn er mit mir ſpräche. Und dann, wie gut ſind Sie, nachdem Sie ſich die

Mühe genommen, ſelbſt Bemerkungen zu einem Werke zu machen, das für das Theater keine Anlage zeigt, nicht wahr, mein Herr? keine, ... nicht die geringſte? ..."

„Nicht die geringſte."

„Selbſt wenn man der bei einem erſten Werke natürlichen Unerfahrenheit Rechnung tragen würde?" verſetzte Auguſt Clement mit einer Miſchung von rührender Reſignation, von bewältigter Verzweiflung und, wenn man ſo ſagen darf, einer mit dem Tode ringenden Hoffnung; „kurz, mein Drama geſtattet Ihnen nicht, zu hoffen, ich werde eines Tags etwas Beſſeres machen, und durch Anſtrengung, Ausdauer, Studien, Arbeit ... Oh! ich würde mit ſo großem Eifer arbeiten, wenn Sie mir ſagten: Arbeiten Sie!"

„Mein Kind, durch die Arbeit würde es Ihnen gelingen, Ihre Sprache correct zu ſchreiben, eine Wiſſenſchaft, die Ihnen bis jetzt durchaus fehlt; doch weder das Studium, noch die Arbeit geben uns je die Erfindung, dieſe Fähigkeit, Charactere, Perſonen zu ſchaffen und ſie unter dramatiſchen Situationen, die Sie auch ſchaffen müſſen, handeln zu laſſen ... Dieſe Fähigkeit, eine, ſo zu ſagen, natürliche Gabe analog mit den Anlagen, welche den Maler und den Muſiker machen, dieſe Fähigkeit beſitzen Sie nicht ... Ich kann nicht entſchieden behaupten, daß ſie ſich nicht ſpäter entwickeln wird ... aber ..."

„Wahrhaftig, Sie glauben!" ... rief der Jüngling mit dem Ausdrucke einer naiv zähen Hoffnung, „Sie glauben, daß ſpäter ..."

„Armes Kind!" erwiederte Gilbert, ſchwermüthig den Kopf ſchüttelnd, „es iſt mir unmöglich, Sie zu verhindern, eine eitle Hoffnung zu hegen; doch weit entfernt, Sie darin zu ermuthigen, wiederhole ich Ihnen, [illegible] mit Bedauern: nichts, durchaus nichts in Ihrem [illegible] mich annehmen, die Gabe der Erfindung

werde eines Tags in Ihnen existiren, denn wenn es so sein sollte, so hätte sich diese Gabe in irgend einem Theile Ihres Dramas geoffenbart, und ich habe leider darin nicht das geringste Merkmal von einem literarischen Berufe gefunden."

„Ich glaube Ihnen, mein Herr," erwiederte der Jüngling mit einer dumpfen, düsteren Niedergeschlagenheit, „ich glaube Ihnen." Dann, nach einer gewaltigen Anstrengung gegen sich selbst, setzte er hinzu: „So eben habe ich es gewagt, mir von Ihnen einen letzten Beweis von Güte zu erbitten."

„Sprechen Sie, verfügen Sie über mich."

„Ich besitze, Sie haben mich hievon überzeugt, keine Anlage für das Drama. Ich verzichte darauf. Indessen bleibt mir unwillkürlich eine Hoffnung," sagte der Jüngling, und er reichte schüchtern dem Dichter die Papierrolle, die er in seiner Hand hielt, und fügte mit zitternder Stimme bei: „Wenn Sie später, wenn Sie eines Tages Zeit hätten, dies zu lesen; es sind Oden Oden gerichtet an eine Person, . . . eine Person Namens Lucile."

Erröthend, sprach Clement diese letzten Worte und den Namen von Lucile mit einem so sanften und zugleich schmerzlichen Tone, daß Gilbert zu sich selbst sagte:

„Armes Kind! ohne Zweifel eine naive und erste Liebe. Für Lucile träumte er den Ruhm! Vielleicht werden mir diese unter der Eingebung einer geliebten Frau geschriebenen Oden irgend ein Anzeichen, so schwach es sein mag, von einem ernsten Berufe offenbaren. Oh! dann! mit welchem Glücke würde ich zu diesem leidenden, trostlosen Herzen sagen: Muth gefaßt! Muth gefaßt!"

Und einer edelmüthigen Hoffnung nachgebend, sprach der Dichter laut, indem er mit einer ungeduldigen Neugierde das Manuscript entrollte:

„Wir wollen die Oden ansehen, und zwar sogl[illegible]

„Wie, mein Herr! ich habe ſchon ſo lange Ihre Zeit mißbraucht und Sie wollen noch . . .“

„Mein Kind, ich errathe Ihre Bangigkeiten, ich werde nicht dieſe Art von moraliſchem Todeskampf verlängern; Sie werden wenigſtens, wenn wir uns nachher trennen, Gewißheit über Ihre Zukunft haben, vorausgeſetzt, daß Sie meine Entſcheidung annehmen.“

„Mein Herr, was auch Ihr Urtheil ſein mag, ich nehme es zum Voraus an, es wird mein Loos beſtimmen,“ erwiederte der junge Mann mit einem dumpfen, aber doch feſten Tone und mit einem Ausdrucke beinahe finſterer Reſignation, der dem Dichter, welcher ſchon mit dem Leſen der Oden beſchäftigt war, entging.

Wir müſſen darauf verzichten, die Phyſiognomie, die Haltung, die gräßlichen . . . oh! ja gräßlichen Bangigkeiten von Auguſt Clement, während Gilbert ſeine Oden, nicht mit einer gleichgültigen Haſt, ſondern mit einer bedächtlichen Langſamkeit las, zu ſchildern.

Bleich, die Stirne in Schweiß gebadet, mit gepreßtem Athem, den Dichter unabläßig mit ängſtlichem Blicke bewachend, beſpähte der Jüngling mit einer unruhigen Gierde die geringſte Falte des Mundes, das leichteſte Beben der Brauen ſeines erhabenen Schiedsrichters.

Ach! Gilbert hatte es wohl geſagt: es mußte für Auguſt Clement ein Todeskampf ſein, der ſtummen Leſung ſeiner Oden beizuwohnen, der Todeskampf ſeiner ſterbenden Hoffnung! Doch vor ſeiner gänzlichen Vernichtung, welche Bangigkeiten, welche ſchmerzliche Convulſionen! Bald ſah der Jüngling ſeinen Richter das Manuſcript näher an die Augen halten, als hätte er einige Verſe noch einmal leſen wollen, dann nachdenkend ſeine Blicke zum Plafond erheben, wobei er ſich zu fragen ſchien: Was bedeutet das? und dann bezeichnete eine Geberde, er begreife nicht oder er begreife nur zu ihr! bald ließ er entmuthigt ſeine beiden Hände, die Manuſcript hielten, niederſinken und auf dem Tiſche

ausruhen, als hätten ihm unwillkürlich die Kräfte gefehlt, um diese Lesung fortzusetzen; bald endlich offenbarten seine Züge ein schmerzliches Mitleid mit der Verirrung dieses unglücklichen Kindes, dem sein formloses, albernes Werk, auf welches er so glorreiche Hoffnungen setzte, so viele Nachtwachen hatte kosten müssen.

Alle diese beinahe unmerklichen Nuancen des Gesichtes, der Geberde, der Haltung von Gilbert konnte nur allein der Blick von August Clement, nur der Blick eines Verfassers erlauern, denn in seiner zarten Zurückhaltung gab sich der Dichter alle Mühe, seine Eindrücke bis zum Ende seiner Lesung zurückzuhalten oder zu verbergen. Als er geendigt hatte, legte er langsam das Manuscript auf den Tisch und wandte sich gegen den Jüngling. Dieser, dessen Lippen ein bitteres Lächeln zusammenzog, das seinem in seiner Resignation bis dahin so engelischen Gesichte einen Ausdruck düsterer Verzweiflung gab, heftete auf Gilbert seine durch die Thränen gerötheten Augen und sprach mit bebender Stimme zu ihm:

„Nicht wahr, mein Herr, die Oden sind nicht mehr werth, als das Drama? Oh! ich war darauf gefaßt. Somit ist Alles für mich vorbei!"

Schmerzlich ergriffen, nahm der große Schriftsteller liebevoll die Hand des Jünglings und sagte zu ihm:

„Mein Kind, erlauben Sie mir ein paar Fragen."

„Wozu? Alles ist für mich vorbei."

„Nein, es ist nicht Alles für Sie vorbei; ich bitte Sie dringend, antworten Sie mir: sind Ihre Eltern wohlhabend?"

„Ja, mein Herr."

„Was für ein Geschäft treiben sie?"

„Sie sind . . . sie sind . . . Specereihändler."

„Haben sie es bis jetzt an Zärtlichkeit gegen Sie ermangeln lassen?"

„Nie . . . Mein Vater ſchilt mich nur, wenn ich, ſtatt im Laden zu bleiben, in mein Zimmer hinaufgehe, um zu leſen oder zu arbeiten.“

„Und Ihre Mutter? ſie iſt, ich bin es feſt überzeugt, nachſichtiger.“

„Sie entſchuldigt mich bei meinem Vater.“

„Sie lieben Ihre Mutter zärtlich?“

„Oh! ja, mein Herr, ihretwegen und wegen einer . . . andern Perſon möchte ich gern . . .“

„Vollenden Sie.“

„Ich ſagte mir: wenn ich Talent hätte, wie . . . wären meine Mutter und . . . und . . . eine andere Perſon ſtolz auf mich! . . . Doch bah!“ ſetzte er mit einem krampfhaften Gelächter hinzu, „Illuſion! Wahnſinn! Ich bin nur gemacht, um Ladendiener eines Specereihändlers zu ſein! Das iſt ſo ruhmwürdig!“

„Ja, es iſt ruhmwürdiger, auf eine ehrliche Art ein beſcheidenes Gewerbe zu treiben, als ſeine Jugend in unfruchtbaren Arbeiten zu verbrauchen. Hören Sie, mein Kind, glauben Sie mir, täuſchen Sie ſich beſonders nicht im Sinne meiner Worte, hüten Sie ſich, darin eine Anregung zu gefährlichen Hoffnungen zu ſehen.“

„Ah! ſeien Sie unbeſorgt,“ erwiederte der junge Menſch mit einer düſteren Niedergeſchlagenheit: „ich habe keine Hoffnungen mehr, ich kann keine mehr haben; ſie ſind todt, ſehr todt, Sie haben ſie getödtet!“

„Deſto beſſer, denn ſie wären das Unglück Ihres Lebens geweſen; nachdem ich aber ſo viel an mir war, Ihnen die Nichtigkeit unſeliger Illuſionen zu zeigen geſucht habe, ſage ich Ihnen Folgendes: Ihre Oden kündigen ebenſo wenig als Ihr Drama in irgend einer Hinſicht den geringſten poetiſchen Beruf an, doch ſie zeugen von Ihrem Geſchmacke für die Literatur. Dieſer Geſchmack iſt an und für ſich vortrefflich; ich wiederhole, pflegen Sie ihn in den Augenblicken der Muße, die ihnen das Gewerbe, für welches Sie Ihre Eltern

Gilberte erſchien an der Thüre des anſtoßenden Zimmers, in welchem ſie ſich bis dahin aufgehalten hatte, und ſagte halblaut, indem ſie ein wenig über die Schwelle vortrat:

„Freund, Du haſt Niemand mehr zu empfangen?“

„Nein, nicht daß ich wüßte, Gott ſei Dank!“

Mit einem Sprunge war die junge Frau bei Gilbert; ſie ſchloß ihn in ihre Arme, küßte ihn zärtlich und ſprach:

„Mit welcher zarten, erleuchteten, geduldigen Güte haſt Du dieſen jungen Menſchen berathen! welch ein erſchreckliches und wahres Gemälde haſt Du ihm von den unbegriffenen Talenten, dieſen Opfern trügeriſcher Schmeicheleien, entworfen! Oh! mein Freund, mit welchem Entzücken hörte ich Dir zu! Du erfüllſt es würdig, das religiöſe Prieſterthum, welches Dir das Genie auferlegt.“ Dann lächelnd: „Und die Antwort, die Du dem wüthenden Autographenliebhaber gegeben? wie piquant und gerecht war ſie! Und die zwei Engländerinnen! nein, es gibt auf der Welt nur die Engländerinnen, welche ſo dreiſt excentriſch, daß ſie es wagen, zu einem Manne zu kommen, um ihn zu ſehen und . . .“ Doch hier unterbrach ſich Gilberte, und ſie fügte dann bei: „Darf ich mich wundern über das excentriſche Weſen dieſer armen Engländerinnen! Bin ich nicht, wie ſie, vor zwei Jahren gekommen, und zwar allein, bei Nacht, um den großen Dichter zu bewundern? Liebe Schweſtern in der Bewunderung! verzeiht mir, daß ich einen Augenblick erſtaunt war, in Euch ein Gefühl zu finden, das mein Leben bildet! O mein Geliebter, wie groß iſt Dein Ruhm! Dein Name iſt nicht mehr ein Name, ſondern ein Titel über allen leeren Adelstiteln! Alles, bis auf den würdigen Marſeiller, der ſo wunderlich und ungeſchlacht in ſeiner Begeiſterung für Dich, zeugt von dem unbegreiflichen oder vielmehr ſehr begreiflichen Einfluſſe, den Dein Name übt. O mein Fürſt des Geiſtes!

nur für einen Ladendiener.“ Dann ſchlug er ſeine troſtloſen Augen zum Plafond auf und murmelte mit einer verzweifelten Stimme: „O meine Träume! o Lucile!! es iſt vorbei! es iſt vorbei!“ Und nachdem er einen Augenblick geſchwiegen hatte, ſtand er ungeſtüm auf und ſagte zu Gilbert im Tone des Vorwurfs und ſchmerzlicher Bitterkeit:

„Mein Herr, andere arme junge Leute werden vielleicht wie ich, angezogen durch Ihren Ruf des Edelmuths, kommen, um Ihnen Ihre Verſuche anzuvertrauen . . . abſcheuliche, klägliche Verſuche, wie es die meinigen ſind! Ich bin ſehr dumm, ſehr jung und, ich geſtehe es Ihnen, ſogar unfähig, Ladendiener einer Specereihandlung zu werden, denn dieſer ſchöne Stand wird nicht der meinige ſein; laſſen Sie mich Ihnen indeſſen einen Rath geben, mein Herr: ein anderes Mal nehmen Sie ſich in Acht, hören Sie, nehmen Sie ſich in Acht, . . . die Leute dadurch zu tödten, daß Sie dieſelben heilen wollen!“

Und nach dieſer ungeſtümen Anrede, über welche der Dichter einen Augenblick ganz erſtaunt war, preßte Auguſt Clement ſeine Manuſcripte krampfhaft in ſeinen Händen zuſammen und verließ haſtig das Cabinet von Gilbert. Dieſer fühlte ſich Anfangs unwillkürlich verletzt durch den bittern Abſchied des Jünglings, den er mit einer weiſen und väterlichen Güte behandelt hatte. Doch bald machte er ſich dieſe Bewegung des Unwillens zum Vorwurf und er ſprach zu ſich ſelbſt:

„Wir wollen nachſichtig ſein: nicht ohne Schmerz ſieht man in dieſem Alter ſeine Illuſionen zerſtört: „Nehmen Sie ſich in Acht,“ hat er voll Bitterkeit zu mir geſagt, „„nehmen Sie ſich in Acht: oft, indem man die Leute heilen will, tödtet man ſie.““ Armes Kind, möchte ich in ihm ſeinen falſchen und unſeligen Beruf getödtet haben! er hätte ſein Leben mit Ekel und Verdruß getränkt!“

Gilberte erschien an der Thüre des anstoßenden Zimmers, in welchem sie sich bis dahin aufgehalten hatte, und sagte halblaut, indem sie ein wenig über die Schwelle vortrat:

„Freund, Du hast Niemand mehr zu empfangen?“

„Nein, nicht daß ich wüßte, Gott sei Dank!“

Mit einem Sprunge war die junge Frau bei Gilbert; sie schloß ihn in ihre Arme, küßte ihn zärtlich und sprach:

„Mit welcher zarten, erleuchteten, geduldigen Güte hast Du diesen jungen Menschen berathen! welch ein erschreckliches und wahres Gemälde hast Du ihm von den unbegriffenen Talenten, diesen Opfern trügerischer Schmeicheleien, entworfen! Oh! mein Freund, mit welchem Entzücken hörte ich Dir zu! Du erfüllst es würdig, das religiöse Priesterthum, welches Dir das Genie auferlegt.“ Dann lächelnd: „Und die Antwort, die Du dem wüthenden Autographenliebhaber gegeben? wie piquant und gerecht war sie! Und die zwei Engländerinnen! nein, es gibt auf der Welt nur die Engländerinnen, welche so dreist excentrisch, daß sie es wagen, zu einem Manne zu kommen, um ihn zu sehen und . . .“ Doch hier unterbrach sich Gilberte, und sie fügte dann bei: „Darf ich mich wundern über das excentrische Wesen dieser armen Engländerinnen! Bin ich nicht, wie sie, vor zwei Jahren gekommen, und zwar allein, bei Nacht, um den großen Dichter zu bewundern? Liebe Schwestern in der Bewunderung! verzeiht mir, daß ich einen Augenblick erstaunt war, in Euch ein Gefühl zu finden, das mein Leben bildet! O mein Geliebter, wie groß ist Dein Ruhm! Dein Name ist nicht mehr ein Name, sondern ein Titel über allen leeren Adelstiteln! Alles, bis auf den würdigen Marseiller, der so wunderlich und ungeschlacht in seiner Begeisterung für Dich, zeugt von dem unbegreiflichen oder vielmehr sehr begreiflichen Einflusse, den Dein Name übt. O mein Fürst des Geistes!

wie berühmt biſt Du! wie groß ſind Deine Reiche und wie zahllos Deine Unterthanen!“

„Kind!“ verſetzte Gilbert, ſchwermüthig lächelnd bei der ſtolzen Freude ſeiner Frau, „daß der von mir geübte Einfluß verdient ſei, darüber bin ich nicht einer Anſicht mit Dir; doch, mit Recht oder mit Unrecht, dieſer Einfluß beſteht, und ich fühle mich dadurch geehrt; nur geſtehe mir, zärtliche Freundin: wenn alle meine Tage dieſem glichen, und ich weiß es aus Erfahrung, ſie würden ihm beinahe alle gleichen, wenn unſere Thüre für Jeden geöffnet bliebe, — geſtehe, daß unter ſo eingenommenen Tagen meine Arbeiten, meine Studien, unſere zarten Vertraulichkeiten, unſere lieben, ſüßen Erholungen für immer unmöglich würden?“

„Das iſt wahr. Doch da fällt mir ein . . . wie hat dieſes verdammte Blatt Dein Incognito entdecken können?“

„Die Nichte von Catherine iſt in den Dienſten des Redacteur vom Spürhund. Den Brief, den ich für unſere Haushälterin geſchrieben, wird der Journaliſt geſehen haben; er kennt meine Handſchrift durch die im Publikum verbreiteten Facſimile, und geleitet durch dieſes Merkmal . . .“

„Ich begreife nun Alles. Das iſt ein kleines Unglück! Was willſt Du? wir werden einen andern Zufluchtsort auskundſchaften, denn ich würde zuerſt den Verluſt der Reize unſerer Einſamkeit beklagen, in der wir uns ſo köſtlich zu beſchäftigen wußten.“

„Und dennoch ſage ich Dir, ich fühle zuweilen einen Gewiſſensbiß, daß ich mich ſo hartnäckig den eifrigen Bemühungen entziehe, deren Gegenſtand ich bin. Das iſt beinahe Undank, wie der würdige, aber aufbrauſende Marſeiller, mein Exfanatiker, ſagte. Ich gehöre faſt dem Publikum, dem ich meinen Ruf verdanke. Ah! dieſer Ruf hat ſeine Pflichten, ſeine Laſten, ſeine Verbindlichkeiten und ſeine Gefahren!“

„Wie erfreut bin ich, daß ich Dich ſo am Vorabend eines neuen Triumphes ſprechen höre!“ ſagte lächelnd die junge Frau. „Dieſe Verachtung des Ruhmes in einem ſolchen Momente iſt in meinen Augen eine Vorbedeutung mehr für den glücklichen Ausgang unſeres Abends. Doch was Deinen Triumph betrifft, ich bereite mich darauf vor, ihn mit aller Wonne zu genießen; Du haſt meinen Sperrſitz nicht vergeſſen?“

„Nein, er iſt beſtellt.“

„Es iſt derſelbe, auf dem ich vor zwei Jahren bei jener erſten Vorſtellung ſaß, welche über das Schickſal meines Lebens entſchieden hat. Oh! ich will keinen andern Platz, als dieſen!“

„Du wirſt ihn haben, mein Kind, ich ſage Dir, es iſt derſelbe . . der dritte Balconſperrſitz des erſten Rangs, rechts vom Zuſchauer.“

„Vortrefflich . . . ſo iſt es.“

„Du willſt alſo durchaus dieſen Platz haben und ziehſt ihn einer Loge vor, wo Du allein wäreſt?“

„Kannſt Du eine ſolche Frage an mich machen? Ich, heute Deine geliebte, ſtolze Gefährtin, ſoll mich wieder an demſelben Platze befinden, wo ich vor zwei Jahren, Dir unbekannt, ſterbend vor Angſt nur bei dem Gedanken, vor Dir zu erſcheinen, Zeuge des ungeheuren Succeſſes war, dem nur der von heute Abend gleichen wird. . . Denn Du haſt es geſagt, dieſes Drama, an dem Du ſeit zwei Jahren mit ſo viel Liebe arbeiteſt, wird der Ausdruck, wird die Frucht des unausſprechlichen Glückes ſein, deſſen wir uns ſeit zwei Jahren erfreuen.“

„O geliebtes Weib!“ rief Gilbert mit einer ſüßen Trunkenheit, „Schwäche, Stolz oder Bewußtſein! ich nehme Deine Vorbedeutung an! ja, ich fühle es, dieſes Werk wird, ich ſage nicht die Bewunderung, doch, deſſen bin ich ſicher, die Sympathie Aller verdienen. Geſchrieben in der ſüßen Sammlung des ſtillen, vertraulichen

Lebens, ist es mir von der Zuneigung, von der Liebe, kurz von Dir, meine Angebetete, eingegeben worden!"

Am Abend, gegen fünf Uhr, stiegen Gilbert und Gilberte in den Wagen, um nach der Comédie Française zu fahren. Der Dichter begab sich im Theater auf die Bühne, seinen Kampfplatz, und strahlend von Hoffnung beeilte sich die junge Frau, den Sperrsitz einzunehmen, den sie bei der ersten Vorstellung von Octavius, diesem Drama, das mit so großer Begeisterung aufgenommen worden war, inne gehabt hatte.

XX.

Der Dichter, während seine Gefährtin ihren Sperrsitz einnahm, gelangte auf die Bühne, in die Coulissen, wie man gewöhnlich sagt.

So wie der feierliche Augenblick, wo der Vorhang aufgezogen werden sollte, immer näher rückte, erloschen allmälig die vertrauensvollen Hoffnungen von Gilbert auf den günstigen Erfolg seines Dramas. Ja, so groß ist die unbesiegbare, aber ruhmwürdige Begehrlichkeit des menschlichen Geistes, wenn man mit Eifer und Gewissenhaftigkeit diese edle literarische Laufbahn voller Kämpfe und Gefahren verfolgt, daß ihn die Furcht vor einer einzigen Niederlage alle seine Triumphe vergessen läßt. Diese Bangigkeit mußte unser Dichter mehr als jeder Andere empfinden; da er sich den schmeichelhaften Folgen des Triumphes entzog, so genoß er weniger als irgend Jemand davon: sein Genie und das Schicksal hatten ihn nach Wünschen bedient. Haushälterisch mit seinen Werken, von einer unbarmherzigen Strenge gegen dieselben, übergab er sie dem Publikum immer erst nach einer langen und gewissenhaften Arbeit; alle hatten einen mehr oder minder glücklichen Erfolg gehabt, obgleich er der ersten Vorstellung die Befürchtungen hinsichtlich des

Durchfallens immer wieder aufs Neue hatte kennen lernen. Gerade darauf, daß er auf jedes Werk dieselbe Sorgfalt verwandte, mußte eine Niederlage, tausendmal empfindlicher für sein Bewußtsein, als für seinen Schriftstellerstolz, in seinen Augen das Symptom der Abnahme seines Genies sein, oder vielleicht, wenn es ihm gelang, die Skrupel seiner Bescheidenheit zu beherrschen, mußte der Dichter diese Niederlage der phantastischen Verirrung des Geschmacks im Publikum zuschreiben: bei diesen zwei Hypothesen nun waren das Zartgefühl und die natürliche Würde des Dichters so groß, so groß war besonders seine religiöse Verehrung der Gottheit der Intelligenz, daß er in diesem äußersten Augenblicke zu sich sagte:

„Dieses Drama, in dem ich, zwei Jahre hindurch, die ganze Macht meines Gemüthes und meines Geistes zusammengedrängt habe, dieses Drama, geschrieben mit so viel Liebe, ist gut oder es ist schlecht. Ist es schlecht, so muß ich anerkennen, daß mein Verstand schwach zu werden anfängt; jeder Dichter, der dieses Namens würdig, ist mit einer gewissen schaffenden Gewalt begabt; ist sie erschöpft, so bringt er nur noch gebrechliche Werke, Mißgeburten seines frühzeitigen Alters hervor. Verhält es sich so bei mir, so werde ich fortan nicht mehr der gerechten Verachtung des Publikums das schmähliche Schauspiel meines Unvermögens bieten. Von diesem Tage an ist meine Feder zerbrochen, aus Achtung vor der göttlichen Gabe, die meinen Ruhm gemacht hat.

„Ist mein Drama aber gut, — und die geheimnißvolle Stimme des Bewußtseins, welche manchmal den Dichter unter seinen langen Arbeiten anfeuert und zu ihm spricht: „„Es ist gut!““ diese Stimme hat zuweilen zu mir gesagt: „„Muth! der Gedanke Deines Werkes ist edel und groß; es muß die Seele für alle hochherzigen Gefühle öffnen, Thränen fließen machen und die Bewunderung dessen, was bis zum Ideale schön ist, wiederbeleben . . .““ ist mein Drama gut, und

das Publikum ziſcht es aus, ſo ſchreibt mir die ſouveraine Würde der Literatur meine Pflicht vor. Ich werde mich nicht mehr der Gefahr ausſetzen, das Spielzeug der Launen der Menge zu ſein, und von dieſem Tage an iſt meine Feder zerbrochen. So wird mein Unvermögen oder die Ungerechtigkeit des Publikums heute Abend über mein Schriftſtellerloos entſcheiden."

Uebertreibung, wird man ſagen. Nein, es iſt eine erhabene Wirklichkeit, dieſe Miſchung von rührender Demuth und ſtolzem Hochmuth. Will man ein Beiſpiel hievon? Man denke an eines der größten Genies der neueren Zeiten: Roſſini! . . Eines von ſeinen unſterblichen Werken, ſein Meiſterwerk vielleicht, Wilhelm Tell, dieſe Freiheitshymne, welche die Throne beben gemacht hat, — Wilhelm Tell wird bei der erſten Vorſtellung mehr als kalt aufgenommen . . . Roſſini entfernt ſich für immer vom Theater.

Vergebens macht ſich die Menge, Anfangs geblendet durch die Strahlen dieſes Meiſterwerks, nach und nach vertraut mit dem Glanze ſeiner Schönheiten, begreift ſie, ſchätzt ſie, bewundert ſie; vergebens folgt auf ihr erſtes Erſtaunen die Begeiſterung, die Vergötterung; vergebens ruft die Menge, flehend und troſtlos, den Gott der Harmonie zurück: der Gott bleibt taub, unbarmherzig. Roſſini ſchreibt, in der allmächtigen Reiſe ſeines Genies, nicht ein Wort mehr, und ſein mißtrauiſcher, gerechter Stolz beraubt die Nachwelt neuer Meiſterwerke.

Dieſes Beiſpiel und noch andere würden zur Noth den Entſchluß unſeres Dichters rechtfertigen: ſeine Feder zu zerbrechen im Namen der ſouverainen Würde des Geiſtes, ſollte ſich das Publikum ungerecht zeigen, und ſeine Feder ebenfalls ſeiner Würde wegen zu zerbrechen, ſollte er glauben, er müſſe ſeine Niederlage der Abnahme ſeines Genies zuſchreiben.

Jeder Schriftſteller, der die fieberhaften Bangigkeiten, welche den Freuden des Triumphes vorhergegan-

gen sind, oder die bitteren Entmuthigungen der Niederlage erduldet hat, bietet, wie der Dichter zu seiner Gefährtin sagte, mit dem Spieler die auffallende Aehnlichkeit, daß für den Spieler, der immer weniger empfindlich für den Gewinn als für den Verlust, das Verzweiflungsvollste weniger noch ist, zu verlieren, als *nicht mehr zu spielen*, zu verzichten auf die herben, brennenden Gemüthsbewegungen, die sein Leben sind.

So ist es mit dem dramatischen Dichter: sein Geist, seine Seele stehen durch das Organ der Schauspieler in einer unmittelbaren Verbindung mit den Zuschauern. Eine erste Vorstellung wird so für ihn eine gräßliche Spielpartie und er er leidet die glühenden Entwickelungen davon: niederschlagende Zweifel, strahlende Hoffnungen! Wie das Spiel, hängt ein dramatisches Werk, was auch das Talent des Schriftstellers oder seiner darstellenden Künstler sein mag, ebenfalls vom Zufalle, einem phantastischen, ungreifbaren Gotte, ab, der die tiefsten, die geschicktesten Combinationen des Spielers und des Dichters vereitelt. Und wenn sie verlieren! und wenn sie aus Unvermögen oder Zorn keinen neuen Einsatz wagen! . . . Oh! für Beide ist der Verlust nichts gegen dieses Verzichten.

Verzichtet der Schriftsteller darauf, zu schreiben, weil er das Bewußtsein der Erschöpfung seines Geistes hat, so ist das entsetzlich! Er überlebt sich selbst. Seine Triumphe von gestern dünken ihm ebenso viele Beleidigungen seiner Unmacht von heute zugefügt; er beneidet sich, er haßt sich, wie ein Neidischer einen Nebenbuhler haßt! Einst erfüllt von Studien, von der Schöpfung von tausend tiefen, wechselreichen Gefühlen, vergeht nun sein Leben müßig, unruhig, hinschmachtend, unfruchtbar. Es ist nicht mehr das Leben und es ist noch nicht der Tod. Es ist eine namenlose Mitte, welche am Leben Theil hat durch ihre Klagen, durch ihre

Schmerzen und am Tode durch das eiſige Erkalten einſt ſo glühender, ſo lebendiger Fähigkeiten!

Verzichtet der Schriftſteller, verletzt in ſeinem gerechten und mißtrauiſchen Stolze, darauf, zu ſchreiben, ſo iſt dies eine andere Qual aller Tage, aller Augenblicke! Das göttliche Feuer des Geiſtes, das fortan keinen Ausgang hat, brennt dumpf in ihm und verzehrt, zernagt, untergräbt ihn langſam, ſtatt in funkelnden, durch die großen Strömungen der öffentlichen Meinung angefachten Flammen hervorzuſpringen. Ein Schriftſteller ſchreibt nicht für ſich ſelbſt; er kann die Stunde, ſein Werk zu Tage ausgehen zu laſſen, näher rücken oder verſchieben; doch er ſchreibt immer nur im Hinblicke auf dieſe Veröffentlichung. Ein unbekanntes Werk exiſtirt nicht; vergebens belagert auch die Einbildungskraft des Dichters, welcher nicht mehr zu ſchreiben entſchloſſen iſt, ſeinen Geiſt; vergebens zeigt ſie ihm in den geheimnißvollen Hüllen der Erfindung tauſend noch unbeſtimmte, ſchwebende Geſtalten, welche aber nur auf den befruchtenden Hauch des Genies warten, um ſich zu bilden, um einen Leib, eine Seele, eine Phyſiognomie, einen Charakter, Leidenſchaften, einen Namen anzunehmen! um endlich dieſes Leben zu leben, das der Dichter, ein neuer Prometheus, unter die Kinder ſeiner Schöpfung austheilt. Der Dichter widerſteht, und in ſeinem Stolze wendet er den Blick von dieſer verführeriſchen Luftſpiegelung ab. Nein, nein, dieſe Werke, welche nichts Anderes verlangen, als ſich erſchließen zu dürfen, werden in ihrer Umhüllung bleiben und wenigſtens nicht von der Laune des Publikums ſchmählich behandelt werden!

Dann fahre wohl, arbeitſames, bewegtes Daſein, deſſen Bangigkeiten ſogar einen heftigen Reiz haben; fahret wohl, Triumphe, Lobeserhebungen, Huldigungen und ſelbſt Belagerungen, welche einſt läſtig, oft unerträglich waren, nun aber, da ſie von ihm gewichen

ſind, von dem Dichter in ſeiner freiwilligen Verbannung bitter beklagt werden! Bewunderer und ſchelſüchtige Tadler werden ſeinen Namen nicht mehr zur Fahne nehmen! Dieſer Name, um den ſo viel Geräuſch herrſchte, wird allmälig in Vergeſſenheit gerathen und weder Sympathie noch Haß mehr erregen; dieſer Mann, von dem Europa in ſeiner begeiſterten Neugierde das Privatleben, die Gewohnheiten, den Aufenthaltsort, die äußere Erſcheinung kennen lernen wollte; dieſer Mann, der keine Zeile ſchreiben konnte, ohne daß ſie ein beneidetes Autographon wurde, dieſer Mann wird bald aus dem Gedächtniſſe der Menſchen verſchwunden ſein. Man wird vielleicht noch die Werke, denen er ſeinen Ruf zu verdanken hatte, ſchätzen, doch er wird außer der Wirklichkeit bleiben, das heißt, außer der Bewegung, dem Geſchmacke, den Bedürfniſſen, den Tendenzen, den Leidenſchaften des Tages, und obgleich noch voll Kraft und Saft, wird er fortan in einer dunkeln Verlaſſenheit leben.

Dies waren die Bangigkeiten, mit denen ſich der Geiſt von Gilbert quälte, als er in der Furcht vor einer Niederlage, in der er das Sympton ſeiner Abnahme oder eine verletzende Ungerechtigkeit ſehen mußte, an die Zukunft dachte. In dieſe Betrachtungen verſunken ging er auf der noch öden Bühne bald mit langſamem, bald mit haſtigem Schritte am heruntergelaſſenen Vorhange auf und ab. Dann fiel ihm Gilberte ein, und er hielt ſein Auge an eine von den im Vorhange angebrachten zwei kleinen Oeffnungen, welche den Schauſpielern den Saal mit dem Blicke zu umfaſſen geſtatten ... Sie empfand einen naiven Stolz, indem ſie ſich ſagte, ihren Nachbarn unbekannt, werde ſie angebetet von dem berühmten Manne, dem Alles einen neuen Triumph prophezeite. Man zählte in der That ſehr auf dieſes Drama, wie es ein alter Stammgaſt der Comédie Française ſagte, der, getreu ſeiner Gewohnheit, in der

Nähe der jungen Frau den Platz einnahm, auf dem er auch zwei Jahre vorher saß.

„Ich habe diesen Morgen einen von den Herrn Schauspielern gesehen," sprach der Stammgast, „und er versicherte mich, im Theater glaube man an einen sehr großen Succeß."

Dann entspann sich folgendes Gespräch zwischen dem Stammgaste und seinen Nachbarn, ein Gespräch, auf das Gilberte, halb verborgen unter ihrem Schleier, neugierig horchte.

„Georges Hubert hat Zeit gehabt, sein Werk zu feilen," erwiederte ein anderer Zuschauer, „denn seit zwei Jahren hat er dem Publikum nichts mehr gegeben."

„Oh! er feilte auch zu den Füßen von Omphale."

„Mein Herr, woher nehmen Sie Omphale, wenn's beliebt?"

„Sie haben also den Spürhund von vorgestern nicht gelesen?"

„Nein."

„Er erzählte eine vortreffliche Geschichte über Georges Hubert und über eine reiche Erbin."

„Ah bah!"

„Es scheint, daß er diese Erbin in der Gegend von Bordeaux entführt hat, und daß sich das Vermögen dieser schönen Bordelaise nach Millionen zählt."

„He! he! he! . . . die Dichter denken an das Solide, diese schlauen Bursche! Der Rauch des Ruhmes genügt Ihnen nicht!"

„Hören Sie das Piquante von diesem Abenteuer. Stellen Sie sich vor, meine Herren, seit zwei Jahren lebt Georges Hubert mit der schönen Erbin aus Bordeaux in einem tiefen Incognito unter dem Namen Herr Dumesnil; völlig von der Welt abgesondert, sehen die zwei Verliebten keine lebende Seele bei sich und verlassen beinahe nie ihre theure Einsamkeit, ein bescheide-

nes Häuschen bei der Barrière des Invalides, denn dieſer Teufel von einem Spürhund weiß Alles: er gibt ſogar die Nummer des Hauſes an!"

„Das iſt in der That intereſſant. Und warum beobachtet Georg Hubert dieſes Incognito und lebt, ſo zu ſagen, eingekloſtert, er, der nach Biographien früher ein ſehr weltliches und thätiges Leben führte?"

„Ohne Zweifel hoffte er auf dieſe Art den Nachforſchungen der Verwandten der Erbin zu entgehen."

„Ja, ja, es ſcheint die Dichter zielen auf das Solide ab und lieben ungemein die Proſa der Thaler. He! . . . he! . . ."

„Ich, meine Herren," verſetzte ungeduldig der alte Stammgaſt, „ich glaube nicht ein Wort von dieſer ſcandaldſen Geſchichte."

„Aber, mein Herr, wenn der Spürhund verſichert, daß . . ."

„Der Spürhund erfindet zur Noth Geſchichten, meine Herrn. Der Character von Georges Hubert iſt als ſo ehrenhaft bekannt, daß es nicht einmal nöthig iſt, ihn gegen die Anſchuldigung einer ſchmutzigen Habgier zu vertheidigen. Nein, nie werde ich ihn für fähig halten, eine Erbin zu verführen und zu entführen, um in den Beſitz ihres Vermögens zu gelangen."

„Wenn aber wirklich der Spürhund, wie dieſer Herr ſagt, Thatſachen angibt, die Adreſſe ſeines Hauſes nennt . . ."

„Bei Gott! dem Spürhund fehlt es nie an Einbildungskraft; ich ſage auch noch einmal, meine Herren, ich kann dieſer lächerlichen Geſchichte keinen Glauben ſchenken."

„Ah! meine Herren," rief einer der Zuſchauer, der, während er das ſo eben erſchienene Journal vom Abend las, zugleich auf das vorhergehende Geſpräch hörte, „ah! meine Herren, das iſt abſcheulich!"

„Was denn?"

„Armer junger Mann!“

„Um was handelt es sich denn?“

„Wahrhaftig, Georges Hubert hat Unglück . . .“

„Wie! es ist abermals von ihm die Rede?“

„Hören Sie, meine Herren, was das Abendjournal, ein halb officielles und folglich ernstes Blatt berichtet,“ sprach der Zuschauer.

Und er las seinen Nachbarn leise Folgendes vor:

„In dem Augenblick, wo wir unser Blatt unter die Presse geben, werden wir von einem äußerst schmerzlichen Ereignisse unterrichtet. Heute Nachmittag gegen zwei Uhr hat sich ein sehr junger Mann, welcher einer gewaltigen Aufregung preisgegeben zu sein schien, auf die Brustwehr der Jena-Brücke geschwungen und von da in die Seine hinabgestürzt. Er hatte auf die Brustwehr zwei Papierrollen, sowie einen an seine Eltern, ehrenwerthe Handelsleute der Rue des Prouvaires, adressirten Brief niedergelegt. Einige Vorübergehende und unter ihnen der Augenzeuge der Thatsache, welche wir berichten, riefen mit gewaltigem Geschrei Schiffsleute herbei und beschworen sie, dem unglücklichen jungen Manne zu Hülfe zu eilen. Die Schiffer entsprachen edelmüthig der an ihre Menschlichkeit ergangenen Aufforderung. Doch der Unglückliche, den sie dem Tode entreißen wollten, verschwand leider in einem Wirbel, und einige Augenblicke nachher, als es gelang, seinen Körper aus dem Flusse zu ziehen, hatte er zu leben aufgehört . . .“

„Das ist allerdings ein großes Unglück,“ versetzte der Stammgast, die Lesung unterbrechend. „Doch ich sehe in dieser Erzählung nichts, was Georges Hubert betrifft.“

„Warten Sie, mein Herr, wir sind schon dabei,“ erwiederte der Leser. Und er fuhr fort:

„„Der Unglückliche, der sich selbst entleibt, hatte auf der Brustwehr zwei aufgerollte Manuscripte zurück-

gelaſſen, von denen das eine ein Herrn Georges Hubert gewidmetes Drama, das andere Oden enthielt. In dem an ſeine Familie gerichteten Briefe ſagte dieſer junge Mann, welcher Auguſt Clement hieß, einen unwiderſtehlichen Beruf für die literariſche Laufbahn in ſich fühlend, habe er Herrn Georges Hubert über ſeine Verſuche um Rath gefragt, doch es ſei ihm von dem berühmten Dichter erwiedert worden, er beſitze kein Talent und werde nie eines beſitzen; dieſe Enttäuſchung habe bei ihm eine ſo heftige Verzweiflung hervorgebracht, daß ihm das Leben zur Laſt geworden, und nach dem Verluſte ſeiner Illuſionen ſei ihm nichts Anderes mehr übrig geblieben, als zu ſterben . . . Auguſt Clement iſt nur zu beharrlich bei ſeinem unſeligen Entſchluſſe geweſen, und ſein Leichnam, den man Anfangs in der Morgue niedergelegt, wurde am Abend von der troſtloſen Familie dieſes kaum achtzehn Jahre alten Jünglings abgeholt.“

„Das iſt ein trauriges Ereigniß,“ ſagte einer von den Zuhörern, „und ohne Zweifel wird es ſich Georges Hubert immer zum Vorwurfe machen, daß er ſo unwillkürlich die Urſache dieſes Selbſtmords geweſen iſt.“

„Unwillkürlich, es mag ſein, doch ſo viel iſt gewiß, daß ohne die Härte der Beurtheilung, deren Gegenſtand wahrſcheinlich ſeine Verſuche geweſen ſind, dieſer Unglückliche, welcher ſich ertränkt hat, noch leben würde.“

„Ah! ſo ſind die Menſchen! Man iſt auf dem Gipfel des literariſchen Ruhmes angelangt, und ſtatt den Anfängern eine wohlwollende Hand zu reichen, entmuthigt man ſie auf eine rohe Weiſe . . . Jedes entſtehende Talent ſtellt man in den Schatten!“

„Das iſt abſcheulich!“

„Das iſt empörend!“

„So geht es in der Welt! . . . Armer junger Mann!“

„Bei Gott!“ meine Herren, „Sie ſind ſehr wenig liebreich!“ rief lebhaft der alte Stammgaſt, der immer

die Vertheidigung des Dichters übernahm. „Ist Georges Hubert verantwortlich für die Handlung eines unglücklichen Wahnsinnigen, der den Kopf verliert und sich in den Fluß stürzt, weil man ihm sagt, er habe kein Talent zur Poesie und er werde nie eines haben?"

„Jeder hat seine Ansicht, mein Herr. Ich, ich finde, es ist die Pflicht der Männer, die zu einer hohen literarischen Stellung gelangt sind, diejenigen, welche auf dieser Laufbahn debutiren, zu unterstützen."

„Der Herr hat Recht, vollkommen Recht, und ich, hätte ich die Ehre, Georges Hubert zu sein, würde immer auf dem Gewissen den Tod dieses unglücklichen jungen Mannes haben."

„Meine Herren, die königliche Familie tritt so eben vollzählig in ihre Loge ein."

Die Aufmerksamkeit der Nachbarn von Gilberte erregend, machten diese letzten Worte dem Gespräche ein Ende, von dem jedes Wort sie entrüstete und tief verletzte. So hatte also, wenn man seinen Verleumdern glaubte, der Dichter aus Habgier eine reiche Erbin entführt; so hatte der Dichter aus Verachtung, aus Eifersucht vielleicht auf ein entstehendes Talent — warum nicht? — auf eine so ungeschlachte Art einen jungen litterarischen Debutanten entmuthigt, daß er sich aus Verzweiflung selbst den Tod gegeben, — ein entsetzlicher Tod, der ewig auf dem Gewissen des Dichters lasten mußte.

Zwanzigmal war Gilberte auf dem Punkte, sich in dieses alberne und gehässige Gespräch zu mischen, doch eine unbesiegbare Schüchternheit hielt sie zurück, und mit dieser Schüchternheit tröstete sie sich, indem sie sich sagte, ihr geliebter Dichter bedürfe der Vertheidigung nicht. Noch einige Augenblicke, und er werde würdig, herrlich gerächt sein! Selbst seine Neider, seine Verleumder werden die Begeisterung der Menge für das Werk, das man spielen sollte, theilen.

Um sich den durch das Gespräch ihrer Nachbarn in ihr erregten peinlichen Gedanken zu entziehen, flüchtete und versenkte sich die junge Frau in ihre Erinnerungen; sie entsann sich, mit welcher Trunkenheit sie sich zwei Jahre vorher an dem Triumphe des Dichters, dem sie damals noch unbekannt, geweidet hatte. Wie viel berauschender wäre ihre Freude, wenn Gilbert an diesem Tage, da sie sich von ihm angebetet wußte, ein neuer Triumph zu Theil würde! Mit Hülfe ihrer Hoffnungen suchte sie in der Menge, mit der das Theater gefüllt war, jene Merkmale einer sympathetischen Erwartung und einer schmeichelhaften Ungeduld zu finden, welche von einer so glücklichen Vorbedeutung für den günstigen Erfolg des Werkes sind, das dargestellt werden soll. Die Elite der Pariser Gesellschaft drängte sich wieder an diesem Abend in den glänzend erleuchteten Logen; elegante Frauen kamen jeden Augenblick an; der Saal war voll; Zuschauer häuften sich in den Gängen, bei den Thüren des Orchesters und der Gallerien an; Andere, die sich auf Tabourets gestellt hatten, suchten einen Winkel der Bühne durch die Luftlöcher der Logen zu erschauen. Viele Plätze waren, ohne mit lächerlich übertriebenen Prämien „auf der Börse gezeichnet" worden zu sein, wie der Spürhund sagte, zu übermäßigen Preisen verkauft worden. Der Eifer der durch den Ruf des Schriftstellers herbeigezogenen Zuschauer war vielleicht noch bedeutender als er es zwei Jahre vorher, bei seinem letzten Triumphe, gewesen, und dennoch fühlte sich Gilberte plötzlich von einer unbestimmten Angst ergriffen; sie bemerkte, daß im Orchester, auf den Gallerien und in den ersten Logen die Zuschauer sich von Hand zu Hand das Abendjournal reichten, in welchem der Selbstmord von August Clement erzählt war.

So wie die Nachricht von diesem traurigen Ereignisse kreiste und im Saale sich verbreitete, gewahrte, fühlte

Gilberte, so zu sagen, allmälig das eisige Erkalten dieser Menge, welche einen Augenblick zuvor noch eine so große Theilnahme für den Schriftsteller gezeigt hatte. Die Gesichter verdüsterten sich hinter einander unter dem Eindrucke eines dumpfen Unwillens und einer wachsenden Entrüstung. Die junge Frau bemerkte auch, daß das Abendjournal seinen Weg sogar in die königliche Loge gefunden hatte; eine von den Prinzessinnen, nachdem sie es gelesen, gab es ungestüm und mit einer Geberde schmerzlichen Mitleids einem von den Prinzen, ihrem Bruder, zurück.

Plötzlich ertönte das dreimalige herkömmliche Geklingel hinter dem Vorhange; es fand ein Echo im Herzen von Gilberte und erfüllte es mit Bangigkeiten.

Der entscheidende Augenblick war gekommen.

Den Busen wogend, das Auge starr auf die Bühne geheftet, sah nun die junge Frau den Vorhang langsam unter einem finsteren Stillschweigen aufgehen, und sie bekümmerte sich nicht mehr um das, was um sie her vorging.